Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 — 1871.

Erinnerungen

eines

Deutschen Offiziers.

1848 bis 1871.

Von

J. Hartmann,

Königlich preußischer General-Lieutenant z. D.

Zweiter Theil:

Per aspera ad astra.

Zweite unveränderte Auflage.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1885.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz), Würzburg.

Inhalt des zweiten Theiles.

Per aspera ad astra.

Die Wunden, welche das Jahr 1866 geschlagen hatte, waren tief und schmerzlich. An dem vergrößerten Preußen lag es zumeist, sie zu heilen, damit die Nation in freierer Kraft erstarke.

Die Aufgabe war nicht leicht. In Deutschland, welches der Artikel IV des Prager Friedens durch die Mainlinie in zwei Stücke getheilt hatte, bekämpften noch Mißtrauen und Mißgunst den Staat Friedrichs des Großen, in den annectirten Ländern waren die Gegner zahlreich und die depossedirten Fürsten erwarteten eine Wiederaufrichtung ihrer Throne. Nur dem Kriege, nicht der Feindschaft Oesterreichs hatte der Frieden ein Ende gemacht. Die Franzosen blickten mit Eifersucht auf den Glanz der preußischen Siege, ihr Kaiser mit Besorgniß auf das werdende Deutschland. Und der Papismus rüstete sich zum Angriff auf die wachsende protestantische Macht.

Was ich in diesen Jahren erlebte, was der Annectirte in Preußen fand und empfand und wie die Zustände sich weiter entwickelten, will ich jetzt zu schildern versuchen.

1.

In Berlin säumte man keinen Augenblick, das Errungene zu sichern und auszubilden. Vor Allem schritt man dazu, die Länder nördlich des Mains auf Grundlage der im Juni 1866 gestellten Forderungen zu einem stärkeren Bunde zu vereinigen und die neuen Provinzen den preußischen Armee-Einrichtungen entsprechend militärisch zu organisiren. Schon im September trat diese Vergrößerung der bewaffneten Macht ein. In den Elbherzogthümern wurde das IX., in Hannover das X., in Hessen-Cassel mit Nassau und Frankfurt das XI. Armeecorps gebildet. Der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Nassau hatten ihre Truppen des Eides entbunden und ihre Officiere, welche in den preußischen Dienst übernommen wurden, erhielten bereits im November ihre Anstellung.

Wir hannoverschen Officiere standen ohne unsere Schuld diesen Kameraden nach. Der König Georg ließ sich erst in den letzten Tagen des Jahres bewegen, denjenigen Angehörigen seiner aufgelösten Armee, welche ihre Entlassung zu haben wünschten, den Abschied zu ertheilen. Zu unserer traurigen Lage hatte sich die Besorgniß gesellt, daß wir in die preußische Armee zu spät, mit ungünstiger Anciennetät eintreten würden.

Indeß hatte die Regierung versprochen, uns nach der Charge und dem Patent, welche wir in Hannover besaßen, zu placiren, und vertrauensvoll meldeten sich zu Anfang des Jahres 1867 etwa 450 hannoversche Officiere oder zwei Drittel aller zum activen Dienst in dem preußischen Heere.

Mit Spannung erwarteten wir nun unser Geschick. Aber noch lange mußten wir uns gedulden; denn es war für die Militärbehörden eine mühevolle Arbeit, uns angemessen zu vertheilen, um so mehr, je gewissenhafter man dabei verfahren wollte.

Mit lebhafter Theilnahme folgten wir den Ereignissen in Deutschland. Am 24. Februar eröffnete der König Wilhelm den Reichstag, welcher die Verfassung des norddeutschen Bundes berathen sollte, mit einer Rede, die alle deutschen Herzen freudig schlagen und das Ausland erkennen ließ, daß an die Stelle des ohnmächtigen Bundes ein Staat getreten war, kräftig und willens, das halb vollendete Werk durchzuführen. An Deutschland wandte sich die Rede des Königs, alle Erfolge Preußens sollten Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre sein; die ganze Nation zu einigen, stellte er sich und dem norddeutschen Bunde zur Aufgabe.

Der Argwohn gegen den Berliner Hof nahm ab, das Vertrauen zum Grafen Bismarck mehrte sich, in den süddeutschen Staaten drängte ein großer Theil der Bevölkerung zum engen Anschluß an Preußen. Schon jetzt ließ sich erkennen, daß der Main uns nicht von einander schied, daß im Fall der Noth der deutsche Süden dem Norden die Hand zu Schutz und Trutz reichen würde.

Anders hatte es der französische Kaiser erwartet. Er hatte die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich zu seinen Gunsten zu leiten geglaubt und das Resultat des Krieges so lange nicht für ungünstig angesehen, als er die Aussicht, aus den allein stehenden süddeutschen Staaten einen zweiten Rheinbund zu machen, nicht aufzugeben brauchte. Jetzt erkannten die französischen Politiker, daß unser Volk sich ihrem Einflusse entziehe. Napoleon III., auf dessen Glücksstern gleichzeitig die Vorgänge

in Mexiko, welche er frevelhaft herbeigeführt hatte, einen trüben Schatten warfen, hielt sich nicht mehr für so sicher auf seinem Cäsarenthron und die Franzosen nicht mehr für so unbesiegbar, wie früher. Er schränkte die Rede- und Preßfreiheit ein und beschloß, die Lehren des deutschen Krieges in seiner Armee so schnell wie möglich zu verwerthen. Dem jetzt gefürchteten Zündnadelgewehr folgte in Frankreich bald das bessere Chassepotgewehr.

Am 14. März bekam ich Nachricht von der Cabinetsordre, durch welche der König Wilhelm unter dem 9. März die Einsetzung der hannoverschen Officiere in preußische Truppentheile befohlen hatte. Wir waren auf alle Armeecorps, auf alle Provinzen von Ostpreußen bis zum Rhein vertheilt. Ich war nach Cassel versetzt.

Froh, daß die Würfel endlich fielen, erschien mir das Uebrige zunächst gleichgültig. Meinen neuen, wegen seiner Umgebungen gerühmten, nicht sehr entfernten Garnisonort kannte ich nicht. Wir hatten in Hannover wenig Verbindung mit Cassel gehabt. Der Baron und die Baronin wußten wohl von dieser oder jener der dortigen Familien, waren jedoch keiner derselben persönlich bekannt. Die Zustände am Hofe des Kurfürsten hatten nähere Beziehungen erschwert. Die Kurhessen galten für tüchtige Menschen, die abgeschlossen gelebt, muthig und ausdauernd mit ihrer Regierung gekämpft hatten. Daß sie weniger schmerzlich als die Hannoveraner den Untergang ihres Staats empfanden, war begreiflich, weil die Zustände in ihrem Lande lange übel und viel schlechter, als in dem ehemals glücklichen, nur in den letzten Jahren leidenden Königreich Hannover gewesen waren.

Um meinen Bestimmungsort so schnell wie möglich zu erreichen, auch um den schweren Abschied von meinen trauernden Eltern abzukürzen, verließ ich schon am folgenden Tage das Gut.

In Hamburg blieb ich einige Stunden bei Alfred.

„Du wirst Dich sehr vereinsamt fühlen," sagte er. „Du bist nicht gewohnt, allein zu leben."

„Und doch ist es mir lieb, daß ich nicht unter Landsleuten bleibe. Ich fürchtete mich, eine hannoversche Garnison zu bekommen, und beneide diejenigen unserer alten Kameraden nicht, die sich an einigen Orten in größerer Zahl zusammenfinden. Da werden sie sich den Preußen um so schwerer anschließen. In dieser Hinsicht hätte ich Cassel auch nicht gewählt; dort sind halbe Zustände wie bei uns, Altpreußen, Hessen und andere Annectirte."

„Du magst Recht haben; wie man die fremde Sprache am schnellsten lernt, wenn man nur in ihr sich verständigen kann. Auch wird Dir das beste Mittel gegen trübe Gedanken, die Arbeit, nicht fehlen und vielleicht wird sie gar bald ernst."

„Krieg? Den haben wir wohl noch nicht zu erwarten. Die Einzigen, welche ihn vielleicht wünschen, die Franzosen, haben viel Zeit nöthig, bis ihre Armee uns gewachsen ist."

„Es ist sehr unruhig in Frankreich. Wir Kaufleute erfahren das. Meine Principale wollen den Ausfall im europäischen Geschäft durch eine neue Unternehmung decken und schicken mich wieder nach London."

In Hannover, wo ich einige Tage bleiben mußte, traf ich viele Kameraden, die sich ebenfalls zur Reise nach ihren preußischen Regimentern rüsteten. Die meisten äußerten sich zufrieden. Man war bei unserer Einrangirung offenbar wohlwollend zu Werke gegangen. Daß Einige Besseres erwartet hatten, war ebenso unvermeidlich, wie, daß manch preußischer Officier durch unseren Einschub sich für geschädigt hielt.

Aurelius, der in den norddeutschen Reichstag gewählt war, kam am letzten Tage meiner Anwesenheit in Geschäften nach Hannover. Er war wohlgemuth und noch gehoben von der überraschenden Mittheilung, welche Bismarck am 18. im Parlamente gemacht hatte: daß die süddeutschen Staaten gleich nach den Friedensschlüssen des vorigen Jahres für den Kriegsfall sich mit Preußen zu gemeinschaftlicher Action verbunden und ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs Wilhelm gestellt hätten.

„Das war den Franzosen der rechte Bescheid," sagte er und seine Augen glänzten. „In den letzten Tagen haben in ihrer Kammer sehr lebhafte Debatten stattgefunden. Thiers, Jules Favre und Andere verlangen, daß Frankreich die Herstellung eines deutschen Reichs durch Preußen nicht dulde, die vertriebenen Fürsten unterstütze, die „natürlichen Grenzen" in Besitz nehme. Nun haben sie unsere Antwort!"

Aurelius war von seinen Berliner Eindrücken sehr befriedigt. Er schilderte die edele Erscheinung, die feste und milde Sprache des Königs, die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks. Er sprach von dem Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bund: „Einigen ist er nicht liberal genug. Mir scheint nach der anderen Seite, es sind kühne Griffe darin; aber freuen wir uns, daß wir so weit sind! Es war wieder ein vortreffliches Wort von Bismarck: Helfen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon selbst können."

So lieb die Freunde mir waren, ich sehnte mich doch aus Hannover fort; überall aus vertrauter Umgebung trat die Vergangenheit quälend hervor, ich fühlte mich fremd in der heimischen Stadt.

Es war dunkel, als der Zug Göttingen erreichte. Erlebtes auf Erlebtes drängte sich heran. Die Kameraden schwebten mir vor, die verstümmelten, die gefallenen. Ich mußte an Wichard denken, an meine liebliche Schwester. Und an Adele, die ihre verlorene Liebe in sich vergrub und ihre Jugendschönheit freudlos trug. Wir hatten uns monatelang nahe gewohnt, ich hatte sie gemieden, sie mich gesucht, um von Alfred zu sprechen, der mit meinen Eltern die innigste Verbindung unterhielt, aber das Gut mied.

Cassel, welches ich in später Abendstunde erreichte, führte mich in die Gegenwart und Wirklichkeit sonderbar zurück. In einem Hôtel am Königsplatze, der — es war die Zeit der Messe — mit Kaufbuden besetzt war, stieg ich ab. Trübe gestimmt und müde legte ich mich nieder und wünschte zu schlafen.

Da drehte der Wächter auf dem Platze unter meinem Fenster seine Schnarre, das altmodige Instrument, dessen Geräusch den Dieben anzeigt, wo er ist. Ich ärgerte mich über den Mann.

Als er ausgeschnarrt hatte, hörte ich ein Ho—ho—ho-Rufen; bald darauf rief eine andere Stimme ebenso oder ähnlich. Was mag das bedeuten? Etwas Bedrohliches wohl nicht, denn es folgte nichts Anderes als wieder ein Ho—ho! Aber es war genug, mich zu peinigen; die Zeit verging und ich konnte nicht einschlafen.

Nun blieb es still. Doch nicht lange. Da ertönte aus der Luft ein anhaltendes Tüt—tüt—tüt. Nach einer Pause begann es wieder, schwächer; ich zählte zwölfmal Tüt! Der Thürmer bläst die Zeit, Mitternacht; vielleicht nach allen vier Himmelsrichtungen. Richtig! Wieder stärker tutete es zwölfmal und dann noch einmal am stärksten zwölfmal. Gott bewahre mich! Wie wird es mir in Cassel ergehen? Mit der Frage schlief ich endlich ein.

Am Morgen fragte ich den Kellner sehr verdrießlich: „Giebt es hier keine Thurmuhren?"

„Freilich."

„Weshalb bläst denn der Mann die Stunden von dem Thurm?"

„Das ist ein Wahrzeichen von Cassel."

„Deshalb muß er blasen?"

„Das nicht. Die Uhr hat nun einmal nur hundert Schläge für den Tag.“

„Ach so! Was rufen die Leute auf dem Königsplatze in der Nacht? Ho—ho, Hallo oder so?“

„Das ist auch ein Wahrzeichen, das berühmte Echo. Sie müssen es heute Nacht selbst probiren. Sie stellen sich über den Stein, der mitten auf dem Platze ist; auf dem rufen Sie, und dann antwortet es aus der Erde heraus. Jeder, der in der Nacht vorübergeht, macht sich das Vergnügen.“

„Das habe ich gemerkt.“

Ich schickte ihn weg und zog zum ersten Male die preußische Uniform an, wobei ich an die Zeit denken mußte, als ich die hannoversche ablegte. Die Aeußerlichkeit zeigte mir, was, mit vielen Anderen, auch ich verloren hatte. Dazu meine verminderte Bedeutung. Als hannoverscher Officier hatte ich es bereits zu einer gewissen Geltung gebracht; meine Stellung war eine andere als des Lieutenants in der Front, nicht ohne einigen Einfluß gewesen. Nun sollte ich gewissermaßen von unten wieder anfangen und unter ungleich schwereren Verhältnissen, als vor zehn Jahren.

Ich zog die preußische Uniform an mit dem Vorsatz, den Muth nicht sinken zu lassen. Sie war zweckmäßiger, weil billiger, aber nicht so schön, wie meine frühere; denn in Preußen trägt die Linie keine Stickerei. Nachdem ich ganz vorschriftsmäßig gekleidet zu sein glaubte, ging ich, meine Meldungen abzustatten. Zuerst zu meinem Bataillons-Commandeur, dem Major von Trzemonski-Sabrzy. Er war nicht zu Hause. Dann nach der Caserne. Auf dem Hofe exercirten einige Compagnien. Ein Lieutenant des Bataillons kam auf mich zu, ich ging ihm entgegen, nannte meinen Namen und er antwortete: „Virlach. Sie wollen sich melden? Der Major ist weggeritten. Sie sind der Compagnie des Hauptmanns Wulkow zugetheilt. Er ist in der Caserne, ich werde Sie zu ihm führen.“

Der Hauptmann Wulkow, nicht mehr jung, ein starker, mittelgroßer Mann mit rundem, unbeweglichem Gesicht, war in der Stube seines Feldwebels, hörte meine Meldung an, hieß mich dann militärisch kurz, aber freundlich willkommen, fragte, wo ich abgestiegen sei, und sprach: „Faldwabel, notiren Sie!“ Seine Sprache hatte für mein Ohr eine auffallend dunkele Färbung. Dann fragte er, ob ich mich schon weiter gemeldet hätte, und befahl auf meine Antwort, daß er der erste meiner Vorgesetzten sei, den ich die Ehre hatte kennen zu lernen, mit befriedigter Miene dem

Feldwebel, die Herren aufzuschreiben, bei denen ich mich melden mußte, und eine Ordonnanz zu commandiren, die mich führe.

Als der Feldwebel hinausgegangen war, sagte er: „Ihr Anzug ist ganz richtig. Die Scharpe tragen wir anders. Arlauben Sie, ich warde es Ihnen zeigen. Uebermorgen ist Seiner Majestät Geburtstag. Kommen Sie heute um sachs Uhr in meine Wohnung, da warde ich Ihnen für die Parade die Griffe mit dem Dagen zeigen."

So etwa war sein Dialect.

Als der Feldwebel wiederkam, entließ der Hauptmann mich. Draußen wartete der Premieur-Lieutenant Birlach. „Ich gehe ein paar Schritte mit Ihnen," redete er mich an. „Da Sie von Ihrem Hauptmann zu mir kommen, so sahen Sie schon etwas von unserer Musterkarte. Der Hauptmann Wulkow ist Ostpreuße, ich bin Kurhesse, annectirt wie Sie." Weiter sagte er: „Falls Sie noch keine Wohnung haben, empfehle ich Ihnen die bei dem Herrn von Wahlhausen. Sie gehen nahe bei Ihrem Hôtel durch die Wolfsschlucht und brauchen dann nur zu fragen."

Ich dankte ihm und ging weiter. Der commandirende General des XI. Armeecorps von Plonski nahm mich an, eine schmächtige Gestalt mit feinem Kopf, Verstand, großer Ruhe und Herzensgüte im Gesicht. Auch den Gouverneur von Cassel, den Divisions-Commandeur und andere Generale lernte ich kennen. Alle empfingen mich mit Wohlwollen, so daß ich ermuthigt und mit angenehmen Eindrücken zuletzt wieder nach dem Hause kam, in welchem mein Bataillons-Commandeur wohnte, der jetzt anwesend war und mich eintreten ließ. Der Major von Trzemonski, ein für seine Stellung junger Mann, der es verstanden hatte, sich vorwärts zu bringen, wohl kaum so alt wie der Hauptmann Wulkow, sehr sorgfältig gekleidet, mit dem „Pour le mérite" vor dem Rockkragen und mit Manieren, die er gewiß für vornehm hielt, trat mir freundlich entgegen und äußerte den Wunsch, daß es mir in der preußischen Armee gefallen möge. Während er sprach, glitten seine Augen heimlich über meine Gestalt und meinen Anzug, mit dem er zufrieden zu sein schien. Ueberhaupt kam es mir vor, als ob ich ihm gefalle. Vielleicht trug dazu bei, daß ich ihn gleich Herr „Oberstwachtmeister" nannte. Hiernach mochte er mich für gelehrig halten. Trotzdem sprach er: „Manches wird Ihnen schwer werden, denn die hannoveranischen Reglements waren ganz anders, als die unsrigen. Die hessencasselschen Officiere hatten es leichter, die kurfürstlichen Truppen waren preußisch organisirt und bewaffnet. — Uebermorgen ist unseres

allerhöchsten Kriegsherrn Geburtstag. Es thut mir leid, daß Sie den Parademarsch noch nicht mitmachen können."

Er mochte mein Erstaunen bemerken, denn er fuhr fort: „Ich mag es nicht wagen. Es ist besser, Sie sehen nur zu. Morgen ist Parole, da kommen Sie, — in diesem Anzug. Ich werde Sie dem Officiercorps vorstellen. Am Tage nach Seiner Majestät Geburtstag sollen Sie den Fahneneid leisten. Adieu!"

Ich war also wieder Rekrut, wie vor zwölf Jahren. Auch damals war meine erste Diensthandlung das Zusehen bei der Parade an Königsgeburtstag, auch damals wurde ich Tages darauf beeidigt. Wieder Rekrut! Aber nur Muth!

Die Stadt Cassel, so viel ich bei diesem ersten Gange davon sah, gefiel mir gar nicht. Die Häuser, auch ansehnliche und öffentliche Gebäude, waren äußerlich verwahrlost und im Innern selbst da, wo hochgestellte Personen wohnten, ausgetretene Holztreppen und zerrissene Flurtapeten nicht selten, in einem vornehmen Hause kleine, von der Zeit gefärbte, in schmutzigen Regenbogenfarben schillernde Fensterscheiben. Nur den Bäumen der Aue, auf welche ich von der Bellevuestraße einen Blick warf, hatte die allgemeine Vernachlässigung anscheinend nicht geschadet; sie sahen so kräftig aus und waren so groß, daß sie belaubt die Aussicht von der hoch und schön gelegenen Straße verdecken mußten.

Als ich nach dem Hôtel zurückkam, stand da eine Ordonnanz, mit Büchern unter dem Arm auf mich wartend. Der Hauptmann Wulkow schickte allerlei Dienstbücher, mir willkommen zu meiner Instruction.

Dann ging ich zur table d'hôte unten in den Speisesaal, dessen Wände mit mehreren großen Bildern verziert waren. Die des Königs Wilhelm und der Königin Augusta waren, den Rahmen nach zu urtheilen, neu hinzugekommen. Mein Platz wurde mir einem nicht schlecht gemalten Bilde des letzten Kurfürsten gegenüber angewiesen. In meiner Nähe war bis jetzt nur ein Gast, etwas entfernt auf der anderen Seite der Tafel. Ich saß stumm da und betrachtete den depossedirten Kurfürsten.

Aber nicht lange nach mir kam der commandirende General. Er war unverheirathet, sein Haushalt noch nicht eingerichtet, er speiste deshalb täglich in diesem Hôtel. Als ich aufstand, begrüßte er mich freundlich, dann auch den anderen Gast, neben welchem er Platz nahm und dem er mich gütigerweise vorstellte. Dies war ein preußischer Regierungsbeamter, aus den alten Provinzen hierher versetzt. Nun kamen noch einige Herren vom Civil und mehrere Officiere von dem Casseler Husaren-Regiment, Männer

aus guten Familien, die meisten Altpreußen, so auch die, welche sich neben mich setzten, die Lieutenants von Ellerbach und von Stromer, und alle von den besten Formen. Sie waren beflissen, mir den Eintritt in die neuen Verhältnisse durch artiges Entgegenkommen zu erleichtern. Der commandirende General sprach nicht viel, und es war seine Gewohnheit, leise zu sprechen; ich freute mich aber an seinem guten und bedeutenden Gesicht. Die Unterhaltung war ungezwungen und munter. Ich kam in dieser Gesellschaft in eine bessere Stimmung.

Nach Tische setzte ich mich zu den Büchern des Hauptmanns Wulkow und nahm zuerst das Exercir-Reglement vor. Das war kein angenehmes after-dinner! Alle Commandos anders! Ich mußte nicht allein Neues lernen; ich sah ein, daß es schwerer sein würde, das Alte zu verlernen. Gleich anfangs „Stillgestanden!“ statt unseres „Vor Euch!“ Gelesen erscheint Letzteres unsinnig, Jenes sehr verständlich. In der Praxis ist es aber anders, denn „Stillgestanden“ wird einsilbig ausgesprochen. Da mußte das Wort ja schwerer sein als der Name meines Majors Trzemonski-Sabrzy. Ich nahm mir vor, bei jedem Commando, welches ich in der nächsten Zeit zu geben haben würde, zwei Verstandesoperationen auszuführen: das hannoversche Commando abzuweisen und erst dann auf das preußische mich zu besinnen. Würde ich einmal aus alter Gewohnheit „Vor Euch!“ commandiren, Keiner verstände mich, Alle hielten mich für verrückt, — es wäre schrecklich!

Länger als zwei Stunden hielt ich es bei der Lectüre nicht aus. Die Nothwendigkeit, mir eine Wohnung zu miethen, Herr von Wahlhausen jenseits der Wolfsschlucht, dann daß ich um sechs Uhr bei meinem Hauptmann sein sollte, fiel mir ein. Wie ich bei Tische gehört hatte, fehlte es an Wohnungen; denn wenige Casseler waren weg-, viele Altpreußen zugezogen. Die neu angekommenen Familien mußten sich sehr einschränken, und auch für Unverheirathete war es nicht leicht unterzukommen. Die Husarenofficiere riethen, die mir angebotene Wohnung zu nehmen. Ich ergriff Degen und Mütze und ging nach dem Hause des Herrn von Wahlhausen. Dasselbe war besser, als manche, die ich heute gesehen hatte, nicht elegant, aber ordentlich. Ich wurde eine Treppe hinaufgeleitet, der Hausherr kam mir entgegen und führte mich in sein Zimmer. Als ich ihn hier deutlicher sah, fiel mir sein Gesicht auf, als sei es mir bekannt; doch konnte ich mich nicht besinnen. Er machte den Eindruck eines vornehmen, oberflächlich gebildeten Mannes; sein Anzug war tadellos, auf seinem Wesen lag etwas wie Verwilderung. Gleich nach mir trat eine Dame ein,

die nicht weit von den Sechzigen sein konnte. „Meine Mutter,“ sagte Herr von Wahlhausen. Auch ihr Gesicht fiel mir auf, nicht allein der scheue, ängstliche Blick, sondern auch die Züge; ich glaubte es schon gesehen zu haben. Dann stieg der Sohn mit mir die Treppe hinab und zeigte die Wohnung. Sie gefiel mir, und ich miethete.

„Wie werden Sie den heutigen Abend zubringen?“ fragte er.

Ich antwortete, daß ich noch Dienst habe, darauf studiren müsse und wohl nicht mehr ausgehen werde.

„Ich leiste Ihnen gern im Hôtel Gesellschaft.“

Mich bedankend versprach ich, um neun Uhr in den Speisesaal zu kommen und ging nach der Wohnung meines Hauptmanns, die am Rande der Stadt in einem Garten war. Zwei Knaben, seine Söhne, spielten darin; aus einer Stube klangen andere Kinderstimmen. Die Familie mußte sich in der engen Behausung gewiß sehr behelfen. Als ich gemeldet war, kam der Hauptmann, den Degen an der Seite, heraus und ging mit mir auf dem Wege, welcher den Garten der Länge nach theilte, auf und ab. Jedesmal wenn er umkehrte, trat ich wieder an seine linke Seite, weil ich wußte, daß diese Sitte in Preußen genau befolgt wird. Während er mich, nur von Dienst sprechend, unterhielt, sah er mehreremale nach meiner Mütze, die aber nach Form und Farbe der seinigen ganz gleich war, so daß ich in dieser Beziehung ein gutes Gewissen hatte. Die Abenddämmerung war eingetreten, der Garten leer; da schritt er mit mir in eine Laube, die uns vor profanen Blicken schützte.

„Nun werde ich Sie auf einige Formen aufmerksam machen. Legen Sie einmal die Hand an die Kopfbedeckung. Nebenbei gesagt, wir kommen zu einem Vorgesetzten immer im Helm.“

„Das habe ich nicht gewußt.“

„Wenn Sie mit einem Vorgesetzten sprechen, behalten Sie die Hand an der Kopfbedeckung. Legt er seine Hand auf Ihren Arm, — so —, um Ihre Hand herunter zu ziehen, so leisten Sie Widerstand. Nur wenn er wirklich die Ehrenbezeigung nicht länger will, nehmen Sie Ihre Hand herunter. — Jetzt die Griffe mit dem Degen.“

Ich meldete, daß ich übermorgen die Parade noch nicht mitmachen solle.

„Die Griffe müssen Sie doch lernen.“

„Ich habe die Beschreibung derselben in dem Exercir-Reglement gelesen.“

„Na, lassen Sie sehen.“

Ich leistete Gutes, er war sehr zufrieden und die Lection zu Ende. Als ich um neun Uhr in den Speisesaal kam, war Herr von Wahl-

hausen schon da, der einzige Gast. Nur das Ende der Tafel, an dem wir Mittags gesessen hatten, war erleuchtet. Er hatte unter dem Bilde des Kurfürsten Platz genommen, ich setzte mich ihm gegenüber. Das Gespräch kam gleich in lebhaften Gang. Ich trug wenig dazu bei, denn er erzählte gern bei seinem Glase Wein. Er war ledig geblieben, sein Vater als Beamter vor langen Jahren außerhalb Landes auf eine Kurfürstliche Herrschaft versetzt und dort gestorben; seine Mutter mit ihrer Mutter, einer Greisin, deren Geist, wie ich zu verstehen glaubte, umdüstert war, erst vor Kurzem zurückgekehrt. Herr von Wahlhausen hatte anscheinend nichts Anderes zu thun, als mit den beiden alten Damen hauszuhalten.

Bei seinen Mittheilungen aus dem Casseler Leben, die mich sehr interessirten, vermied er, von dem Kurfürsten und dessen Familie zu sprechen, was mir taktvoll erschien, zuletzt aber auffiel und wohl die Veranlassung wurde, daß ich nach dem Bilde über ihm sah, wobei ich jetzt eine große Aehnlichkeit desselben mit Herrn von Wahlhausen entdeckte. Ich verbarg meine Ueberraschung vielleicht nicht genug, denn mein lebendes Gegenüber warf einen forschenden Blick auf mich. Deshalb erzählte ich ablenkend, daß ich heute einen früheren kurhessischen Officier, den Lieutenant Birlach, kennen gelernt habe, worauf ich erfuhr, daß dessen Vater Wahlhausens Arzt war. Als ich nun erwähnte, daß, wie ich gehört hätte, noch ein anderer vormals kurhessischer Officier, der Premier-Lieutenant von Norgart, in meinem Bataillon stehe, glitt ein Schatten über sein Gesicht. „Sie werden die Familie kennen lernen," entgegnete er, „seine Mutter und Schwester. Es ist ein sehr gesuchtes Haus, ein althessisches, aber den Preußen gastlich geöffnet."

Er leerte sein Glas, stand auf und sagte: „Also morgen früh erwarte ich Sie." Ich begleitete ihn bis an die Hausthür. Es war erst zehn Uhr, der Königsplatz noch belebt, das dreifache Geräusch der vorigen Nacht noch nicht zu fürchten. Ich eilte zu Bett und schlief mit dem Gedanken: Ein sonderbarer Ort, dieses Cassel! — schnell ein.

2.

Am anderen Mittage fand ich mich so zeitig zur Parole ein, daß der Major von Trzemonski vor Beginn der dienstlichen Handlung seine Officiere versammeln und mit ein paar freundlichen Worten mich bei ihnen einführen konnte. Dann fand die Parade der neuen Wachen und darauf die Ausgabe der Parole statt. Zu letzterem Akte bilden alle Adjutanten um den Gouverneur oder Commandanten des Orts einen Kreis. Sämmtliche

auf dem Platze anwesende Officiere legen die Hand an den Helm und bleiben in dieser Stellung, bis in jenem Kreise der Eine dem Anderen die neue Parole in das Ohr geflüstert hat. Ueber diese Förmlichkeit, welche in Hannover nicht beobachtet wurde, spottet man wohl, ohne sie recht zu würdigen. Hat sie auch keine sachliche Bedeutung mehr, sie erinnert an den Ernst des Dienstes, und man achtet in ihr das alte Herkommen.

Nach diesem Akte ging ich zu den anderen Officiercorps, deren Commandeure mich ihren Officieren vorstellten. Die Husaren, mit welchen ich gestern dinirt hatte, nickten mir zu, und die Lieutenants von Ellerbach und Stromer reichten mir die Hand. Ueberhaupt zeigte man sich verbindlich, was dem Fremden angenehm ist und mich ermuthigte.

Diese Form, sich bekannt zu machen, welche wir in Hannover ebenfalls nicht befolgten, weil wir bei unseren kleinen Verhältnissen überall frühere Beziehungen fanden, ist eine passende Art der Einführung. Wie ich später wahrnahm, geht in einer größeren preußischen Stadt selten eine der wöchentlichen Garnison-Parolen ohne die Vorstellung neu Angekommener vorüber. Trotz dieser steten Bewegung kennen sich von den Officieren verschiedener Armeecorps nicht viele.

Der häufige Wechsel und auch die größere Verschiedenheit der persönlichen Verhältnisse, der Familie und Erziehung lassen das preußische Officiercorps nicht so zusammenwachsen, wie das kleine hannoversche, welches ein durch langjährige Bekanntschaft vertrauter Bund war, der auch nicht so sehr, wie es im preußischen Dienst geschieht, auf die vorgeschriebenen Zeichen der Unterordnung zu halten brauchte.

Die Lieutenants des Bataillons nahmen mich mit an ihren Officierstisch, welcher fortan der meinige sein sollte. Man hatte zu meiner Begrüßung eine süße Bowle gemacht, die statt anderen Weins von Anfang an getrunken wurde. Der äußere Abstand von der Eleganz unserer Messen war groß, auch der innere; letzterer besonders dadurch, daß, seltene Ausnahmen abgerechnet, nur die Lieutenants an dieser Mittagstafel theilnahmen. Die älteren Officiere, welchen die hannoverschen Messen Gelegenheit gaben, in gemüthlicher Weise erziehend zu wirken, hielten sich in Preußen von dem Mittagstische der jüngeren fern. Man mochte es diesen gönnen, daß sie zwischen dem Vor- und Nachmittagsdienste einmal sich selbst überlassen, durch keinen Vorgesetzten gehemmt seien; aber die Fröhlichkeit, wenn auch nicht der Lärm, war an unseren hannoverschen Tafeln ebenso groß. Auf die Form wurde an meinem jetzigen Tische wenig Rücksicht genommen.

Man kam und ging nach Gefallen. Am meisten choquirten mich einige Manieren mehrerer altpreußischen Kameraden.

Meine Tischgenossen waren außer zwei Kurhessen und einem Nassauer Altpreußen aus verschiedenen Provinzen, ein Jeder bestrebt, die neue Kameradschaft fester zu schließen und das Seinige zu einem guten Einverständniß beizutragen. Die Lebensanschauungen gingen freilich weit auseinander. Die Kurhessen und der Nassauer waren in bemittelten Verhältnissen aufgewachsen und leichtlebig, die Altpreußen von Kindheit an mehr zur Arbeit gewöhnt. Unter letzteren befanden sich einige, die ihre Erziehung wohl nur dem Cadettencorps verdankten; einer, Namens Herhudt, war Abiturient eines Gymnasiums wie ich. Er war Adjutant eines Obersten und der älteste Premier-Lieutenant im Bataillon. Auf ihn folgte der Lieutenant von Norgart, auf diesen ich, und deshalb erhielt ich meinen Platz zwischen den Beiden. Sie waren in meinem Lebensalter, hübsche Männer, bei Herhudt die Gestalt schön, bei Norgart das feine Gesicht anziehend, Jener, von Geburt ein Erfurter, machte den Eindruck einer ernsten, freudig angeregten Natur, während Norgart ein fröhliches Gemüth zu besitzen und nur vorübergehend nachdenklich zu sein schien. Ich glaubte, bei Beiden den Einfluß der politischen Begebenheiten des letzten Jahres zu erkennen. Mir gegenüber saß Birlach, ein komisch grämlich-lustiger Mensch, und neben ihm zwei Altpreußen, von Tumann und von Rößlin.

Ich dankte Birlach, daß er mir die Wohnung bei Wahlhausens empfohlen habe, in der ich schon behaglich eingerichtet sei, und setzte hinzu: „Noch heute werde ich den Damen meine Aufwartung machen.“ Hierauf wandte ich mich an Norgart: „Sie kennen die Familie wohl auch?“

„Gar nicht!“ antwortete er in einem ablehnenden Ton.

Die Unterhaltung bei Tisch war von Anfang an laut. In meiner Nähe neckten die Altpreußen und Kurhessen einander. „Nehmen Sie dies weck,“ rief Tumann einer aufwartenden Ordonnanz zu, die ihn mißverstand und weg ging.

„Nun lauft der Mensch hinaus!“ sagte Birlach.

„Wie schreiben Sie lauft?“ fragte Tumann.

„Wie schreiben Sie weck?“ fragte Birlach.

„Die unganzen Fenster in der Orangerie sind ja wohl bei der Mainzer Explosion zersprungen?“ sagte Rößlin.

„Zuerst, und als sie nicht wieder heil wurden, hat es ein Hagelwetter gethan,“ entgegnete Birlach. „Jetzt kann Preußen sie einsetzen lassen.“

So lange die harmlosen Späße an der, dazu freilich herausfordernden

Oberfläche Cassels blieben, gingen die Kurhessen scherzend darauf ein. Als aber die Spötteleien den kurfürstlichen Hof berührten, machte Norgart eine ärgerliche Bemerkung, was Herhudt veranlaßte, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

In später Nachmittagsstunde ließ ich mich bei Frau von Wahlhausen anmelden. Mein Besuch wurde angenommen. In einem dämmerigen Zimmer empfingen sie und ihr Sohn mich freundlich, aber nicht unbefangen. Herr von Wahlhausen machte durch eine Bewegung auf die Gestalt aufmerksam, welche in einem Lehnstuhl am Fenster saß. Indem ich mich mit einigen Worten dahin wandte, sagte er: „Großmutter ist harthörig." Die alte Frau, welche den Achtzigen nahe sein mußte, jedoch nach der Art, wie sie sich schnell aufrichtete, rüstig war, sah mich aus ihren tiefen Augen, die unter dem rauhen weißen Haar fast schwarz erschienen, einen Augenblick an und wies auf einen Stuhl ihr gegenüber. Während nun wir Anderen, recht deutlich sprechend, uns unterhielten, wobei sie still sitzend aufmerksam zuhörte, fiel mir an ihrer Tochter Manches auf, was einer Dame nicht wohl anstand. Ihr Anzug war für das Haus reichlich geschmückt, ihre Redeweise etwas polternd und nicht immer zart. Ich erklärte mir dies aus ihrem langjährigen Aufenthalte in dem, von den Stätten der Bildung entfernten Orte.

Nachdem mein Besuch hinreichend lange gedauert hatte, stand ich auf und sagte: „Ich muß noch fleißig sein, denn morgen an Seiner Majestät Geburtstag —"

Da rief die Greisin mit heiserer Stimme: „Fünfzehnte November."

Die Tochter flüsterte ängstlich: „Mutter hat Sie mißverstanden."

Jene aber sah ihre Tochter zürnend an, rief „Josephine!" und fuhr, mich anstierend, fort: „Auf Wilhelmshöhe."

Um in ihre Vorstellung von Festen auf der Wilhelmshöhe einzugehen, für welche die Jahreszeit noch nicht gekommen war, entgegnete ich: „Das ist zu früh —"

„Zu früh," unterbrach ihr Großsohn mich. Ich machte meine Verbeugung, die Alte lächelte und sprach vor sich hin: „Napoleon."

Herr von Wahlhausen begleitete mich an die Treppe. Hier sagte er: „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen eben in das Wort fiel. Großmutter wird leicht aufgeregt, und das müssen wir vermeiden."

In meiner Stube suchte ich Napoleon und den 15. November in dem Gothaischen Hofkalender und fand dieses Datum bei Hieronymus Napoleon als dessen Geburtstag. Nun fiel mir dieses Königs Leben ein, welches

in Cassel manche Beziehung zurückgelassen haben mochte, und jetzt wurde mir auch klar, was ich in dem Gesichte der Frau von Wahlhausen Bekanntes gesehen hatte. Es waren die oft betrachteten Formen des Untergesichts, besonders des Kinns der Bilder von Bonaparte. Aus dem Hause, worin ich jetzt lebte, schienen geheime Fäden rückwärts nach verschiedenen Höfen zu führen. Doch was ging das mich an? Die Wohnung war gut und die Bedienung aufmerksam. Ueber das preußische Reglement vergaß ich Jerome und den Kurfürsten.

Als ich am anderen Morgen auf dem Wege nach der Kirche, in welcher sich die Spitzen der Behörden mit dem Militär zur gottesdienstlichen Feier vereinigten, durch die geschmückten Straßen ging und die Menschen in freudiger Stimmung sah, überfiel mich in der Erinnerung an die früheren Geburtstagsfeste des Königs Georg Heimweh und große Wehmuth. In Hannover konnte sich die Theilnahme an dem heutigen Tage unmöglich in ähnlicher Weise wie in Cassel zeigen, wo die meisten Einwohner sich den Preußen angeschlossen hatten. Hier war die preußische Besitznahme eine Erlösung von tief eingefressenem Uebel; dort hatte sie ein Staatswesen vernichtet, an welchem die Unterthanen mit Liebe hingen. Auch unter dem blinden, verblendeten und schlecht berathenen letzten König waren Moral und gute Sitte, um welche die tüchtigen Hessen seit Generationen kämpfen mußten, dem Volke nicht geschmälert. In meiner Heimath hatte die Mißregierung einiger Jahre kein solches Uebermaß der Willkür erzeugt, Bestechlichkeit nimmer eine hohe Stufe der Gesellschaft erklommen, Rohheit und Schmutz die Krone niemals besudelt. Dagegen hatte die Annection des Kurfürstenthums vererbten Zuständen schlimmster Art ein Ende gemacht und die preußische Regierung durch die glücklichste Wahl der hierher geschickten Persönlichkeiten bald die neue Provinz sich befreundet. Der commandirende General und mehrere der ihm unterstellten höheren Officiere waren für ihre Aufgabe vorzüglich geeignet und an der Spitze der Civilverwaltung stand ein ausgezeichneter Mann, der Oberpräsident von Möller, ein Staatsmann von feinem, hochgebildetem Geiste, welcher das allgemeine Vertrauen schnell gewann. Die ärgsten Mißstände wurden sofort beseitigt, der erniedrigende Druck hörte auf, einer freieren Bewegung war Raum gegeben. Deshalb konnten die Kurhessen den heutigen Tag mit den Altpreußen dankbaren Herzens festlich begehen, während er in Hannover den Zwiespalt vielleicht nur erweiterte.

Diese Betrachtungen begleiteten mich in die Kirche, und recht trübe gestimmt setzte ich mich zwischen meine neuen Kameraden. Als aber der

Prediger darauf hinwies, daß die Hand des Allmächtigen den König Wilhelm zum Heile Deutschlands geführt habe, da wich die Wehmuth von mir; denn nun wurde mir wieder gegenwärtig, wie undeutsch Georg V. gehandelt, welches Blut er für seinen Wahn vergossen hatte und daß er noch jetzt bestrebt war, zur Schmach des Vaterlandes mit Hülfe unseres Erbfeindes sein kleines Reich wieder zu gewinnen. Und auch ich sagte im Herzen dem König Wilhelm, dem ich treu dienen wollte, Dank.

Nach dem Gottesdienste fand auf dem Friedrichsplatze die Parade statt, der ich, ein Rekrut, zuschauend beiwohnen sollte. Als ich die tadellos aufgestellten Truppen erblickte, schwand vor der Soldatenlust alles Leid; und als ich vor ihnen das Monument des Landgrafen sah, der seine Landeskinder nach Amerika verkaufte, da fühlte ich die Nothwendigkeit der eingetretenen Veränderungen für Deutschland und den Glauben an dessen glücklichere Zukunft noch stärker in mir.

Ueber preußische Paraden wird viel gesprochen, Unkundige machen sich über dieselben zuweilen lustig. Auch ich begriff damals noch nicht ganz, weshalb in Preußen so großer Werth auf Förmlichkeiten gelegt wird; erst später erkannte ich, wie nothwendig dieses hier ist. Die parademäßige Dressur ist bei der jährlichen Einstellung vieler, zum Theil nicht leicht auszubildender Leute, bei den von der Mannschaft außer Reih und Glied in dem Militairhaushalte zu verrichtenden Arbeiten, ein unentbehrliches Mittel, um den Mann zu gewöhnen, jeden Befehl schnell und ohne Schwanken auszuführen und in allen Dingen genau nach der Vorschrift zu handeln. Und weil die Pünktlichkeit hierin dem erfahrenen Beobachter zum Prüfstein dient, sagt man wohl, daß die Truppe, welche den besten Parademarsch macht, sich am besten schlägt.

Neu war mir auch die schöne Sitte, daß jede Fahne beim Passiren gegrüßt wird. Man ehrt damit den Truppentheil und seine Thaten. Selbst der Allerhöchste Kriegsherr versäumt dies niemals.

Neben mir stand ein Officier, welcher zu der neuen Kriegsschule in Cassel commandirt war. Als mein Bataillon, der Major von Trzemonski an der Spitze, vorbei marschirte, sagte er: „Ihr Major kennt die Berliner Paraden ganz genau, er marschirt wie auf dem Tempelhofer Felde." Das Bataillon kam gut vorbei. Im October war die allgemeine Wehrpflicht in den neuen Provinzen eingeführt, und schon marschirten die Ende November eingestellten hessischen Rekruten sicher und mit guter Haltung.

Nach der Parade versammelten sich heute sämmtliche Officiere des Bataillons zum gemeinschaftlichen Mahle in der Officier-Speiseanstalt.

Der Raum war mit der Büste des Königs, preußischen Flaggen, Waffen und Guirlanden passend decorirt und die Musik spielte. Der Major von Trzemonski brachte die Gesundheit des Königs aus und beobachtete bei dem Hochrufen, ob wir Annectirten auch ordentlich mit riefen. Ich konnte nach meiner Ueberzeugung einstimmen und that es in angemessener Stärke. Dann sang die ganze Tischgesellschaft das von der Musik gespielte „Heil Dir im Siegerkranz.“ Daß mir dies gefiel, kann ich nicht behaupten. Einmal wandelte mich hierbei abermals etwas von Wehmuth und der thörichte Aerger an, daß die Preußen auch das „God save the king“, freilich schon im vorigen Jahrhundert, annectirt hatten. Und dann war der Gesang keineswegs schön, Birlach sang neben mir sehr laut und sehr falsch, mein Bemühen, ihn zu den richtigen Tönen zu verhelfen, war ganz vergeblich. Nur der Enthusiasmus, mit dem gesungen wurde, hatte etwas Wohlthuendes. Bald darauf stimmte die Musik das Preußenlied an und auch dieses wurde in derselben kräftigen Art mitgesungen.

Nach dem Essen ließ man die Tische wegräumen und die Lieutenants begannen, unter sich zu tanzen. Nicht allein die jungen; Tumann und Rößlin waren bei diesem, mir unter solchen Umständen fremden Vergnügen die unermüdlichsten. Die Altpreußen, mit Ausnahme von Herhudt, tanzten nicht elegant, und im Allgemeinen wurde es ein bischen wild und sehr laut, worüber die älteren Herren am anderen Ende des Zimmers sich recht zu freuen schienen. Der Major sprach mit Diesem und Jenem, auch mit Lieutenants, wobei ich mehrere Male hörte, daß letztere auf seine Anrede sagten: „Herr Oberstwachtmeister sind sehr gnädig!“ Selbst der Hauptmann Wulkow bat einmal: „Wollen der Herr Oberstwachtmeister die Gnade haben.“ Diese Ausdrucksweise kam mir zu subaltern vor.

Während des Tanzes fragte Birlach mich: „Wollen wir nicht etwas spazieren gehen?“ Gern hätte ich dies gleich gethan, um aus der engen Luft und dem aus dem Fußboden aufsteigenden Staube herauszukommen. Da aber die Vorgesetzten noch da waren, so mochte ich als Neuling mich nicht entfernen und sagte dies. „Ganz recht“, antwortete er. „Ich warte.“

Endlich konnten wir weggehen. Als wir auf der Straße allein waren, fing Birlach an: „Es ist doch gut, daß wir preußisch geworden sind.“ Ich entgegnete: „Ich bin derselben Meinung; aber Sie sind es wohl nicht Alle?“

„Doch, die Meisten.“

„Auch Norgart?“

„Der erst recht.“

„Es liegt immer ein Schleier auf seinem Gesicht.“

„Das sind persönliche Verhältnisse. Sie werden es noch erfahren. Das Haus seiner Mutter gehört zu den angenehmsten. Norgart ist ein vortrefflicher Mensch, auch ein guter Officier, nur etwas verwöhnt. Daß wir so anstrengenden Dienst haben, ganz anders als zu kurhessischer Zeit, verdrießt ihn. Er kann nicht so viel musiciren, er spielt sehr schön Geige, auch Streichquartette und solche Sachen; und seine Schwester Clavier.“

„Das ist hübsch.“

„Ja freilich. Musik ist hier besser als anderswo.“

„So?“

„Und Spohr hat tüchtige Violinlehrer hinterlassen,“ fuhr er fort, ohne bemerkt zu haben, daß ich jene Behauptung anfechten wollte.

„Mit Wahlhausens scheinen Norgarts nicht befreundet zu sein,“ sagte ich jetzt.

„Haben Sie die Damen gesehen?“

„Gestern machte ich meinen Besuch.“

„War die alte Denka auch sichtbar?“

„Wer ist das?“

„Die Großmutter.“

„Ja wohl.“

Wir standen einen Augenblick still, um den hübschen Blick auf die Aue zu genießen; dann stiegen wir zu letzterer hinunter, und Birlach fing wieder an: „Herr von Wahlhausen war früher ein wilder Mensch, bis er eine unglückliche Liebe hatte. Jetzt lebt er sehr ordentlich. — Dies ist das berühmte Marmorbad.“

Ich freute mich über den herrlichen Park, den ich zum ersten Male betrat und der in einigen Wochen, nach Entfaltung der Blätter und Blüthen, ungemein schön sein mußte.

„Hier sind die seit Jahren zerbrochenen Fensterscheiben,“ sagte mein Begleiter, als wir auf dem großen Wege an der Orangerie vorbei gingen.

„Bei Tisch erzählten Sie, daß Herr von Möller in Alles Ordnung bringe. Weshalb läßt er dieses Aergerniß nicht beseitigen?“

„Das wird mit dem kurfürstlichen Hausfideicommiß zusammenhängen, dessen Verhältnisse zu der Regierung noch nicht geregelt sind.“

„Weshalb sehen aber auch die Privathäuser in Cassel so verfallen aus? Das hat doch mit dem hier erübrigten Gelde Nichts zu thun.“

„Wer sein Haus anstreichen lassen wollte, mußte eine Concession haben, und die bekam er nicht ohne Douceur.“

„Pfui!"

„Das hätten Sie hier oft sagen können."

Er brach ab. Ein hochgewachsener Herr mit grauem Haar und etwas gekrümmtem Rücken, eine alte und eine junge Dame kamen uns entgegen. Birlach grüßte sie, was freundschaftlich erwidert wurde.

Als wir uns weit genug entfernt hatten, sagte er: „Das sind Velenburgs."

„Ein schönes Mädchen," bemerkte ich.

„Schön und eine Erbin und wird doch wohl sitzen bleiben, weil die Eltern sich ganz zurückziehen. Die Velenburgs sind immer, weit in die landgräflichen Zeiten zurück, in oberen Hofstellen des hessischen Fürstenhauses gewesen."

Während er dies sagte, stellte ich die stille Betrachtung an, wie anders diese Familie ihren Landsmann grüßte, als die Welfen sich gegen die in den preußischen Dienst getretenen Hannoveraner benahmen, welche sie, und waren es auch alte Freunde, nicht mehr kennen wollten.

Uebrigens war die Aue leer, es fing an dunkel zu werden, und die meisten Menschen in Cassel waren festlich beschäftigt, wenn nicht anders, so doch mit der Vorbereitung der Illumination.

Wir Beiden wanderten noch weit zusammen, bis wir zu dem Mannschaftsballe des Bataillons gehen mußten. Als wir in die Stadt zurückkamen, brannten schon viele Lichter. Wir gingen an den verfallenden Mauermassen der groß angelegten Kattenburg vorbei, deren Bau im Erdgeschoß aufgehört hatte und seit vielen Jahren der Zerstörung preisgegeben war. Dann kamen wir durch ein paar enge Gassen, an deren Ausgängen rechts und links Ketten hingen.

„Was bedeuten die Ketten?" fragte ich. Birlach blieb stehen, um mir die Sache zu erklären: „Dies war ehemals das Quartier der Juden, Abends durften sie nicht hinaus, dann wurden zum Zeichen hiervon die Straßen mit den Ketten gesperrt. Das ist aber schon lange her."

„Dann brauchten die Ketten nicht mehr da zu hängen."

„Eigentlich nicht."

Wir waren am Ziel. Den geschmückten Saal füllten die Unterofficiere und Soldaten mit ihren Frauen und Freundinnen. Das Officiercorps empfing den Bataillons-Commandeur, dieser brachte wieder die Gesundheit des Königs aus, dann wurde der Ball eröffnet und die Casselerinnen tanzten gern auch mit den Altpreußen. Den Lieutenants wurden die Tänzerinnen zugeführt, und Tumann und Rößlin drehten sich im Kreise

unermüdlich wie nach unserem Essen. Der Commandeur und die Hauptleute entfernten sich nach kurzem Aufenthalt, und gleich nach ihnen ging ich nach Hause, auf Umwegen, um noch die Illumination zu sehen. Wenige Häuser waren dunkel geblieben. Wahlhausens hatten nicht illuminirt.

Die letzten Stunden des Tages benutzte ich, einen langen Brief an meine Eltern zu schreiben. Sie erwarteten ausführliche Nachrichten von mir.

Am folgenden Tage wurde ich vereidigt und war nun voll und ganz preußischer Soldat.

3.

Die nächste Zeit verlief in gleichmäßiger Thätigkeit des Dienstes und meines Studiums für denselben. Von Tag zu Tag fühlte ich mich sicherer und mein Gemüth gelangte zu größerer Ruhe; denn auch die Nachrichten von meinen Eltern lauteten so gut wie möglich. Mein Vater, der Baron und der alte Capitän hatten in Hamburg noch einen Tag mit Alfred verlebt, welcher darauf nach London abgereist war. Aus den Briefen meiner Mutter klang gegen ihren Willen immer die Klage ihres Herzens. Als wolle sie sich von ihr losmachen, schrieb sie gleichgültige Dinge. Und Anderes vermied sie, Adele nannte sie nicht. Ihr letzter Brief enthielt Folgendes von Interesse: „In voriger Woche wurden wir durch den Besuch von Jobst überrascht. Es war doch eine Zerstreuung. Er ist ein eifriger Welfe und am Hofe des Königs Georg sehr beliebt. Er selbst sprach hiervon nicht, blieb zwei Tage, bat aber, uns wieder besuchen zu dürfen. Er ist vorsichtig, fast verschlossen, in seiner Rede geworden und wenig theilnehmend. Was ich von Dir erzählte, hörte er kaum an; nur was Du von der Familie Wahlhausen schriebst, schien ihn zu interessiren."

Diese Mittheilung aus meinem Briefe war mir unangenehm. Ich unterließ zwar auch ferner nicht, meiner Mutter zu erzählen, was sie zerstreuen konnte, bat jedoch, das Persönliche für sich zu behalten.

Von meinen neuen Kameraden gefielen Herhudt und Birlach mir am besten. Besonders zu Letzterem, mit dem mich auch der Dienst zusammen brachte, kam ich bald in ein näheres Verhältniß. Er führte mich bei seinen Eltern ein, in deren Hause er wohnte. Der Vater, ein angesehener Arzt, war ein kluger, menschenfreundlicher Herr von feinem Humor; die Mutter eine heitere Dame, angenehm gesprächig, unbefangen und natürlich. Ich ging, wenn ihr Sohn mich dazu aufforderte, gern zu ihnen.

Ein Zufall brachte mich mit einem dritten Kameraden in erfreuliche Verbindung. Eines Sonntags lockte mich die Frühsonne in das Freie.

Die Casseler, die, was sie Gutes hatten, gern lobten, sprachen oft von der schönen Wilhelmshöhe. Ich kannte letztere noch nicht, schob meine Bücher bei Seite und wanderte hinauf. Als ich dort ankam, saß vor Schombardts Hôtel der Lieutenant von Ellerbach, dessen Schwadron in dem Wilhelmshöher Marstall untergebracht war und der hier in den Wintermonaten recht einsam gewohnt hatte. Er rief mir schon von Weitem guten Morgen zu, ich setzte mich zu ihm. Er war lebhaft, gescheut, von einnehmendem Aeußeren und liebenswürdigem Benehmen. Es stellte sich heraus, daß er den Grafen Eberhard gekannt hatte, und dies gab zu weiteren Mittheilungen Anlaß. Ich erfuhr, daß seine Eltern auf dem Familiengute in der preußischen Lausitz lebten, zwei ältere Brüder gleichfalls in der Armee dienten und von seinen drei Schwestern eine noch unverheirathet war. In der Unterhaltung verstrichen ein paar Stunden. Dann wünschte ich seine Pferde, auch die der Escadron zu sehen und sprach davon, wie sehr ich das Reiten entbehre, nachdem ich in meiner letzten hannover'schen Dienststellung beritten gewesen sei. „Wollen Sie eins meiner Pferde versuchen?" Dies nahm ich dankbar an, er ließ satteln und sagte, als wir davon ritten: „Na hören Sie, Sie sitzen gut."

Wir ritten durch die mit Recht bewunderten, weit berühmten Anlagen in den Wald. Ich hatte mich lange nicht so wohl gefühlt. Das Reiten erfrischt das Gemüth wie den Körper und ist in schöner Natur ein großer Genuß. Wir gefielen einander, und er schlug vor, daß ich öfter an Sonntagen komme und mit ihm reite, was ich dann auch mehreremale gethan habe.

Als wir zurück ritten, kam uns an dem „See Lac", wie die Leute hier sagten, eine Equipage entgegen. Ellerbach parirte, wir ließen die Pferde in Schritt gehen, es kam mir vor, als setzte er sich schöner in den Sattel. Ich erkannte in dem Wagen Herrn und Frau von Velenburg mit ihrer Tochter und grüßte, auch Ellerbach grüßte, was höflich erwidert wurde. Das junge Mädchen blickte auf und sogleich vor sich nieder.

„Die halten sich ja wohl ganz von uns zurück?" sagte ich, als wir von dem Wagen entfernt waren.

„Die Particularisten werden schon zu uns kommen," antwortete er. „Es sind ihrer zu wenig, und Cassel ist klein, man muß sich begegnen."

„Der Gegensatz ist auch nicht so scharf, wie in Hannover. — Begegneten Sie dieser Familie schon öfter?"

„Einigemale, zuerst als ich mit Loeringen ritt." — Das war ein Kurhesse, der bei den Husaren diente. „Seitdem grüße ich sie."

„Mir ist es ähnlich ergangen."

„Ellerbachs näherer Bekanntschaft mich freuend, kehrte ich nach der Stadt zurück.

„Mit meinem Hauptmann stand ich auf einem guten Fuße. Er war ein etwas derber und im Dienst peinlicher, in seinem Fache aber sehr bewanderter, braver Mann. Er beurtheilte seine Untergebenen richtig und besaß, wenn ihm auch andere Geistesgaben fehlten und außer seinem Berufe und seiner Familie die Welt ziemlich gleichgültig war, die Fähigkeit, Untergebene zum Dienst geschickt zu machen und zu rechtschaffenem Wandel anzuhalten.

Mein Major schien mich nicht so günstig, wie der Hauptmann, zu beurtheilen. Er gehörte zu denjenigen Preußen, deren ich später mehrere kennen gelernt habe, welche Alles, was nicht auf ihrem Boden gewachsen war, für weniger brauchbar hielten, die Annectirten immer als Fremde betrachteten und, nicht nur unter sich, auch so nannten. Er mißtraute meinen Leistungen, vielleicht auch meiner politischen Gesinnung. Obgleich er in seiner Redeweise höflicher gegen mich, als gegen die altpreußischen Lieutenants war, so verbarg er doch nicht, daß er sich auf letztere mehr verlasse.

Mit dieser Anschauung meines Bataillons-Commandeurs stand das Lob, welches er bei mehreren Gelegenheiten Birlach ertheilte, im Widerspruch. Birlach war ein tüchtiger Officier, hatte aber nicht Gelegenheit, Hervorragendes zu leisten, und scherzte selbst über die ihm zugewandte Vorliebe des Majors.

Alle höheren Vorgesetzten waren wohlwollend gegen mich, aus eigenem Takt oder auch weil der commandirende General durch sein Beispiel zu erkennen gab, daß die Annectirten rücksichtsvoll behandelt werden sollten. Solche Directiven wurden stets genau beachtet.

So lange die neuen Dienstverhältnisse mich ganz in Anspruch nahmen, hatte ich mich um die Politik wenig bekümmert. Unter den Kameraden war fast nicht die Rede davon und andere Menschen hatte ich mit Ausnahme von Birlachs Eltern nicht gesprochen. Ein Brief meines Vaters lenkte zuerst meine Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen, welche zwischen Napoleon und dem König der Niederlande über Luxemburg im Gange sein sollten. Das Großherzogthum hatte seine Eigenschaft als deutscher Bundesstaat durch die Auflösung des Bundes verloren, während in der deutschen Bundesfestung Luxemburg die preußische Besatzung noch geblieben war. Mein Vater schrieb besorgt, daß Bismarck vielleicht gar die Unthätigkeit Frankreichs während unseres vorjährigen Krieges durch die Ein-

willigung in die Abtretung dieses Landes sich gesichert habe, und auch der Doctor Birlach hegte solche Befürchtungen, die ich nach Aurelius' Erzählungen von dem in Berlin herrschenden deutschen Sinn für unbegründet hielt. Doch konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß Napoleon mit dem König von Holland über den Handel einig geworden war, daß Letzterer das Großherzogthum an Frankreich verkaufen und Napoleon sich durch den neuen Besitz den Weg zu weiteren Landerwerbungen bahnen, den Franzosen, die immer unzufriedener wurden, schmeicheln und Preußen schwächen wollte. Die öffentliche Meinung in Deutschland, diesseits wie jenseits des Mains, sprach sich entrüstet über diesen Handel, lebhaft gegen die unruhigen, den Frieden immer bedrohenden Franzosen aus. Andererseits benutzten die Ultramontanen, welche in Napoleon den Hort, in Preußen den Feind des Papstthums sahen, und die Anhänger der entthronten Fürsten die Gelegenheit zu neuen Anfeindungen des norddeutschen Bundes.

Am 1. April interpellirte Rudolph von Bennigsen im Reichstage zu Berlin die Regierung über die Luxemburger Angelegenheit, worauf der Graf Bismarck sofort eine Antwort gab, die, so vorsichtig sie klang, den deutschen Standpunkt entschieden wahrte. Und bald erfuhr man, daß unser Gesandter im Haag den König von Holland über die Ansichten unserer Regierung aufgeklärt und Letzterer nun die Ratification des Kaufvertrages abgelehnt hatte. Das war abermals eine Niederlage Frankreichs und man mußte wohl erwarten, daß Napoleon zu einem verzweifelten Mittel greifen würde, seinen erlöschenden Glanz herzustellen. Indeß merkte man im dienstlichen Leben Nichts von der Möglichkeit eines nahen Krieges; Alles ging seinen ruhigen Weg.

Eines Tages, als ich mit Birlach in dessen Haus trat, kam Herr von Velenburg die Treppe herunter und redete meinen Kameraden an: „Sie haben sich ja lange nicht bei uns sehen lassen, kommen Sie bald Abends."

„Sehr gern, Excellenz," antwortete Birlach und stellte mich vor. Der alte Herr machte eine höfliche Verbeugung und sagte mir: „Wenn ich Sie bitten darf, begleiten Sie Ihren neuen Freund."

Ueberrascht verneigte ich mich, und er verließ das Haus. Die zuvorkommende Einladung fiel mir auf, die letzten Worte klangen, als wisse Herr von Velenburg etwas von meinen alten Freunden.

„Meine Eltern haben von Ihnen erzählt," sagte Birlach, als wir in seiner Stube waren. „Herr von Velenburg kommt oft zu uns, Vater ist seit vielen Jahren sein Arzt."

Nun wollte ich zwar meiner Trauer wegen Gesellschaften vermeiden,

einige Besuche bei den Damen meines Bataillons und der höheren Officiere mußte ich aber dennoch machen. Ich gab am folgenden Tage meine Karten bei Herrn und Frau von Velenburg ab und begann meine anderen Visiten. Der Major von Trzemonski war unverheirathet und hatte in seinem Bataillon nur zwei Damen. Die eine traf ich nicht zu Hause, Frau Hauptmannin oder richtiger Herr Hauptmann Wulkow nahm mich an. Die Stube war mit soliden Möbeln überfüllt, die Wände hingen voll Bilder in glänzenden Rahmen. Aus der Nebenstube klangen Kinderstimmen.

„Meine Frau wird sich freuen und gleich hier sein," sagte der Hauptmann. „Nehmen Sie Platz. Sie sehen, wie eng wir wohnen und doch war dies das beste Quartier, was wir bekommen konnten. Wir haben wenigstens frische Luft und lange wird es ja nicht mehr dauern."

„Suchen Herr Hauptmann eine andere Wohnung?"

„Ich warte, bis ich Major bin. Wer weiß, wo wir dann hinkommen. Durch meine Versetzung hierher hat man mich in meinem schlechten Avancement etwas vorwärts bringen wollen; dafür läßt man sich das schon gefallen. — Else, kommst Du noch nicht?"

In einer Tapetenwand wurde eine schwere Portiere zurückgezogen und Frau Hauptmannin Wulkow, eine schöne Gestalt, trat ein.

„Sie kommen aus Hannover, Herr Lieutenant?" nahm sie, sich auf dem Sofa niederlassend, das Wort. „Ich kenne die Stadt nicht, hörte sie aber sehr rühmen. Wie gefällt Ihnen Cassel?"

„Gut, gnädige Frau. Ich bin freundlich aufgenommen, und im Sommer muß Cassel angenehm sein."

„Nun ja. Wir sind seit September hier, der Sommer mag für Einiges entschädigen."

„Meine Frau kann Königsberg nicht vergessen."

„Du auch nicht," entgegnete sie, ihn anlächelnd. „Es war das erste Mal, daß ich meine Vaterstadt verließ."

„In Preußen wird man oft versetzt," bemerkte ich.

„Wir haben darin Glück gehabt und nur in Königsberg gestanden."

„Weshalb wir noch immer Hauptmann sind," warf er ein. „Aber meine Frau hat das feldmäßige Leben schnell gelernt."

„Was hilft's?" sagte sie. „Man richtet sich ein."

In der Folge habe ich wahrgenommen, daß die preußischen Damen, die von dem wechselvollen Leben der Männer von früh an hören, über die Ortsveränderungen leicht hinweg kommen. Ueberall finden sie in den Berufskreisen ihres Mannes einen Halt und den gegebenen Umgang. Die

Veränderungen der Scene und Personen beleben die Gesellschaft, vertiefen sie freilich nicht.

Von den Familien der höheren Officiere interessirte mich diejenige des Obersten von Molinski, weil Herhudt dessen Adjutant war. Die gewinnende Persönlichkeit, die militärischen Eigenschaften des Obersten paßten recht wohl für die hier zu lösende Aufgabe der Versöhnung und der Reorganisation. Dagegen hatte seine sehr wohlhabende, aber keineswegs vornehm erzogene Gemahlin zu einiger Kritik Veranlassung gegeben. Es hieß, daß sie komisch und, bürgerlich geboren, auf den Adel ihres Mannes um so stolzer sei. Ihre Tochter Clara galt für hübsch und liebenswürdig. Mit ihr wurde Herhudt, welcher discreter Weise von Molinski's wenig sprach, zuweilen geneckt, worauf ich keinen Werth legte, weil gewöhnlich ein Adjutant zu der Familie seines Commandeurs in ein näheres Verhältniß tritt.

Die Oberstin empfing mich in Gesellschaft ihrer Tochter. Sie war eine kleine corpulente Frau mit geröthetem Gesicht und unruhigen Augen, das junge Mädchen eine schlanke, anmuthige Blondine von vielleicht zwanzig Jahren.

„Der Uebertritt in unseren Dienst ist Ihnen gewiß sehr schwer geworden," so fing Frau von Molinska die Unterhaltung an.

„Er wurde mir durch Manches hier erleichtert."

„Wer so gut königlich ist, wie wir, fühlt mit Ihnen," fuhr sie, mich süßlich anblickend, fort. „Nach Hannover wären wir auch gern gegangen. Der Hof des Königs von Hannover war ja wohl glänzend?"

„Außerordentlich! Etwas altmodisch."

„Ach, das ist hübsch! Aber wie so?"

„Es waren zum Beispiel nur solche Damen hoffähig, welche eine Reihe adeliger Vorfahren nachweisen konnten, wenn —"

„Hm —" unterbrach sie mich und sah vor sich nieder. Ihre Tochter blickte mich prüfend an. Nach einer kurzen Verlegenheitspause sprach jene: „Wie gefallen Ihnen unsere altpreußischen Officiere? Die vom Bataillon kennen Sie wohl schon?"

„Sehr gut! Ganz besonders Herhudt."

Jetzt sah die Tochter plötzlich vor sich nieder. Die Mutter redete weiter: „Sie haben einen ausgezeichneten Commandeur, den Herrn von Trzemonski-Sabrzy. Das ist ein Mann! Er hat den Pour le mérite und eine große Zukunft."

Während dieser Worte hatte Fräulein Clara den Kopf wieder ge-

hoben und mich aus ihren hübschen Augen klar und fest angesehen. Ich begegnete dem Blicke und sprach zu ihr in Gedanken: „Mein Fräulein, Sie haben eine alberne Mutter, aber einen eigenen Willen."

Den letzten Besuch stattete ich bei der Frau von Norgart ab. Ihr Haus machte durch sein stilvolles und gut erhaltenes Aeußere sogleich einen angenehmen Eindruck. Einige Stufen führten in den von vier Säulen getragenen Vorbau. Ein Portier öffnete die Thür. Ein Livreediener meldete mich an.

Die Damen, welchen ich im dritten Zimmer meine Verbeugung machte, die Mutter und die Schwester des Lieutenants von Norgart, überraschten mich durch ihre Schönheit. Beide hatten die Gesichtszüge des Lieutenants, nur noch feiner, und wie er volles braunes Haar und dunkele Augen. Frau von Norgart war eine stattliche, weltklug aber auch gutmüthig aussehende Dame, welche man kaum für eine Fünfzigerin halten konnte; Fräulein Olly von Norgart, zehn Jahre jünger als ihr Bruder, ein Bild vollkommener Jugendfrische. Um so weniger begriff ich die feinen Kummerlinien auf der schneeweißen Stirn und um den lieblichen Mund dieses anmuthigen Mädchens.

„Sie sind kein Fremder für uns," begann Frau von Nogart, „Hugo hat von Ihnen erzählt. Ihre Eltern sind nicht so glücklich, ich habe den Sohn behalten."

Sie bot mir einen Sitz neben ihrem Platze an. „Sie sind zur guten Jahreszeit gekommen und werden sich über unsere Gegend freuen."

„Schon jetzt that ich es bei mancher Aussicht und vielen Bäumen, deren Wuchs man fast mehr bewundert, wenn sie ohne Laub sind."

„Hat Hugo etwa von der Liebhaberei seiner Schwester gesprochen, unbelaubte Bäume zu zeichnen?"

„Nein, gnädige Frau. Doch begreife ich das vollständig."

„Freilich ist ein Baum im vollen Frühling am schönsten," sagte jetzt Fräulein von Norgart mit natürlichem Ausdruck und einem ungewöhnlich angenehmen Organ; „aber ich bringe ihn nur richtig auf die Leinwand, wenn ich weiß, wie er unter den Blättern aussieht."

„Wäre doch Jeder so gewissenhaft!" rief ich aus. „Viele stellen die Dinge falsch dar, weil sie den Zusammenhang nicht kennen."

Die Mutter sah mich an, als hätte ich etwas Ueberraschendes gesagt; die Tochter schlug die dichten Augenwimpern nieder.

„Gewiß!" sagte Jene und fuhr dann fort: „Da Sie sich für Bilder zu interessiren scheinen, so sind Sie wohl schon in unserer Gallerie gewesen?"

„Noch kam ich nicht dazu. Ich hörte zu meiner Freude, daß man sie jetzt leichter sehen kann, als zu kurfürstlicher Zeit, wo sie fast immer verschlossen war."

Da ich wahrnahm, daß meine letzten Worte die Damen unangenehm berührten, setzte ich hinzu: „Was mußten wir uns vor sechszig Jahren gefallen lassen, was hat Napoleon Alles nach Paris geschleppt! Nur gut, daß wir die Bilder wieder haben!"

„Nicht alle," sagte das Fräulein. „Und auch der damalige Kaiser von Rußland hat Unrecht gethan, denn er hat sich mehrere der besten angeeignet."

„Wer weiß, ob nicht einer seiner Nachfolger sie herausgeben muß," scherzte ich.

„Es ist günstig, daß Herr von Möller so viel Kunstsinn und feines Verständniß besitzt," sprach jetzt die Mutter. „Er interessirt sich lebhaft für unsere Gemäldesammlung und denkt schon an einen Neubau. Da würden die Schätze erst recht an das Licht kommen."

Die Eindrücke, welche ich bei diesem Besuche erhielt, vervollständigten einige Andeutungen, die mir über Norgarts gemacht waren, ohne dieselben aufzuklären. Auch an dieses Haus mochte irgend ein Casseler Dämon angeklopft haben. Er hatte gewiß keinen Einlaß gefunden, aber wohl die Ruhe der Bewohner gestört, deren vornehme, edele Denkungsart keinen Zweifel zuließ und die meine Theilnahme erregten.

Schon an einem der folgenden Tage wurde ich von Herrn und Frau von Velenburg eingeladen, mit Birlachs den Abend bei ihnen zuzubringen. Auf dem Wege dahin sah ich Jene vor mir, ich holte sie ein und wir gingen zusammen. Nicht weit von Velenburgs Hause begegnete uns der Major von Trzemonski, grüßte Birlachs Eltern sehr verbindlich und sah mich verwundert an. Der Doctor erwiderte den Gruß auf das Höflichste, machte aber weitergehend ein moquantes Gesicht. Der Major sah sich noch einmal um, als wir in das Haus traten.

Herr von Velenburg stellte mich seinen Damen vor. Seine Gemahlin hieß mich mit dem sanften Ausdruck ihres Gesichts freundlich willkommen. Ihre Tochter, von dem Doctor und der Doctorin „Fräulein Julia" angeredet, hatte sehr regelmäßige Züge, dunkelblondes Haar und eine eben voll erblühte, mittelgroße Gestalt, welche sie stolz trug.

Bald nach Beginn des Gesprächs stellte sich heraus, daß Herr von Velenburg die Familienbeziehungen des Barons und der Baronin, auch meiner Mutter kannte, was mich nicht wunderte, weil er ein Hofmann von

altem Adel war, und solche Herren die Geschlechter der Standesgenossen im Auge zu behalten pflegen. Aber angenehm wurde ich überrascht, als er von meines Vaters Dienstaustritt wie von einem bekannten Ereignisse und in ehrender Weise sprach, wobei er mit wehmüthigem Ton andeutete, daß in Kurhessen betrübende Fälle solcher Art häufiger gewesen seien.

Als nun gar Frau von Velenburg schonend merken ließ, daß sie nicht allein den Grund meiner eigenen Familientrauer, den sie von Birlachs erfahren haben mochte, sondern auch Wichards Dahinscheiden wußte, wovon ich bis jetzt mit Niemandem in Cassel gesprochen hatte, da erzählte der Doctor, was in seinem Hause gegen mich noch nicht erwähnt worden war, daß Herr von Velenburg und er im vorigen Jahre nach der Schlacht bei Langensalza dahin gereist und dort längere Zeit geblieben waren, wo sie dann die Schicksale einzelner Familien vernommen hatten. Dies Alles, herzlich und natürlich ausgesprochen, brachte mich den edelen Menschen sogleich nahe, und ich versuchte, den Gefühlen, die mich bewegten, dankenden Ausdruck zu geben. „Der Doctor gehörte dahin, und ich hatte in Cassel Nichts zu thun," erwiderte Herr von Velenburg. „Nachdem der Kurfürst als Gefangener weggeführt war, hatte ich keinen Dienst mehr und, in Langensalza zu helfen, erleichterte unser Gemüth."

Wohl um den kleinen Kreis von den trüben Gedanken abzuziehen, fragte mich Frau von Velenburg: „Wie heißt der preußische Husarenofficier, mit dem Sie ritten, als wir Ihnen auf Wilhelmshöhe begegneten?"

Ich nannte Ellerbachs Namen, erzählte, was mich mit ihm in nähere Verbindung gebracht hatte, und sprach von dem Grafen Eberhard, über dessen Familie der Hausherr ebenfalls orientirt war. So fanden sich viele Beziehungen, welche die Unterhaltung weiter führten und sämmtlich erkennen ließen, daß Herr von Velenburg ein ebenso vorurtheilsfreier, wie ritterlicher Mann, seine Gemahlin eine zu ihm glücklich passende Frau von liebevollem Gemüth war. Nur wie die Tochter eigentlich sei, erfuhr ich an diesem Abend nicht, denn Fräulein Julia sprach wenig. Daß sie aufmerksam zuhörte, zeigte der zuweilen sehr lebendige Ausdruck ihres schönen Angesichts.

4.

Die Inspicirung des Bataillons durch den commandirenden General nahte heran. Der Werth, welcher in der preußischen Armee auf die Inspicirungen gelegt wird, war für mich etwas Neues. Die zu demselben Commandobereich gehörigen Armeetheile sind räumlich so weit getrennt,

daß die höheren Vorgesetzten die meisten ihrer Untergebenen nur einzelnemale im Jahre sehen. Deshalb hängt das Urtheil über letztere zum großen Theil von dem Ausfall dieser periodischen Prüfungen ab, welchen auch die Truppen in der Garnison des Inspicirenden unterworfen werden, um deren Commandeure übrigens nicht minder selbständig gewähren zu lassen und Alle mit demselben Maße zu messen. Das Licht, welches diese Besichtigungen geben sollen, wirft aber einen Schatten vor sich her: das ist die Furcht Derer, die inspicirt werden; Vieler, wenn auch nicht Aller. Ich habe Männer kennen gelernt, die im Kriege den überlegensten Feind nicht fürchteten und im Frieden vor einer Inspicirung die Ruhe verloren; während andere diesem Friedensfeind ebenso kaltblütig, wie dem Kriegsfeind ins Antlitz sahen. Und da Solche ohne Frage vorzuziehen sind, so ist es für die Beurtheilung der Personen zu bedauern, daß der Inspicirende nicht die Tage vor der Prüfung unsichtbar bei den Truppen sein kann.

Der Major von Trzemonski hatte für sein Avancement, geschweige denn für seine Existenz nicht zu fürchten; denn er war ein befähigter Officier, und der General von Plonski wußte an seinen Untergebenen Alles zu schätzen. Dennoch brachte ihn die bevorstehende Inspicirung, die erste, welche er als Commandeur erlebte, in eine fieberhafte Aufregung, welche er vergeblich hinter erzwungener Ruhe zu verbergen suchte. Vor dem Geburtstage des Königs hatte er, wie die Kameraden erzählten, kein Ende finden können, sein Bataillon für die Parade einzuüben, und seitdem quälte er dasselbe von früh Morgens bis zum Abend in einer, der Ausbildung keineswegs förderlichen Weise mit den Vorbereitungen für die Inspicirung. Er wollte durchaus „gut abschneiden", wie die Preußen dies nennen, welches Bestreben ganz ehrenhafte Motive haben kann, bei ihm aber nur aus der Sucht entsprang, etwas Besonderes zu sein und mit der Zeit eine große Rolle zu spielen.

Weil ich diese, von der erwarteten Besichtigung affizirte Gemüthsstimmung erkannte, so fiel mir sein gegen mich verändertes Benehmen weniger auf. Er war plötzlich beflissen, mir seine Gewogenheit bemerkbar zu machen, und ich nahm an, daß er hiermit Nichts weiter bezwecke als mir, einem integrirenden Theile seines Bataillons, den Muth zu geben, dessen Alle bedurften, um vor dem commandirenden General zu bestehen.

Die Besichtigung verlief gut für den Major und auch für mich. Der General von Plonski befahl, daß ich die Compagnie des Hauptmanns Wulkow vorexercire, und lobte mich bei der Schlußkritik, die, weil es Sitte ist, daß die in der Garnison anwesenden höheren Officiere aller

Waffen den Besichtigungen beiwohnen, viele Zuhörer hatte. Nicht etwa nur hierdurch gewann ich größeres Vertrauen für meine Zukunft, sondern noch mehr durch das Urtheil, welches ich, jetzt zum erstenmale, einen commandirenden General über Alles, was er gesehen hatte, abgeben hörte. Dies geschah in so belehrender, klarer und gemessener Weise, daß ich eine vermehrte Hochachtung vor den preußischen Institutionen und ihren obersten Trägern empfing.

Das Lob, welches der General von Plonski hierbei den neu errichteten Truppen seines Armeecorps ertheilte, war nicht ohne politische Bedeutung. Dieselben, erst vor einem halben Jahre aus Stämmen verschiedener Regimenter zusammengesetzt und in einem Drittel ihrer Stärke durch Rekruten aus den neuen Provinzen ergänzt, bildeten bereits in sich einheitliche Körper, die an Kriegsbrauchbarkeit den alten Truppen wenig nachstanden. Die nach allen Richtungen fest gewurzelten Einrichtungen geben der preußischen Armeeorganisation eine Dehnbarkeit, welche immer neue Formationen einzufügen gestattet, ohne die Haltbarkeit des Ganzen zu schwächen, und die in allen Chargen waltende Tradition und Schule erleichtert die Erziehung fremder Elemente. So stand schon im Frühjahr 1867 das vergrößerte Heer in allen Theilen gleichmäßig gebildet und ausgerüstet, schlagfertig da.

Wir hatten deshalb die Drohungen unserer westlichen Nachbaren um so weniger zu fürchten, als die Verbesserungen in der französischen Armee unmöglich weit fortgeschritten sein konnten. Wenn auch die Chassepots, wie die Pariser Zeitungen schwatzten, Wunder thaten, noch waren sie nicht in erheblicher Zahl vorhanden und viel länger mußte es dauern, bis die Franzosen sie zu gebrauchen lernten. Im Gegentheil wurden jene Drohungen uns förderlich, weil sie die deutschen Länder südlich des Mains auf die Unsicherheit ihrer vereinzelten Existenz und auf die Mangelhaftigkeit ihrer Wehrverfassung hinwiesen.

Die Regierung des Großherzogthums Hessen, von dem nur ein Theil zum norddeutschen Bunde gehörte, schloß, obgleich sie separatistisch und österreichisch gesinnt war, eine Convention mit Preußen ab, durch welche die hessen-darmstädtschen Truppen auch im Frieden dem Oberbefehl des Königs Wilhelm unterstellt wurden. Sie sollten dem preußischen Heerwesen entsprechend organisirt werden und als „Großherzoglich Hessische Division" eine dritte Division des XI. Armeecorps bilden. Ihr Commandeur, der Prinz Ludwig von Hessen, kam nach Cassel. Der General von Plonski stellte ihm die Officiercorps vor und gab hierbei seiner Stellung

als Vorgesetzter Seiner Großherzoglichen Hoheit einen auffallend bestimmten Ausdruck. Vielleicht that er dies, um die Strenge des preußischen Dienstes überhaupt hervortreten zu lassen, damit der Prinz sich auf sie berufe in den Kämpfen, welche seiner Gewissenhaftigkeit und militärischen Einsicht bei der Ausführung der Convention am Darmstädter Hofe bevorstanden.

Um noch einmal auf die günstig verlaufene Inspicirung zurückzukommen, wir Kameraden freuten uns, daß unser Bataillon „gut abgeschnitten“ hatte, und am meisten gönnte ich meinem Hauptmann die Genugthuung, daß die richtige Handhabung der Disciplin und Ausbildung in seiner Compagnie hervorgehoben worden war. Er hatte mit großer Sorgfalt, Menschenkenntniß und praktischem Geschick die kurhessischen Rekruten zur Ordnung und Thätigkeit gebracht. Man merkte es im Volksleben und noch mehr in der Truppe, wo man dem gemeinen Manne näher tritt, daß die Mißregierungen auf der Bevölkerung lasteten. Die von der Natur geistig und körperlich gut ausgestatteten Leute waren gleichgültig, dem Trunke geneigt. Ihre urkräftige chattische Art war jedoch nicht erstorben, sondern zeigte bereits gute Erfolge einer verständigen Erziehung.

Der Frühling kam nun mit Macht. Ich war nach der Inspicirung nicht mehr ausschließlich von dem Dienst in Anspruch genommen und machte, um mit der Umgegend bekannt zu werden, weite Spaziergänge, allein oder mit Birlach oder Herhudt.

Als ich mit Ersterem eines Tages über die Fuldabrücke ging, hielt er mich an und wies mit vaterstädtischem Stolz auf deren Asphalttrottoir, das einzige dieser Art in Cassel: „Das ist ganz 'was Neues, aber noch aus kurfürstlicher Zeit. Ausgezeichnetes Trottoir, nicht wahr?“

Unmöglich konnte ich ihn in dieser Unkunde lassen. „In Hannover werden alle Trottoirs so gemacht,“ antwortete ich, auch mit particularistischem Stolz, „schon seit Jahren.“

„Na, na!“ machte er, überzeugt, daß ich prahle.

„Gewiß! da ist ja der Asphalt her.“

„Ei, wirklich? Ich glaubte, dies sei nur hier.“

„Sie sind ein blinder Hesse,“ sagte ich, und er lachte.

Herhudt sprach sich, wenn wir allein waren, gern aus. Da konnte ich dann wohl erkennen, daß sein Herz durch Fräulein von Molinskas Neigung beglückt war, was mich besorgt machte, weil die Mutter gewiß einen vornehmeren Schwiegersohn verlangte. Herhudt selbst deutete einmal an, daß sie auf den Major von Trzemonski speculire, und erzählte nun weiter, wie Letzterer sich seit Monaten vergeblich bemühe, bei Velenburgs Zutritt

zu erhalten, und seine Promenaden nirgends anderswo als in der Gegend ihres Hauses mache. Meine hieraus entspringende Vermuthung, daß die Bekanntschaft mit Velenburgs mich plötzlich in den Augen meines Commandeurs gehoben habe, bezeichnete Herhudt als zweifellos richtig, worauf er fortfuhr: „Der Major hält sich für unwiderstehlich; er ist von seinem Kommen, Gesehenwerden und Siegen überzeugt. Schade, daß Ersteres, das Hinkommen zu der Dame seiner Wahl, ihm bisher nicht gelang; das Weitere fände sich von selbst. Nicht etwa, daß er sich aus der Ferne in das Mädchen verliebt hat. Nicht reizt ihn diese schöne Gestalt, sondern die Annectirung einer Particularistin reizt ihn. Das wäre, wie er sich einbildet, eine politische That, für ihn ein großer Schritt auf den Stufen zur höchsten Macht. Die reiche Erbin aus vornehmem hessischen Geschlecht vermöchte ihn in die Garde und immer weiter zu bringen."

„Wie können Sie dies so bestimmt sagen? Er hat es Ihnen doch nicht anvertraut."

„Das Urtheil über den Major habe ich mir selbst gebildet, das Uebrige sammelte ich mit dem ganzen Schatz meiner hiesigen Personalkenntnisse in wenigen Monaten ein. Hätten Sie nur den vorigen Winter mit uns verlebt! Alt- und Neupreußen wetteiferten in Liebenswürdigkeit, und da hielten von Letzteren Einige mit ihren Casseler Geschichten nicht zurück."

„Ich habe noch keine Indiscretion gehört."

„In den drei oder vier Familien, welche Sie einmal gesehen haben. Ich will auch die Anderen nicht tadeln, die aus der Schule schwatzen. Da sie mit Steinen werfen, wohnen sie wohl nicht in einem Glashause. Die Casseler sind gutmüthig und meinen es nicht böse; aber sie sind vergnügungssüchtig. Das „Morgen wird lustig," was ihnen die Eltern erzählt haben, wirkt nach. Die preußische Gesellschaft ist ihnen zu trocken, sie thun etwas Würze daran."

Ich hatte Lust, mir von Herhudt mehr erzählen zu lassen, als ein Reiter uns begegnete. Sein eleganter Anzug, sein schönes Pferd, der Reitknecht hinter ihm in schwarzem Rock und Hut ohne Cocarde fielen mir auf. Herhudt ging vorbei, ohne zu grüßen.

„Wer mag das sein?" fragte ich.

„Das ist der Prinz Nicolaus."

„Wie kommt der hierher?"

„Er wohnt immer in Cassel."

„Jetzt noch? Was hält ihn in Cassel, mit wem geht er um?"

„So viel ich weiß, mit Niemand. Die Leute sagen, er wolle Fräulein von Norgart heirathen und rechne darauf, daß seine Eltern die Verbindung endlich zugeben.“

„Liebt denn Fräulein von Norgart ihn? Sind sie verlobt? Wie denkt Frau von Norgart darüber?“

„Verlobt sind sie nicht, und seit wir hier sind, kommt er nicht mehr in ihr Haus. Frau von Norgart ist eine kluge Frau, und Mutter und Tochter haben dem Prinzen gewiß niemals größere Annäherungen, als schicklich, gestattet.“

Wir waren an die Fuldabrücke gekommen, und abermals gelangte ich nicht zu weiteren Fragen, weil ein sonderbares Schauspiel unsere Blicke auf sich zog. Die Brücke war mit springenden und schlagenden Menschen beiderlei Geschlechts und aus verschiedenen Ständen gefüllt, Kindern und Erwachsenen. Mehrere Männer hatten ihre Röcke ausgezogen und schlugen damit in die Luft; dieselben Bewegungen machten die Mädchen mit ihren Schürzen. In der Menge erkannte ich Herrn von Wahlhausen, der hin und her sprang und seinen Hut schwenkte. Er sah uns nicht, Keiner achtete auf uns, Alle schienen von einer augenblicklichen Tollheit befallen zu sein.

„Was machen Die?“ fragte Herhudt.

„Ich begreife es nicht.“

„Wir kommen da nicht durch. Lassen Sie uns die Fähre benutzen.“

Wir gingen stromauf, wo eine Fähre nach der Aue hinüber führte.

„Was ist da auf der Brücke?“ fragte Herhudt den Fährmann.

„Das ist alle Jahre, die Maikäfer sind da.“

„Hat das was zu bedeuten?“

„Nu, es ist so Mode bei uns. Es macht Vergnügen, die ersten zu fangen, und Welche glauben, sie hätten Glück davon im Jahr.“

Als wir am anderen Ufer waren und durch die Aue nach unseren Wohnungen gingen, sagte Herhudt: „Ihr Hauswirth hofft am Ende mit dem ersten Maikäfer Fräulein von Norgart zu fangen, trotz des Korbes, den sie ihm gegeben haben soll.“

Seit diesem Nachmittage bedauerte ich Herrn von Wahlhausen noch mehr. Er und seine vereinsamten Damen hatten mir schon oft leid gethan. Es waren drei unglückliche Existenzen, so viel man wahrnahm ohne einen Verwandten, die Damen ohne eine Freundin. Sie empfingen außer dem Doctor Birlach keinen Besuch. Arme kamen oft in's Haus, und keiner von diesen ging unbeschenkt. Auch das liebevolle Betragen gegen einander

zeigte ihr gutes Herz. Weshalb führten sie ein so zurückgezogenes Leben? Der Sohn war durch kein öffentliches Amt gebunden. Weßhalb verließen sie den Ort nicht, wo er nur Qualen empfand? Er kam zuweilen unter diesem oder jenem Vorwande in mein Zimmer, hauptsächlich wohl um sich mit mir zu unterhalten. Er hatte von der Welt nicht viel gesehen, in Cassel eine lustige Jugend verlebt und war, wie die meisten seiner Mitbürger, von dieser Stadt blind eingenommen; leugnete zwar die Mißstände, welche hier geherrscht hatten, nicht, hatte aber für jeden eine Erklärung und bezweifelte, daß es in anderen Orten und Ländern besser sei. Von dem Kurfürsten und dessen Familie sprach er nicht. Als ich die Rede auf den Prinzen Nicolaus brachte und zu verstehen gab, daß ich einen vertraulichen Umgang zwischen Letzterem und ihm voraussetze, verneinte er dies kurz und rauh. Die Politik berührte er einmal; nachdem er dabei aber gehört hatte, daß ich gut preußisch gesinnt sei, that er es nicht mehr, wie er auch übrigens vermied, mit den Preußen in Verbindung zu kommen. Er verkehrte mit einigen Herren, die ihn zu regelmäßigen Promenaden abholten. Abends suchte er seine Bekannten in einem Club auf, welcher von Preußen nicht besucht wurde.

Die alte Denka hatte ich nicht wiedergesehen. Der Doctor Birlach sprach über sie so wenig, wie über seine anderen Patienten; auch die Doctorin äußerte sich über die Casseler behutsam. Von ihnen erfuhr ich mithin über meine Hausgenossen nichts Neues. Mit Frau von Wahlhausen, welche in ihrem Haushalte sehr thätig war, wechselte ich bei zufälligen Begegnungen freundliche Worte. Je mehr sie die Scheu vor mir ablegte, um so deutlicher erkannte ich, daß sie nicht die Erziehung einer Dame genossen hatte. Als ihr Sohn eines Mittags mit ihr und der alten Denka spazierenfahren wollte, sagte er mir, dies sei das einzige Vergnügen seiner Großmutter. Sie fuhren öfter aus, und einmal, als der Wagen vor der Thür stand, sah ich die Greisin am Arm ihres Enkels rüstig die Treppe herunter kommen. Sie erkannte mich und neigte, für meinen Gruß dankend, ihr Haupt.

Um mich von meinen neuen Kameraden nicht abzusondern, besuchte ich mehr als meiner Neigung entsprach, Abends die Wirthshäuser, in welchen sie die letzten Stunden des Tages verlebten. Diese Gewohnheit der altpreußischen Officiere wies auf einen bemerkenswerthen Unterschied zwischen ihrem Lebensgange und dem der annectirten Officiere hin. Letztere waren mit ihrer Heimath, welche sie selten verließen, ganz verwachsen, mit dem Stückchen Erde, auf welchem schon ihre Voreltern gelebt hatten,

durch tausend Fäden verknüpft. Von den Altpreußen besaßen nur wenige eine Stätte, zu der sie immer wieder zurückkehrten; die meisten waren mit dem Vater von einem Berufsorte nach dem anderen gekommen und hatten als Jünglinge, wenn nicht als Knaben, das elterliche Haus verlassen. Ihnen wurde der militärische Verband die Familie; in dem angewiesenen Kameradenkreise suchten sie nach dem Dienste eine ungestörte, bequeme Geselligkeit. Ihre Bekanntschaft auszudehnen, mit anderen Ständen in Berührung zu kommen, danach verlangten sie nicht. Sie waren jedoch aufmerksam und entgegenkommend, wo sich die Gelegenheit bot, und in den großen Gesellschaften, welche der Winter gebracht hatte, bemüht gewesen, sich angenehm zu erweisen.

Nachdem ich unter den Kameraden genauer bekannt geworden war, ging ich seltener in ihre Abendversammlungen und gewöhnlich nur, wenn Herhudt, der ebenfalls gern bei Büchern und Arbeit zu Hause blieb, dorthin kommen wollte. Einzelne Abende brachte ich bei Birlachs Eltern zu, und jetzt forderte mich auch Norgart eines Tages auf, ihn zu seiner Mutter zu begleiten.

Als wir deren Haus betraten, meldete der Diener: „Der Herr Oberpräsident ist bei der gnädigen Frau.“

„Ach, das ist gut,“ sagte Norgart, sich zu mir wendend, und führte mich in die Zimmer.

Ueber den weichen Teppich schreitend, hörten wir durch die offene Thür Fräulein von Norgart sprechen: „Sie haben wieder Recht behalten. Damals glaubten wir es nicht.“

Ihre Mutter nannte dem Oberpräsidenten meinen Namen, er machte in seinem Sessel eine etwas aufrichtende Bewegung, und Frau von Norgart nahm, während wir uns an den Tisch in die noch freien Fauteuils setzten, den Faden der Unterhaltung wieder auf: „Künftig will ich Ihrer Voraussicht ganz vertrauen. Ich würde mir hierdurch die Furcht vor Krieg in den letzten Wochen erspart haben.“ Bei diesen Worten reichte sie ihrem Sohne die Hand.

„Sehen Sie!“ entgegnete theilnehmend der Oberpräsident und fuhr mit weicher, volltönender Stimme, die trotz seines leisen Sprechens jedes Wort deutlich hören ließ, fort: „Allerdings spitzte sich die Luxemburger Frage so scharf zu, daß der Graf Bismarck mit einer Kriegsdrohung antwortete. Jetzt behält, dem Londoner Vertrage dieses 11. Mai zufolge, der König der Niederlande das Großherzogthum als einen von den Mächten

für neutral erklärten Staat. Er läßt die Festungswerke schleifen, und wir ziehen unsere Besatzung zurück. Somit ist dieser Streit erledigt."

„Das klingt, als gäbe es bald anderen Streit," äußerte Frau von Norgart.

„Von unserer Seite gewiß nicht," meinte Herr von Möller, „und hoffentlich von der anderen nicht wieder. Freilich mag die übele Laune der Franzosen durch die Niederlagen, welche die nichtswürdige Politik Napoleons in Mexiko erlitt, noch verschlimmert werden."

„Herr von Bardeleben erzählt schreckliche Dinge aus Mexiko," sprach Fräulein Olly.

Sie meinte einen jungen Mann, Kurhesse von Geburt, der in der österreichischen Armee gedient hatte, mit dem Kaiser Maximilian nach Mexiko gegangen, von dort nach Auflösung der österreichischen Legion in seine Heimath zurückgekehrt war und jetzt als preußischer Officier in Cassel stand.

„Und gewiß richtig," sagte Herr von Möller, indem er wie zu einer Bestätigung den Kopf neigte. „Seine Schilderung des unglücklichen Maximilian entspricht ganz dem Eindrucke, welchen ich von dem Erzherzog vor mehreren Jahren in Triest bekam."

Während er auf den Wunsch der jungen Dame den Fürsten schilderte, der, von Thatendurst und Napoleons Arglist verleitet, einem tragischen Ende entgegen schritt, verglich ich das Bild, welches ich mir von dem ersten Oberpräsidenten der preußischen Provinz Hessen-Nassau nach dem, was man über ihn hörte, gemacht hatte, mit dem mir gegenüber sitzenden Original. Sein Aeußeres entsprach wohl meiner Vorstellung. Der ansehnliche Körper, von der Fülle, die zu dem Alter einiger fünfzig Jahre paßt, trug einen Kopf, nicht schön, aber von großer Wohlbildung, mit freier, denkender Stirn, sehr lebhaften Augen und doch gleichmüthigem Ausdruck. Die behagliche und zugleich bewegliche Erscheinung war gebietend und dabei gewinnend. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei allen Ständen. Daß er, ein unverheiratheter Herr, auch Familien, die nicht zu unserer Gesellschaft gehörten, aufsuchte, wurde von dieser wohl bespöttelt, war jedoch unter den obwaltenden Umständen eine gute Politik, da es seinen Einfluß verbreitete. Er liebte den Umgang mit Damen. Vielleicht war es nur sein Schönheitssinn und der Wunsch, sich an der Auffassung gebildeter Frauen zu belehren, was ihn nach dieser Richtung zog. Das hieraus entstehende Gerede ließ er gänzlich unbeachtet.

Als jetzt eine Pause im Gespräch entstand, redete er mich an.

Er hatte in das Haus, welches er in Cassel provisorisch bewohnte,

einen befreundeten, ebenfalls unverheiratheten Rittmeister aufgenommen, der ihm in den Erholungsstunden Gesellschaft leistete.

Daß dieser Kamerad von den nach Cassel gekommenen Officieren erzählte, und auch von mir gesprochen haben mochte, war anzunehmen, und daß der Oberpräsident, der in Minden geboren war und dessen Verwandte nicht weit von Hannover lebten, die Verhältnisse meiner Heimath genau kannte, erklärlich. Aber es überraschte mich angenehm, daß er von meinem Vater, dem er persönlich nicht begegnet war, wie von einem bekannten Manne sprach.

Nicht lange verweilte er bei diesem Gegenstande. Als er mir die Artigkeit der freundlichen Worte über meinen Vater erwiesen hatte und Frau von Norgart, daran anknüpfend, von den Zuständen in Hannover sprach, sagte er: „Gewiß, die Verhältnisse sind dort schwieriger als hier, liegen aber offener zu Tage.“ Und nun lenkte er das Gespräch mit der scherzhaften Wendung ab: „Was sind die Welfen und ihre Legion gegen die mystères de Cassel!“

Norgarts wurden von dieser Bemerkung peinlich getroffen. Frau von Norgart wiederholte etwas empfindlich: „Mystères de Cassel?“ Herr von Möller nahm auch mein Erstaunen wahr. Ich hatte von einer Welfenlegion noch nichts gehört. Um weitere Fragen zu verhindern, fuhr er sogleich fort: „Heute war ich in diesem Jahre zum ersten Male auf Wilhelmshöhe.“

Frau von Norgart, die zu erfahren hoffte, was er mit den mystères de Cassel meinte, verbarg ihre Ungeduld nicht, schwieg aber still; der Oberpräsident auch, weshalb meine Gedanken ihm neben seiner Gutmüthigkeit etwas schalkhafte Bosheit zuschrieben.

„Waren Sie noch nicht im Wilhelmshöher Schlosse?“ fragte die junge Dame mich. „Sie finden darin viele Sehenswürdigkeiten, auch Bilder.“

Ihr Bruder bemerkte: „Sie reiten lieber in den Wald, wie ich gehört habe.“

„Auch die Rotunde auf dem Schlosse enthält ja wohl eine Merkwürdigkeit?“ warf ich hin. Da Norgarts hierauf nicht eingingen, erklärte Herr von Möller: „Die Wandfläche ist mit großen Portraits aus dem hessischen Fürstenhause bedeckt. Alle Felder sind voll bis auf eines, welches für den letzten Kurfürsten Platz bietet.“

„Und noch Etwas darin müssen Sie sich zeigen lassen,“ setzte Norgart hinzu, „was nicht zu sehen war und nicht mehr zu sehen ist.“

„Das muß in der That sehenswerth sein,“ sagte ich lachend.

„Die Preußen haben es entdeckt und ihm gleich ein Ende gemacht,“ sprach seine Schwester, worauf er erzählte: „Als im vorigen Herbst preußischerseits das Schloß untersucht wurde, fand man eine doppelte Wand und in dieser versteckt ein Archiv; Schriftstücke von großem Werth, wie man sagt.“

„Ich glaube wohl,“ bestätigte der Oberpräsident. „Das bringt mich wieder zu den mystères. Der Kurfürst verlangt die Herausgabe von Familienpapieren, die nach seiner Behauptung in dem Versteck gelegen haben, aber unter den darin gefundenen Sachen fehlen.“

„Man irrte sich da oft,“ sagte Frau von Norgart.

„In diesem Falle wohl nicht,“ entgegnete er. „Alles deutet darauf hin, daß einer von den Wenigen, welche den Versteck kannten, die Papiere weggenommen hat.“

Die letzten Worte versetzten Frau von Norgart in größere Unruhe. Sie suchte sich zu fassen und gleichgültig zu fragen: „Hat die Untersuchung weiter Nichts ergeben?“

„Keine Spur,“ antwortete Herr von Möller, indem er aufstand, um nach Hause zu gehen.

„Was enthalten die Papiere?“

„Das weiß ich nicht. — Nun habe ich noch eine Bitte. Es handelt sich um die Veränderungen in meinem künftigen Hause. Wollen Sie Ihren Rath zu der Einrichtung geben?“

„Sehr gern“, antwortete Frau von Norgart.

„Darf ich Sie morgen früh, schon um neun Uhr, in meinem Wagen abholen?“

„Sie finden mich bereit.“

5.

Mit meinen Eltern stand ich in ausführlicher Correspondenz. Meine Mutter schrieb mir Alles, was auf dem Gute vorfiel, nur von Adele fast Nichts. Jobst war wieder da gewesen; sie fürchtete, er treibe auch in Holstein politische Heimlichkeiten. Der Baron hatte ihn nicht freundlich, der alte Capitän sogar unhöflich behandelt.

Auch von Alfred erhielt ich einen langen Brief. Er glaubte den Zweck, weshalb er diesmal nach London geschickt war, zu erreichen. „Ich studiere wieder Afrika und was sich dort machen läßt, wenn der Suez-Canal fertig sein wird.“ An einer andern Stelle schrieb er: „Eine große Freude war für mich der Umschwung in der Meinung der Engländer

über Deutschland. Bei meiner ersten Anwesenheit in diesem Lande nahm ich zu meinem Aerger wahr, wie gering die Deutschen als Nation geschätzt wurden. Jetzt fängt man an, uns zu respectiren."

Nach einem Spazierritte mit Ellerbach besah ich das Innere des Wilhelmshöher Schlosses, welches mich nach dem, was bei Frau von Norgart davon erzählt worden, noch mehr interessirte. Der alte Castellan führte mich. Unten zeigte er mir die „historischen Zimmer," wie er sich ausdrückte, worin der Kurfürst im vorigen Sommer gewohnt hatte, bis die Preußen ihn als Gefangenen wegführten. In der Rotunde brachte ich die Rede auf die Entdeckung des Archivs, der Castellan sagte unbefangen: „Ich hatte keine Ahnung, daß es existirte, und bin so lange im Schlosse;" und ohne daß ich ihn aufgefordert hatte, setzte er hinzu: „Von den Papieren soll 'was fehlen. Das muß vorher weggekommen sein, denn die Preußen haben Alles bewacht."

Im Mai bezog die Doctorin Birlach eine Sommerwohnung in Schombardt's Hôtel auf der Wilhelmshöhe, was sie in jedem Jahre zu thun pflegte, weil ihr Mann seines ärztlichen Berufs wegen Cassel nicht verließ. Er und der Sohn blieben in der Stadtwohnung. Ich führte Ellerbach bei der Doctorin ein, und da sie jetzt Nachbarn und oft allein waren, so bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen. Nun wurde Ellerbach auch mit Velenburgs bekannt, die zuweilen bei der Doctorin vorfuhren.

Eines Tages hatte es während einer Marsch- und Felddienstübung, die unser Bataillon am Osthange des Habichtswaldes machte, stark geregnet. Beim letzten Ruhehalt hingen noch schwere Wolken am Himmel. Die Lieutenants waren zusammengetreten, Birlach blickte nach der Wilhelmshöhe hinauf, und Norgart sah auch dahin. Tumann faßte meinen Arm und wies mit der anderen Hand auf die Beiden, welche schweigend ihre Augen nach dem Herkules richteten, und Rößlin nickte ihm lächelnd zu. Endlich drehten sie sich um, und Birlach behauptete: „Der Abend wird gut."

„Was wird er gut!" sagte Norgart. „Schlecht wird er."

„Ei, sehen Sie doch den Kopf an, der ist ganz hell," entgegnete der Erste.

„Weil die schwarze Wolke dahinter steht," erwiderte der Andere. „Sie können es ja am Octogon sehen."

„Ja, nein," rief Birlach. „Die Wolke macht es nicht, der Abend wird schön."

„Die Casseler sehen an ihrem Herkules das Wetter ganz genau," sagte Tumann.

„Das thun wir wirklich," meinte Birlach und lachte.

Der Major befahl: „An die Gewehre!" Während wir zu unseren Compagnien gingen, sagte mir Birlach: „Mein Vater läßt Sie fragen, ob Sie gegen Abend mit uns nach Wilhelmshöhe fahren wollen."

„Sehr freundlich! Aber bei diesem Wetter?"

„Das Wetter wird gut."

„Gern! Ich komme."

Wirklich klärte es sich am Nachmittage auf. Ich fuhr mit Birlachs, Vater und Sohn, nach Wilhelmshöhe. Die meisten Casseler schienen mehr Norgarts, als Birlachs Ansicht gewesen zu sein, denn es war leer oben; auf dem Platze vor Schombardts Hôtel saßen nur auswärtige Gäste. Weiter zurück sahen wir die Doctorin Birlach in der Gesellschaft von Frau und Fräulein von Velenburg; auch Ellerbach hatte sich eingefunden. Wir setzten uns zu ihnen.

„Ist Ihr Herr Gemahl nicht mitgekommen?" fragte der Doctor Frau von Velenburg.

„Ja. Er macht seinen Spaziergang und holt uns dann ab."

Die Doctorin war guter Dinge, Frau von Velenburg freundlich theilnehmend, ihre Tochter und Ellerbach schienen zufrieden zu sein. Wir unterhielten uns auf das Angenehmste.

Da sahen wir den Major von Trzemonski den Platz betreten, sich unter den Fremden umblicken, dann uns entdecken. Nun avancirte er siegessicher, grüßte höchst elegant und bat den Doctor, ihn bekannt zu machen. Jener kam dem Wunsche höflich nach und sprach dann: „Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Major? Bitte, nehmen Sie hier Platz." Er wies auf den Stuhl, von welchem ich soeben aufgestanden war, zwischen sich und seiner Frau. Dem Major schien das nicht der liebste Platz zu sein, doch ließ er sich nieder.

„Es ist sehr schön hier," wandte Herr von Trzemonski sich an Frau von Velenburg. „Ich bin begierig, die weltberühmten Wasserkünste zu sehen."

„Am Himmelfahrtstage springen sie zum ersten Male," nahm der Doctor das Wort. „War unsere Wassersaison vorbei, als Herr Major im Herbst zu uns kamen?"

„Wenigstens war ich damals nicht rechtzeitig hier draußen. Die große Fontaine ist ja wohl das Merkwürdigste? Die von Sanssouci imponirt schon, und die hiesige soll noch höher sein."

„Doppelt so hoch,“ berichtete der Doctor.

„Waren die Damen noch nicht in Sanssouci?“ fragte der Major, über die erhaltene Belehrung hinweggehend. „Ach, da sollten Sie die Reise doch nicht versäumen. Potsdam ist außerordentlich sehenswerth. Von Babelsberg haben Sie gewiß schon gehört, gnädiges Fräulein? Das ist die Perle.“

„Wir reisen vielleicht einmal hin,“ sprach der Doctor weiter. „Es ist lange her, seit ich zuletzt in Berlin war, welches viel größer geworden sein muß. Wo ich damals außerhalb der Stadtmauer vor dem Potsdamer Thor zwischen Feldern und Gärten wohnte, soll Alles mit Häusern bebaut sein.“

„Alles!“ versicherte der Major und wollte sich wieder an die Damen wenden, von denen Velenburgs wie unbeweglich da saßen, während die Doctorin im Interesse ihres Sohnes eine höfliche Aufmerksamkeit an den Tag legte. Herrn von Velenburg hatte ich vom Schlosse herkommen sehen. Als er uns erblickte, war er, seine vergrößerte Gesellschaft beobachtend, einen Augenblick stehen geblieben und seitswärts ausgebogen. Der Doctor sagte: „A propos, Herr Major, mein Sohn erzählte mir, daß Sie Ihren Officieren neulich ein Chassepotgewehr gezeigt haben. Ist das wirklich besser als das Zündnadelgewehr?“

„Es schießt schneller und weiter, hat aber noch einige Fehler,“ antwortete der Gefragte etwas ungeduldig.

Jetzt kam Herr von Velenburg zu uns und erwiderte die Vorstellung des Majors mit einer nichtssagenden Verbeugung. „Es wird wieder regnen,“ redete er seine Frau an, „ich habe den Wagen zumachen lassen.“

„Haben Sie nach dem Herkules gesehen?“ fragte der Doctor. Herr von Velenburg nickte. Sein Wagen kam, er und seine Damen verneigten sich und fuhren davon.

„Es fängt schon an,“ sagte der Doctor, eine Hand ausstreckend und das Gesicht nach oben richtend. „Da wollen wir lieber auch fahren. Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten, Herr Major?“

Dieser stieg mit uns ein und sagte, als der Wagen in Bewegung war: „Es ist schade, daß Excellenz von Velenburg sich so von uns zurückhält.“

„Doch begreiflich, Herr Major,“ entgegnete der Doctor, „wenn Sie seine Stellung zu dem Kurfürsten bedenken wollen.“

„Sehr achtungswerthe Treue,“ meinte Jener, „nur sollten wir unschuldige Werkzeuge der Weltgeschichte nicht darunter leiden.“

„Leiden Sie darunter?" fragte der Doctor und sah ihn voller Theilnahme an.

„Nun, angenehm ist es nicht, so kühl empfangen zu werden."

„Sie müssen das etwas der Localität zumessen. Auf Wilhelmshöhe, nahe am Schlosse, wo Herr von Velenburg früher als einer der Vornehmsten aus und ein ging, ist er immer verstimmt."

„Dann brauchte er ja nicht dahin zu gehen."

„Da haben Sie vollkommen Recht! Er thut es nur seiner Damen wegen. Die sind es auch, die nicht von Cassel weg wollen." Hierbei sah er den Herrn von Trzemonski, welcher durch die letzten Worte angenehm berührt schien, wieder an. „Aber ich schicke sie doch Alle in ein Bad."

„Und dann ist Herr von Velenburg nicht consequent," äußerte nun der Major. „Der Lieutenant von Ellerbach hat, wie es scheint, in der Familie Aufnahme gefunden."

„Das ist zu viel gesagt. Uebrigens hat dies eine besondere Bewandtniß," erklärte der Doctor. „Da sind alte Beziehungen." Jetzt sah er mich an. „Herr von Velenburg hat einen Freund oder Verwandten des Lieutenants von Ellerbach, der bei Königgrätz fiel, einen Grafen — wie hieß er doch? Sie haben ihn auch gekannt."

Nach dieser Aufforderung nannte ich den Namen des Grafen Eberhard.

„Eberhard gekannt."

„So!" sagte der Major befriedigt.

Pfingsten war vorbei. Auch ich hatte die berühmten Wasserwerke gesehen, wobei mir das Merkwürdigste die Hast war, mit welcher die Casseler vom Octogon ab den Berg hinunter stürzten und die Fremden mit sich rissen. Bei jeder Station blieben sie stehen, bis die Wasser ankamen und in demselben Augenblicke stürzten die Menschenwogen weiter bergab. Auf die Weise sah man eigentlich Nichts. Man muß das erst lernen. Das zweite Mal blieb ich unten und genoß das Schauspiel vom Anfang bis zum Ende.

Solch' heitere Stunden waren Erfrischungen, die ich gern auf mich wirken ließ, um meine ernste Stimmung nicht überhand nehmen zu lassen. Besonders jetzt, da die traurige Zeit der Gedenktage des vorigen Jahres begann. Von Langensalza war unter den Kameraden noch nicht die Rede gewesen. Ich vermied davon zu sprechen und sie auch. Es ist jedoch zu viel verlangt, daß junge Officiere von dem Tage schweigen, an welchem sie ihr erstes Siegesreis pflückten, und ich begriff deshalb vollständig, daß am 27. Juni bei Tisch Tumann sagte: „Heute war die Schlacht bei Nachod."

War dies doch wirklich eine ruhmvolle Schlacht! Da er aber hinzusetzte: „Wollen wir nicht eine Bowle machen?“ so antwortete Herhudt: „Nein, denn es war auch die Schlacht bei Langensalza.“

„Ach, das ist ja wahr!“ rief Tumann und schlug mit der Hand auf sein Knie. „Na, seien Sie nicht böse!“

„Gewiß nicht! Dazu fehlt jeder Grund,“ sprach ich freundlich.

„Jetzt will ich Ihnen sagen,“ fiel Rößlin ein, „daß wir uns um diese Stunde ganz nahe gegenüber standen an der Unstrut. Vielleicht haben wir uns deutlich gesehen.“ Er reichte mir die Hand, die ich herzlich schüttelte.

Als der Nachmittagsdienst beendigt war, ging ich nach Hause. Ich mochte nicht in Gesellschaft sein. Obgleich ich in Veranlassung dieser Erinnerungen an Alfred ehegestern, an meine Eltern gestern Briefe abgeschickt hatte, begann ich doch, ohne Lust etwas Anderes zu thun, wieder einen Brief an meinen Vater. Es war die Abendzeit. Wie wir damals um den verwundeten Wichard gesorgt, stand deutlich vor meinen Augen. Da wurde mir ein Telegramm überreicht, es war aus London und lautete: „Wehmüthig der Lieben gedenkend Dein Alfred.“ —

Und gleich darauf erhielt ich einen Brief meiner Eltern. Dieser brachte Freude in den Trauertag, denn mein Vater schrieb: „Die Erinnerungen regten die Baronin so auf, daß der Baron sich schnell entschloß und gestern mit ihr und Adele nach Doberan gereist ist, damit die Gedanken in anderer Umgebung und durch die Verwandten etwas abgelenkt werden. Er hat Christian dahin bestellt. Zu Wichards Todestag wollen sie zurückkommen. Nun beabsichtige ich, diese Zeit mit Deiner Mutter in Deiner Nähe zu verleben und zwar am liebsten auf der Wilhelmshöhe, welche Du so sehr empfiehlst. Telegraphire, ob wir dort Unterkommen finden.“

Am folgenden Tage hatte ich Dienst, deshalb ließ ich gleich einen Wagen kommen, der mich nach Schombardts Hôtel brachte, nicht zu spät, um den Wirth noch zu sprechen. Ich fand, was ich wünschte.

Draußen war kein Mensch mehr zu sehen, weder Casseler noch Kurgäste. Ich fragte nach Ellerbach, er war nicht in seiner Wohnung. Ich ging an dem öden Schlosse vorbei in den Park und setzte mich auf eine Bank an den Teich. Die Luft war ruhig, man hörte kein Rauschen in den Zweigen und sah keine Bewegung auf dem Wasser. Alles war still, die gefiederten Sänger der Nacht hatten ihre Liebeslieder ausgesungen und schliefen in den Gebüschen. Es wurde nicht finster, das Octogon war deutlich zu erkennen und zu beiden Seiten der großen Lichtung hob der dunkele Wald sich gegen den Himmel ab. Noch immer spiegelte sich im

Teiche die Umrahmung prächtiger Bäume. Der Sterne Glanz und Zahl mehrte sich, ihr Flimmern war in der scheinbar ruhenden Welt die einzig sichtbare Bewegung. „Thou, nature, art my goddess," diese Worte fielen mir ein, als ich das wundervolle nächtliche Bild in mir aufnahm. Ueber Alles, was uns quält, hebst Du, göttliche Natur, uns empor.

Lange hatte ich sinnend und genießend da gesessen, als ich Schritte hörte. Aus dem Walde kam eine Gestalt langsam heran. Ich erkannte Ellerbach, der mich nicht bemerkte und ohne meinen Zuruf vorüber gegangen wäre. „O!" rief er erfreut aus und setzte sich zu mir. Er fragte nicht, was mich herführte, aber er sagte, was mir wohlthat: „Ich habe heute an Sie gedacht, es war ein trauriger Tag!"

Ich drückte ihm die Hand und erwiderte: „Er endigte aber mit einer guten Nachricht und dieser angenehmen Begegnung." Dann erzählte ich, durch seine Theilnahme angeregt, von meinen Eltern und sprach von Wichard und Clotilde.

„Wie bedauere ich Ihre Familie!" sagte er. „Die Opfer des Krieges fallen ungleichmäßig. Meine Eltern haben alle Kinder gesund wieder bekommen, obgleich wir drei Brüder und ein Schwager im Felde standen. Und Ihren Schmerz begreife ich am meisten, weil ich weiß, wie lieb man eine jüngere Schwester hat. Ich war schon sechs Jahre alt, als meine Schwester Auguste geboren wurde, sie wurde mein Liebling, und als die älteren Geschwister das Haus verlassen hatten, waren wir, wie Sie und Ihre Schwester, auf einander angewiesen."

Das Gemüth, welches Ellerbach an diesem Abend zeigte, brachte mich ihm noch näher. An seinem Verstande und seiner Strebsamkeit hatte ich mich schon öfter erfreut. Er war auf dem Gute seines Vaters herangewachsen, bis er in die mittleren Klassen des Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Letzteres hatte er in der schlesischen Stadt, wo sein ältester Schwager als Landrath lebte, einige Jahre besucht, war aus der Ober-Secunda in eine Vorbereitungsanstalt für das Fähnrichs-Examen gekommen und dann in ein schlesisches Cavallerie-Regiment getreten. Seitdem hatte seine geistige Entwickelung nur auf dem militärischen Gebiete Förderung gefunden, und er fühlte selbst das Bedürfniß, seine allgemeinen Kenntnisse zu vermehren. Meine Empfehlungen dieses oder jenes Buches erfreuten ihn; wenn ich es ihm brachte, las er es mit Interesse, und seine Urtheile darüber waren oft sehr zutreffend. Im Ganzen stellten sich in ihm die Anschauungen einer guten altpreußischen Adels-Familie dar. Seine Eltern schienen tüchtige Menschen zu sein, welche an den Pflichten und Rechten

ihres Standes festhielten und ihre Ehrenhaftigkeit, Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und fast ausschließliche Vorliebe für den militärischen Dienst auf die Kinder übertragen hatten.

Ungefähr auf derselben Stufe geistiger Ausbildung wie Ellerbach standen Norgart und Birlach. Auch sie verdankten der Familie die Grundlagen für das Leben, Norgart dem Kreise, welchen seine Mutter mit feinem Sinn in ihrem reichen Hause um sich versammelte, Birlach dem Charakter seines thätigen, immer denkenden Vaters, seiner liebevollen Mutter. Ueber ihnen stand Herhudt, welcher seine guten Anlagen durch Aufmerksamkeit auf sich und Andere und durch ernste, hinreichend weit getriebene Studien selbständig ausgebildet hatte.

Meine Eltern kamen. Das Glück des Wiedersehens war unbeschreiblich groß und überwand den Gram, welcher sie niedergebeugt hatte. In der Nähe des Sohnes lebten sie auf, die Schönheit der im hellsten Sonnenlicht glänzenden Landschaft regte sie freudig an.

Der Schmerz hatte in meiner Mutter eine Reizbarkeit zurückgelassen, die ich an der Art erkannte, wie sie alsbald von einem, am Tage vor ihrer Abreise stattgehabten, unangenehmen Auftritt sprach.

Jobst war gekommen und gleich nach ihm der alte Capitän erschienen, um zu erklären, daß mein Vetter den Gutsbezirk verlassen solle oder arretirt werde. Der Capitän hatte die Beweise in Händen, daß Jobst auch in Holstein junge Männer verleiten wollte, sich der preußischen Wehrpflicht zu entziehen und in die Welfenlegion einzutreten, die auf holländischem Boden gesammelt wurde. Nun hatte mein Vater dem Neffen vorgehalten, welch' ein Verrath an Deutschland, wie thöricht noch dazu dieses Unternehmen, wie unverantwortlich es sei, urtheilslose Menschen zu einer sträflichen Handlung zu veranlassen, sie einer höchst unsicheren Zukunft entgegen in die Fremde zu führen. Jobst hatte schweigend zugehört, dann um einen Wagen gebeten und freundlich Abschied genommen.

„Für Georg V., den Urheber alles Unglücks, ließ er Dies über sich ergehen! Für einen solchen König wollen die Welfen Krieg mit Euch!" sagte meine Mutter. Wie war ihr politischer Standpunkt ein anderer geworden! Sie hatte den König Georg nicht mehr vertheidigt, seit er ihren Mann kränkte; jetzt griff sie ihn an, weil er die Preußen bekämpfen wollte, denen ihr Sohn angehörte. Sie war mit den politischen Folgen des Krieges, welcher ihr das tiefste Leid gebracht hatte, versöhnt, weil Vater und ich es waren. Mit ihren Brüdern, mit ihren alten Freunden

unter den Welfen würde sie ganz gebrochen haben, wenn mein Vater nicht verlangt hätte, daß sie wenigstens den brieflichen Verkehr mit ihnen fortsetze.

Meine Eltern waren auf der Herreise einen Tag in Hannover bei Leinaus geblieben und erzählten, wie sehr die Gegensätze sich dort verschärft hatten. Während in Holstein die „Augustenburger", die Anhänger des Herzogs, die neue Ordnung der Dinge, wenn auch innerlich widerstrebend, doch ruhig anerkannten; während in Cassel die Menschen verschiedener Gesinnung sich in keinem Falle herausfordernd begegneten, zeigten die Welfen ihre Unversöhnlichkeit immer schroffer und setzten sich dabei selbst herab, denn sie begingen grobe Verstöße gegen die Schicklichkeit und gesunde Vernunft.

Von Barons und deren Freunden, die so fortlebten, wie ich sie verlassen hatte, wurde ausführlich, nur von Adele wenig gesprochen. Sie wäre still, hörte ich, immer thätig und hülfbereit und liebenswürdig gegen meine, wie gegen ihre Eltern. An Christian hatten Barons Freude; auch über Friedrich konnten sie nicht klagen, nur entsprach seine Laufbahn ihren Wünschen nicht. Er war in den österreichischen Staatsdienst getreten, wozu sein Vater die Einwilligung nicht versagen mochte, so ungern er sie gab. Guido hatte die Anstellung vermittelt und der frühere sächsische, seit dem vorigen Herbst österreichische Minister von Beust, in dessen politische Pläne die Unterstützung des preußenfeindlichen Norddeutschen paßte, hatte den jungen Holsteiner willkommen geheißen.

Mein Vater war viele Jahre nicht, meine Mutter niemals in Cassel gewesen, und Beide überraschte trotz Erinnerungen und Beschreibungen die Schönheit des Wilhelmshöher Parks. Ihr Aufenthalt befriedigte sie bald auf das Vollständigste. Daß sie Virlachs und Ellerbachs Bekanntschaft gleich machten, verstand sich von selbst, und da die Casseler oft heraus kamen, so knüpften sich binnen Kurzem auch andere Verbindungen an, die meinen Eltern, welche zu Hause in größerer Einsamkeit lebten, eine wohlthätige Zerstreuung waren.

Zu den Personen, welche sie gelegentlich kennen zu lernen hofften, gehörte auch mein Bataillons-Commandeur. „Herr Major von Trzemonski erscheint oft," sagte Ellerbach, und die Doctorin lachte. „Velenburgs sind aber seit jenem Tage nicht hier gewesen," flüsterte er mir zu. Als wir an einem der nächsten Abende wieder beisammen waren, rief Ellerbach, den Weg hinunterblickend: „Da kommt Herr Major von Trzemonski."

„Wollen wir ihm entgegen gehen?" fragte mein Vater. Ich machte die Beiden mit einander bekannt. „Große Ehre!" sprach der Major. Wir

kehrten mit ihm um. „Na, Ihrem Herrn Sohn gefällt es bei uns." Vater erwiderte das Passende, während der Major nach allen Plätzen sah, ohne das Ersehnte zu finden. Wir kamen an unseren Tisch, meine Mutter empfing ihn auf das Liebenswürdigste, und wir setzten uns. Die Unterhaltung wollte nicht recht vorwärts, Vater gab sich Mühe, aber Herr von Trzemonski war nicht bei Laune. Nur einmal ließ er seinen Geist leuchten. Die Doctorin hatte auf Mutters Frage nach einem Kaufmann für Damen-Toilette geantwortet: „Wallach".

„Der kurfürstliche," warf er witzig lächelnd ein. „Recht gut. Natürlich, ein Berliner Laden ist es nicht, aber die gnädige Frau kaufen da recht gut."

„Der kurfürstliche?" fragte mein Vater.

„Interessant! Er hatte, als er kurfürstlicher Hoflieferant geworden war, ein neues Schild machen lassen, worauf unter seinem Namen dieser Titel stand. Das sieht der Kurfürst im Vorbeifahren, läßt halten und den Mann rufen. „Erst der Kurfürst, dann der Wallach!" Das Schild ist geändert, man kann es noch sehen. — Charakteristisch?"

Ich freute mich, daß der Doctor Birlach kam, mit dem mein Vater sich lieber unterhielt. Er begrüßte auch den Major auf das Verbindlichste und sagte, indem er sich setzte und an seine Frau wandte: „Velenburgs haben mich in ihrem Wagen hergebracht, sind aber gleich umgekehrt. In der That, es ist besser, es wird schon etwas kühl für Herrn von Velenburg. Endlich habe ich es durchgesetzt, sie gehen nach Karlsbad."

Der Major, aber auch Ellerbach, verbargen bei dieser unerwarteten Nachricht ihre Ueberraschung nicht. Ersterer empfahl sich bald. Als er weg war, fragte die Doctorin: „Nach Karlsbad schickst Du Velenburgs?"

„Herr von Velenburg leidet an einem quälenden Uebel," antwortete ihr Mann, „der Unentschlossenheit. Er glaubt, daß der Anstand ihm einen Besuch bei dem Kurfürsten vorschreibt, und andererseits, daß dieser Besuch ihm keine Freude machen wird. In Karlsbad ist er mit seinen Damen gut aufgehoben und nahe bei Horowitz. Wenn sie wiederkommen, ist er den Zweifel los."

„Dann weiß er, daß der Besuch ihm keine Freude gemacht hat," sagte mein Vater.

„Ganz gewiß."

Meine Eltern waren in meiner Wohnung Herrn von Wahlhausen begegnet, der einige höfliche Worte sprach, welche keine Aufforderung

enthielten, zu seinen Damen hinauf zu gehen. Mutter würde ihr gefolgt sein, weil sie Letztere kennen zu lernen wünschte.

Einmal hatten sie auch einer Garnisonparole zugeschaut, um den commandirenden General wenigstens zu sehen; denn zu seiner persönlichen Bekanntschaft fand sich schwerlich eine Gelegenheit. Der General von Plonski durchstreifte als eifriger Fußgänger zwar oft den Wilhelmshöher Park, suchte jedoch die einsamsten Wege.

Eines Nachmittags hatte der Oberpräsident auf einer Spazierfahrt mit Frau und Fräulein von Norgart vor Schombardts Hôtel den Wagen verlassen, sich durch Frau von Norgart bei meinen Eltern eingeführt und lange bei ihnen verweilt. Und einige Tage später war ihnen der General von Plonski begegnet, wo dann mein Vater sich kurz und gut zu einer Anrede entschlossen hatte, welche von dem commandirenden General in der freundlichsten Weise aufgefaßt und benutzt worden war, seinen Weg in ihrer Gesellschaft fortzusetzen. Von seiner, wie von Herren von Möllers liebenswürdigen Persönlichkeit waren sie auf das angenehmste berührt. So traf Alles günstig zusammen. Nur daß sie Velenburgs nicht kennen lernten, hatten sie zu beklagen.

An einem Sonntag Morgen waren sie nach Cassel zum Gottesdienst gekommen und in der Mittagsstunde gingen wir, da es nicht zu warm war, in die um diese Tageszeit leere Aue. Nur ein Miethwagen hielt am Ufer des Bassins. Wir gelangten bis an den Ort, wo ein Schiffer die Gelegenheit bietet, nach den „Sieben Hügeln", der kleinen Insel zu kommen, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzen soll, daß auf ihr Veilchen und andere Blumen lange vor dem Eintritt des Frühlings, fast zwischen Eis und Schnee, blühen. Wir ließen uns hinüber fahren, schritten zwischen duftenden Rosen nach einem Platze im Gebüsch und befanden uns unerwartet Herrn von Wahlhausen und seinen Damen gegenüber. Wir grüßten sie freundlich, er nannte meiner Eltern Namen, und die alte Denka machte, wie bei meinem Besuche, ein Zeichen, daß Mutter sich neben sie setzen möge. Ich redete sie laut an, und sie lächelte mir bekannt zu. Mutter sagte Frau von Wahlhausen Artiges über meine Wohnung, und Vater ließ sich von ihrem Sohn über die Schönheit des Aue-Parks und die Wunder der Sieben Hügel unterhalten. Dann wurde von Wilhelmshöhe gesprochen, wobei die Greisin ihr Verständniß mehrere Male durch das Wort „schön" zu erkennen gab. Nun fragte ihr Enkel meinen Vater, wann er zuletzt hier gewesen sei, und dieser antwortete: „Als ich meine Studien in Göttingen beendigte, 1827."

„Da wurde ich geboren," bemerkte Jener.

Frau von Wahlhausen blickte auf, als mißfalle ihr etwas an diesen Worten.

„Wir mußten weg," sprach die Denka.

„Vater wurde versetzt," unterbrach der Enkel ihre Rede.

„Blieben Sie lange fort?" fragte meine Mutter.

„Wir sind erst im vorigen Jahre wiedergekommen", antwortete leise Frau von Wahlhausen.

Die Alte nickte und rief: „Er kommt!"

„Du hast mich mißverstanden," sagte ihre Tochter und beugte sich liebevoll zu ihr. Sie aber, ohne auf diese Worte zu achten, wiederholte mit zuversichtlicher Geberde: „Er kommt wieder."

Jetzt trat Herr von Wahlhausen heran: „Wir müssen gehen." Seine Mutter reichte der alten Denka den Arm. Sie erhob sich, streichelte der Tochter Wangen und redete, indem sie sich wegführen ließ, weiter: „Wenn Napoleon hier ist, wird Alles gut."

Frau von Wahlhausen und ihr Sohn grüßten, davon gehend, mit bekümmertem Gesicht.

Wir blieben zurück und schwiegen eine Weile. Dann fing meine Mutter an: „Das ist ja unheimlich! Du solltest eine andere Wohnung nehmen."

„Weshalb?" entgegnete ich. „Weil die alte Frau schwachsinnig ist?"

Auch mit Velenburgs wurden meine Eltern noch bekannt. An einem der folgenden Tage sagte mir Birlach vor Tisch: „Ich soll Ihnen bestellen, daß unsere Familien heute um sechs Uhr nach Schönfeld kommen."

Dies ist eines der kleinen Schlösser, worin König Jerome seine Vergnügungen genossen hat, in einem mäßig großen Park eine halbe Stunde von Cassel anmuthig gelegen.

Unsere Familien waren daselbst noch nicht lange vereinigt, als Ellerbach geritten kam, nicht zur Ueberraschung der Doctorin, die ihn von diesem Ausfluge in Kenntniß gesetzt haben mochte. Und bald kamen auch Velenburgs. Sie wollten am anderen Tage abreisen und Birlachs hier Lebewohl sagen.

Herr von Velenburg und mein Vater hatten viele Anknüpfungspunkte, die älteren Damen Stoff zum Gespräch genug, Fräulein Julia und Ellerbach unterhielten sich nicht minder lebhaft. Ich fühlte mich überflüssig, und Birlach ging es wohl ebenso, denn er kam meiner Bitte gern nach

und zeigte mir den Park. Erst als die Gesellschaft aufbrechen wollte, fanden wir uns wieder ein.

So verliefen die Wochen in allem Betracht angenehm für meine Eltern, denen es schwer wurde, sich von mir und Cassel zu trennen, und die recht erfrischt nach dem Gute zurückkehrten. Mir aber war meine neue Garnison durch ihren Besuch viel heimischer geworden.

6.

Bei der letzten Parole im Juli stattete Ellerbach, den ich seit dem Abend in Schönfeld nicht gesehen hatte, seinen Vorgesetzten aus irgend welcher Veranlassung eine Meldung ab. Dann kam er auf mich zu, ich ging ihm entgegen.

„Was ist denn?“ fragte ich.

„Ich habe bis zum Manöver Urlaub.“

„Das hat sich ja schnell gemacht,“ erwiderte ich und sah in sein vergnügtes Gesicht. „Wohin gehen Sie?“

„Nach Haus.“

„Werden Sie dort die ganze Zeit bleiben?“

Er blickte mich zutraulich an, ließ meine Frage unbeantwortet und sagte: „Ich fahre noch heute. Leben Sie mir recht wohl! Reiten Sie meine Pferde, wann Sie wollen.“

Der Husar wird meinem Major den hessischen Goldfisch wegfangen, dachte ich.

In der zweiten Woche des Augusts erhielt ich zu meiner großen Freude einen Brief von Zettel, mit der linken Hand recht gut geschrieben, worin er mir anzeigte, daß die Ehepaare Aurelius, Wellmeier und er selbst mit seiner Frau am Sonnabend nach Münden fahren wollten und hofften, daß ich auch dahin käme.

An dem bestimmten Nachmittage war ich der erste auf dem Bahnhofe von Münden und empfing sie. Als wir, uns begrüßend, noch auf dem Perron standen, setzte sich der Eisenbahnzug wieder in Bewegung. Ich blickte nach den Coupés in die Höhe und sah in meines Vetters Jobst Gesicht. Er erkannte mich und trat zurück. Ich rief „Jobst!“ Er zog das Fenster in die Höhe und der Zug fuhr davon. „Das war mein Vetter Jobst!“ rief ich aus.

„O!“ sagte Zettel. „Wie ist der in den Zug gekommen? Wir haben ihn nirgends einsteigen sehen.“

„Könnte er sich nicht unsichtbar machen, so wäre er längst arretirt," scherzte Aurelius.

Nicht lange darauf saßen wir im kühlenden Schatten der Bäume an der Höhe und genossen den Blick auf die Waldberge rundum, auf die Stadt und die Flüsse, welche im zitternden Sonnenlicht unter uns lagen. Aurelius und der Senator beschrieben ihre lustigen Studentenfahrten von Göttingen hierher und nach Cassel und die tollen Späße, welche sie in der kurfürstlichen Residenz getrieben hatten.

„Wie gefallen Ihnen die blinden Hessen?" fragte mich Zettel.

„Die sind nicht so blind, wie unsere Welfen," fiel Aurelius ein.

„Ach, laß uns die hier vergessen", unterbrach ihn bittend seine Frau.

„Doch in komischer Weise blind für ihr Land, da geht Nichts darüber," erklärte der Senator. „Das ist chattische Art. Die Chatten hielten sich immer gesondert. Beachten Sie nur, wie unsere Landesgrenze die Sprache abschneidet; Plattdeutsch hört man im nächsten hessischen Dorfe nicht mehr."

„Mir gefällt der Volksstamm sehr gut," sagte ich. „Es ist Mannhaftigkeit, Charakter darin. Und in den Casseler Familien, welche ich näher kennen gelernt habe, fühlte ich mich gleich heimisch. Bei ihnen hat das böse Beispiel mehr abschreckend gewirkt, als gute Sitten verdorben."

Die heiterste Stimmung herrschte in unserer kleinen Gesellschaft. Aurelius war so vergnügt, wie ich ihn früher niemals gesehen hatte. Auch der Senator schien mit den großen Veränderungen des letzten Jahres zufrieden zu sein, nur etwas gezerrt von dem Zwiespalt zwischen der preußischen und welfischen Partei, welcher sich auch in der Stadtverwaltung fühlbar machte. Zettel hatte eine passende Anstellung erhalten. Und wie die Stimmung der Männer auf ihre Frauen wirkt, zeigte sich an der Fröhlichkeit, mit welcher unsere Damen die schönen Stunden genossen, trotz der Politik, von der zu sprechen Aurelius nicht lassen konnte.

„Der Bundeskanzler hat wieder einen großen Erfolg gehabt. Der Zollvertrag knüpft die süddeutschen Staaten fester an Norddeutschland, als die nur für den Kriegsfall bestimmten Allianzverträge; das, alle deutschen Länder umfassende, Zollparlament wird die Einigung bedeutend weiter führen."

„Wenn nicht Frankreich mit einem Kriege dazwischen fährt," äußerte besorgt der Senator.

„Dann erst recht!" sprach lebhaft Aurelius. „Und Napoleon verdiente es. Er mischt sich in Alles, lediglich um seines Prestiges willen.

Jetzt wollte er in Verbindung mit Dänemark den Artikel V. des Prager Friedens für sich ausnutzen, ist aber wie bei dem Luxemburger Handel von Bismarck abgewiesen."

„Wir Soldaten bemerken Nichts, was einen Krieg nahe erscheinen ließe," sagte ich, wogegen Zettel anführte, daß die Franzosen durch Rede und Schrift die Dänen zum Deutschenhaß anspornten und schon wieder übermüthig gemacht hätten.

„Sollte nicht die Ermordung des Kaisers von Mexiko Jeden warnen, Frankreich zu vertrauen?" meinte Frau Aurelius.

„Fremde Erfahrungen läßt man sich selten zur Lehre gereichen," erwiderte der Senator.

Als ich nun erzählt hatte, was ich von dem Lieutenant von Bardeleben über Mexiko und das unglückliche Kaiserpaar gehört, sagte Aurelius: „Wer sich den Ultramontanen in die Arme wirft, ist immer verloren."

Schnell entflohen die Stunden. Die Sonne war hinter den Bergen hinabgesunken, das Abendroth auch von den höchsten Bäumen gewichen; über dem Werrathal stand der zunehmende Mond, Gewölk um ihn her. Die Luft kühlte sich ab, erst jetzt wurde es ganz angenehm draußen, und die hannoverschen Freunde, welche in Münden übernachteten und anderen Tages die Dampfschifffahrt das schöne Weserthal hinab nach Hameln machen wollten, dachten noch nicht daran, in die Stadt hinabzusteigen. Ich mußte mit dem Abendzuge zurückfahren, blieb so lange wie möglich bei ihnen und eilte nach der Eisenbahn, wo ich das sonnendurchglühte Coupé unmittelbar vor der Abfahrt erreichte. Heiß kam ich nach Cassel und beschloß, mich durch ein Fuldabad zu erfrischen. Freilich war es schon so dunkel, wie es in dieser Nacht werden konnte, aber Fährmann und Bademeister mußten noch verfügbar sein.

Auf dem nächsten Wege vom Bahnhofe nach der Fulda begegneten mir unter der Kattenburg auf engem, selten betretenem Fußsteige zwei Männer, die mich scheu anblickten; und dann, allein gehend, Herr von Wahlhausen. Er konnte mir nicht ausweichen, was er anscheinend gern gethan hätte, und sagte in einem Tone, der seine Ueberraschung erkennen ließ: „Ich glaubte, Sie wären in Münden."

Um nicht aufgehalten zu werden, antwortete ich nur: „Ich war dort" und ging weiter, ohne zu fragen, woher er das wisse. Da ich Niemandem etwas davon gesagt hatte, mochte er es zufällig auf dem Bahnhofe erfahren haben. Ich kam gerade zur rechten Zeit an die Fähre und sprang hinten in das schmale Boot, in welchem vorn ein Mann mit breitkrämpigem

Hut saß, der mir den Rücken zukehrte, während in der Mitte der Fährmann im Begriff war, seine Ruder einzuschlagen. Als die Spitze des Fahrzeuges das andere Ufer noch nicht berührte, erhob der Mann auf der vorderen Bank seine große und breite Gestalt, sprang an das Land und erschütterte dabei wie Tell mit gewaltigem Fußstoß das Schiff so heftig, daß ich, der stehen geblieben war, umfiel und fast in das Wasser gestürzt wäre. Als ich mich aufgerichtet hatte und ärgerlich nach dem rücksichtslosen Menschen sah, drehte er sich nach mir um. Das Mondlicht wollte mir helfen oder mich necken, denn es durchbrach in diesem Augenblick die Wolken und beleuchtete das Gesicht meines Vetters Jobst. Ich warf dem Fährmann seine Bezahlung zu, drängte mich an ihm vorbei an's Land, lief dem Davonschreitenden nach und kam um die Hausecke, als die Thür eines mit zwei Schecken bespannten Wagens zugeschlagen wurde, der schnell wegfuhr.

Am anderen Morgen redete ich Herrn von Wahlhausen mit der Frage an: „Sie hörten wohl von meinem Vetter, daß ich in Münden war?"

„Er sagte es mir."

„Ich wußte nicht, daß Sie ihn kennen."

„Wir haben uns gestern zum ersten Male gesehen," erwiderte er, grüßte und ging weg.

Nicht lange nach diesem Vorfall verbreitete sich schnell die unerwartete Nachricht, daß der König in den nächsten Tagen Cassel besuchen wolle. Die Freude der Altpreußen war mir sehr bemerkenswerth; sie äußerte sich so natürlich, so lebhaft, daß sie die Casseler mit sich fortriß, die um so eifriger wurden, den neuen Landesherrn festlich zu empfangen. Ausschmückungen der Straßen und Häuser, Aufzüge und was sonst bei solchen Gelegenheiten üblich ist, bereitete sich in kurzer Zeit wie von selbst, und als der König kam, wurde er wahrhaft herzlich begrüßt.

Ich mußte wieder an Hannover denken, nicht allein an den Zwiespalt der politischen Meinungen, sondern noch mehr an die andere Art von Zuneigung, welche Georg V. genossen hatte, in welchem man den angestammten König liebte, aber nicht den thatkräftigen Herrscher verehrte, der, an der Spitze eines großen Volkes, seiner Nation der Hort war. Ich dachte an die Zeit, als ich meinen jetzigen König als Prinzen gesehen und mit Anderen den Wunsch gehegt hatte, er möchte unser Bundesfeldherr sein. Jetzt war er der oberste Heerführer der Deutschen, der in einem gewagten Kriege siegreiche Held.

Daß zu den Veranstaltungen, welche für seine Anwesenheit getroffen wurden, mein Major in den Uebungen für die Parade das Seinige beitrug, versteht sich von selbst. Die Parade fand in der Aue statt, an einem sonnigen Tage, in der schönsten Umrahmung der prächtigen Bäume und vor einer unzählbaren Zuschauermenge. Vor der Orangerie standen die Damen in bunten Gewändern und winkten zu den Freudenrufen mit ihren weißen Tüchern. Die Truppenschau fiel zur Zufriedenheit des Königlichen Kriegsherrn aus.

Und so verliefen diese Festtage für Cassel in ungestörter Freude, in wachsender Begeisterung. Der Besuch des Königs wirkte vortrefflich auf den öffentlichen Geist, er verband die Kurhessen gewissermaßen persönlich mit ihrem neuen Oberhaupte. Nur Wenige, unter Anderen meine Hauswirthe, hielten sich von diesen Eindrücken absichtlich fern. Zu ihnen würden wohl auch Velenburg's gehört haben, wenn sie in Cassel gewesen wären.

Als der König abgereist war, regte der Jubel, welchen seine Gegenwart hervorgerufen hatte, nachwirkend den Gedanken eines gemeinschaftlichen Vergnügens an. Eine Fahrt nach Wilhelmsthal wurde verabredet. Theilnahme an der Geselligkeit schien mir Pflicht; auch kannte ich dieses anderthalb Meilen entfernte Schloß noch nicht. Seine Rococopracht wurde als zierlich, seine Gemäldesammlung als interessant und seine Umgebung als reizend geschildert. Es galt für die anmuthigste Besitzung der hessischen Regenten. König Jerome hatte es nach seiner Gemahlin, einer deutschen Prinzessin, „Katharinenhof“ genannt und dahin manche seiner Belustigungen verlegt.

Familien aus der neuen und alten casselschen Gesellschaft versammelten sich zu der Fahrt. Die Doctorin Birlach erschien mit ihrem Sohn, ihr Mann wollte später nachkommen. Mehrere große Wagen nahmen uns auf. Frau von Molinska nöthigte den Major von Trzemonski, mit ihr und ihrer Tochter einzusteigen. Herhudt suchte mit mir in einem anderen Wagen Platz. Die gute Laune brachte unterwegs über die drückende Schwüle des Sommermittags hinweg und steigerte sich bei dem ländlichen Mahle in der Waldeskühle. Der schönen Olly von Norgart wurde von mehreren Herren der Hof gemacht, was sie freundlich gleichmüthig aufnahm. Die liebliche Clara von Molinska hatte nicht so viele Bewerber; ich glaube, weil man in stiller Uebereinkunft sie entweder meinem Major oder Herhudt überließ, der sich ihr jedoch nicht mehr als schicklich näherte. Das Interesse, welches Norgarts mir einflößten, und meine Theilnahme für Herhudt

ließen mich die beiden eben genannten jungen Damen mehr im Auge behalten, als die anderen, zu denen ähnliche Beziehungen mir fehlten. Ich sah, daß Fräulein von Molinska Herrn von Trzemonski etwas neckisch behandelte, und nahm Fräulein von Norgarts Verlegenheit wahr, als einige, mit den intimen Verhältnissen nicht bekannte Herren in ihrer Nähe arglos von dem Prinzen Nicolaus sprachen.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in Park und Wald und ich ging, mir das gerühmte Innere des Schlosses zeigen zu lassen. Die Castellanin machte den Führer. In gewöhnlicher Art hafteten ihre Beschreibungen lange an Gegenständen, wo die eigenen Augen genug thun; über das Historische ging sie, theils aus Behutsamkeit, mehr hinweg. Durch das Gemach, welches König Jerome als Schlafzimmer benutzt hatte und worin neben dem Himmelbette eine Marmorbüste Napoleons stand, führte sie mich hinaus.

Alt und Jung hatte sich weithin vertheilt und unter den Bäumen das Gewitter nicht bemerkt, welches in schwarzen Wolken aufzog und mit Blitz, Donner und Regen plötzlich losbrach. Von verschiedenen Seiten flüchtete man dem Schlosse zu, die Castellanin schloß die Räume in der gewöhnlichen Reihenfolge, wie sie mich geführt hatte, wieder auf, und die Mehrzahl unserer Gesellschaft trat in die Zimmer, welche mir zuerst gezeigt worden waren. Alle suchten Schutz, jedoch mit sehr verschiedener Stimmung. Einige beobachteten das gewaltige Phänomen mit bewundernder Aufmerksamkeit, Andere zuckten bei jedem Blitz zusammen und erbleichten bei dem Krachen des Donners; und während hier und da Einer besorgt nach den noch fehlenden Angehörigen fragte, belustigten sich die Meisten an dem absonderlichen Zwischenfall.

Frau von Molinska hatte ihre Tochter und den Major von Trzemonski in ihre Nähe gezogen und hörte den Reden des Letzteren über die schönen Frauenporträts an den Wänden zu. Als er diesen Gegenstand erschöpft hatte, öffnete er die nächste Thür, blickte hindurch und sagte: „Dieses Zimmer ist auch sehenswerth.“

„Besieh es doch, liebes Kind,“ sprach die Oberstin, und der Major ging mit Fräulein Clara hinein. Ich wollte folgen, indeß hielt Frau von Molinska mich im Gespräch fest, machte hinter dem Major die Thür zu und stellte sich davor. „Ist denn die ganze Gesellschaft beisammen?“ fragte sie. Ich überblickte die Anwesenden, Frau und Fräulein von Norgart fehlten, auch Herhudt sah ich nicht. Andere traten an uns heran, die Oberstin verließ jedoch ihren Platz nicht, bis endlich ein paar Damen sie

in eine so interessante Unterhaltung zogen, daß sie die Thür vergaß. Da machte ich letztere unbemerkt auf, schlüpfte hindurch, schloß sie leise hinter mir und gedachte nun, mich an der Unterhaltung Fräulein Claras mit meinem Major zu betheiligen. Aber er war nicht da, statt seiner stand Herhudt mit dem jungen Mädchen in einer Fensternische, und Beide achteten so wenig auf mich, wie auf den Sturm draußen und auf die Hagelkörner, welche an die Scheiben prasselten. Ich ging vorbei und aus der anderen Thür in den nächsten Raum, das Schlafgemach Jeromes. Da wurde ich noch mehr überrascht. In der Mitte desselben stand Frau von Norgart, etwas zurück ihre Tochter und ihnen gegenüber der Prinz Nicolaus, der auf einem Spazierritte hierher geflüchtet sein mochte. Alle drei schienen aufgeregt, der Prinz hatte seine Augen auf das junge Mädchen gerichtet, während die Mutter lebhaft, bei dem draußen tobenden Lärm mir unverständlich, sprach. Hier konnte ich nicht unbemerkt bleiben. Die Damen erschraken, als sie mich sahen. Ich ging, sie grüßend, vorbei und wollte durch die folgende Thür hinaus, als diese sich öffnete und Herr von Wahlhausen die alte Denka und seine Mutter hineinführte. Auch sie mußten zufällig in dieser Gegend von dem Gewitter überrascht sein. Ich trat zurück und wurde Zeuge einer erschütternden Scene.

Zuerst warf mein Hauswirth dem Prinzen einen Blick bitteren Hasses zu, dann sah er mit schmerzlichem Ausdruck Fräulein von Norgart an, die mit ihrer Mutter nach einer verlegenen halben Verbeugung sich dem Zimmer zuwandte, aus welchem ich soeben kam und wohin der Prinz ihnen folgte. Sie gelangten aber nicht so weit, ein schreckliches Gelächter der alten Denka fesselte sie.

Die Greisin hatte das Himmelbett und die Büste erblickt, den Arm ihres, von jener Begegnung abgelenkten, Enkels losgelassen und sich, ohne uns zu berücksichtigen, in dem Zimmer umgesehen. Dann stürzte sie, als wären ihr plötzlich die Kräfte jüngerer Jahre wiedergegeben, an dem Bette vorbei der Wand zu, nach der sie die Hand ausstreckte, als greife sie nach Etwas im Dunkelen. Ihr folgte die geängstigte Tochter. Ein starker Blitz erleuchtete deren weißes Antlitz und das der Marmorbüste und es war, als erschräken diese beiden Gesichter und verwunderten sich über ihr Ebenbild. Frau von Wahlhausen ergriff die an der Wand tastende Hand ihrer Mutter, und in diesem Augenblick stieß letztere das heisere Lachen aus, welches uns mit Grausen erfüllte und Herrn von Wahlhausen zur Ueberlegung brachte. Er vereinigte sich mit seiner Mutter, die Verwirrte zu beruhigen.

Der Prinz und die Damen Norgart entwichen jetzt dem traurigen

Anblick, und ich wollte mit ihnen gehen, als Herr von Wahlhausen mich bat, den Doctor Birlach zu rufen. „Er ist hier, er fuhr hinter unserem Wagen her.“ Ich eilte hinaus und fand auch bald den Gesuchten, der sich sogleich zu der alten Denka begab.

Das Gewitter war vorüber, und der Regen hörte auf. Ich wollte um das Schloß gehend, in die Gesellschaft zurückkehren und fand in dem Haupteingange den Major von Trzemonski, der sich eine Cigarre angezündet hatte und mit der Castellanin ein Gespräch führte. Er redete mich behaglich an: „Ihnen war es auch wohl zu heiß darin?“

„Es war drückend,“ entgegnete ich.

„Der Lieutenant Herhudt kam,“ fuhr er fort, „da habe ich mich beurlaubt. Die Gesellschaft drängt sich immer zusammen, die anderen Räume waren ganz leer. Aber ein verwunschenes Schloß!“ setzte er lachend hinzu: „Ich war beinah gefangen.“

Da ich ihn fragend anblickte, erzählte er: „Da bei dem alten Himmelbette — das werden Sie auch gesehen haben —“

Ich bejahte dies.

„ist eine Tapetenthür. Die machte ich auf und kam in einen ganz dunkelen Gang. Die Thür war zugeschlagen, zurück konnte ich nicht.“

„Wie sind Herr Oberstwachtmeister herausgekommen?“

„Ich fühlte mich weiter und fand am Ende eine Thür offen.“

Nach und nach wagte die Gesellschaft sich in's Freie. Frau von Molinska hatte, als sie aus dem Schlosse trat, ihre Tochter neben sich, und beide sahen verstört aus. Herhudt war einer der Letzten. Er scherzte zwar mit einigen Damen, ich glaubte aber auch in seinem Gesichte eine unangenehme Empfindung wahrzunehmen. Die Damen von Norgart kamen in gelassener Haltung, welche nicht vermuthen ließ, daß sie Aufregendes erlebt hatten. Die Blässe der Tochter mochte man dem Gewitter zuschreiben.

Die Wolken waren verflogen. Die Sonne, im Niedersinken noch warm, trocknete schnell den feuchten Boden. Auf dem freien Platze vor dem Schlosse wollte man sich einrichten, um den köstlichen Abend zu genießen.

Während die Vorbereitungen getroffen wurden, wandten die Gruppen sich hierhin und dorthin. Frau von Norgart redete mich an, mit gleichgültigen Worten, aber mit einem Ton ihrer Sprache und Ausdruck ihrer Züge, welche durch ihre größere Vertraulichkeit mir sagten, daß ich von unserem Erlebniß in Jeromes Schlafgemach schweigen möge; und ihre Tochter richtete die schönen Augen auf mich, als wolle sie mir aus gleichem Grunde Bitte und Dank zeigen.

Nun kam der Doctor Birlach, grüßte die Umstehenden, beruhigte seine Frau: „Ich bin ganz trocken geblieben“ und führte längere Zeit die angenehmste Unterhaltung. Als es unbemerkt geschehen konnte, fragte er mich: „Gehen wir etwas?“ Er schlug eine Richtung ein, wo wir bald allein waren. Dann fing er an:

„Wahlhausens sind weggefahren. Da Sie den Auftritt im Schlosse gesehen haben und ihr Hausgenosse sind, halte ich es für zweckmäßig, Ihnen den Zusammenhang mitzutheilen. Manche unter uns wundern sich, daß Herr von Wahlhausen Cassel nicht verläßt. Er kann es nicht; er dependirt von dem Kurfürsten, und der will, daß er hier bleibt. Ich glaube, Wahlhausen muß ihm Nachricht über die hiesigen Menschen und Zustände geben. Das werden Andere auch thun, und wahrscheinlich machen die es schlechter. —

„Aber die alte Denka will auch nicht fort, und der Zwang, ohne welchen sie nicht ginge, würde ihre Krankheit verschlimmern. Nachdem man sie leider nach Cassel zurückgebracht hat, erwartet sie hier täglich die Erfüllung ihres Wahns. Sie ist eine der ersten Geliebten gewesen, welche Jerome bei uns gehabt hat, und er ist ihr nach seiner Art treu geblieben, wenigstens hat bei seiner Flucht 1813 noch ein Zusammenhang zwischen Beiden stattgefunden; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß er ihr damals gesagt hat, was er selbst hoffte: „Ich komme wieder.“ Die Vorstellung, daß sich dies erfüllen müsse, hat sich in ihr festgesetzt und ihren Geist umnachtet. Selbst der Tod Jeromes hat daran nichts geändert; als man ihr die Nachricht brachte, hat sie ungläubig den Kopf geschüttelt und lächelnd geantwortet: „Er hat mir gesagt, ein Napoleon kommt wieder.“ Sie nennt ihn immer Napoleon, ich glaube aus Respect. Uebrigens ist sie vernünftig gewesen, hat keiner Aufsicht bedurft, vielmehr bis in ihre alten Tage an nützlicher Arbeit theilgenommen.

„Erst seit ihrer Rückkehr nach Cassel ist das Uebel gewachsen; das Wiedersehen der geliebten Orte hat die fixe Idee verschärft. Sie behauptete, Jerome sei hier; sie wollte ihn in allen Schlössern suchen. In dieser Noth zog ihr Enkel mich zu Rath. Nach und nach gelang es mir, sie zu überzeugen, daß der Ersehnte nicht hier sei. Den Glauben, daß er wieder komme und dann Alles gut werde, ließ ich ihr. Seitdem gehe ich regelmäßig in das Haus. Ich kann die Kranke nicht heilen, aber meine Besuche thun ihr und den beklagenswerthen Angehörigen wohl.“

„Wie beruhigten Sie die unglückliche Frau heute und wie soll ich mich in ähnlichen Fällen benehmen?“

„Berühren Sie die Sache nicht. Wo es aber geschehen muß, gehen

Sie schonend auf die wirren Vorstellungen ein. Auf solche Art habe ich in kurzer Zeit das Vertrauen der Greisin und damit Einfluß auf sie gewonnen. So hilft man auch am besten der Tochter und dem Enkel, welche dieses Unglück neben persönlichem Mißgeschick würdig tragen, und durch treue Pflege der ältesten Generation die Fehler der eigenen sühnen."

7.

Die Herbstmanöver, an denen ich als preußischer Officier zum ersten Male und mit dem lebhaftesten Interesse theilnahm, hatten begonnen. Dieselben haben ihren größten Werth für die höheren Befehlshaber, welche Truppenmassen führen und das Gefecht mit allen Waffen leiten sollen; sie geben aber auch den unteren Chargen und selbst dem Mann in Reih und Glied Lehren und Eindrücke, die keine andere Uebung gewährt. Zusammenziehungen größerer Truppenkörper, welche in Preußen den Ausbildungsgang eines jeden Jahres beschließen und viel zu der Ueberlegenheit der preußischen Armee beigetragen haben, fanden in dem Königreich Hannover aus finanziellen Rücksichten selten statt. Da half es wenig, daß im Allgemeinen die theoretischen Kenntnisse der Officiere gründlicher, die Reglements besser abgefaßt, Unterofficiere und Soldaten in mancher Beziehung geschulter waren; uns fehlte das, was nur durch regelmäßig wiederkehrende, dem Kriege thunlichst angepaßte größere Truppenübungen zu erreichen ist. Und so war es in allen kleinen Staaten des alten deutschen Bundes; mochten auch die einzelnen Theile ihrer Kriegsmaschinen noch so gut sein, letzteren fehlte die rechte Zusammenfügung und das Oel der Routine.

Dieses und der in der preußischen Armee erzogene, sie durchwehende Geist der Offensive war es, was mir bei den Manövern am bemerkenswerthesten erschien. Das Prinzip unserer Sprichwörter: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt" und „Dem Muthigen gehört die Welt" lebte in allen Führern, wurde in jeder Kritik betont. „Ich muß wissen, was meine Truppen leisten können," hörte ich einen General sagen. „Bis an die Grenze gehe ich immer und, wenn es sein muß, noch darüber hinaus." Ich begriff nun erst recht, daß im vorigen Jahre das preußische Kriegsunternehmen auf den Erfolg des wohl überlegenden Muthes rechnen durfte.

Auch die Gewohnheit und stete Bemühung, sich in den wirklichen Krieg hinein zu denken und, obgleich es nicht Ernst und kein Feind da ist, alle möglichen Handlungen des letzteren zu erwägen und ihnen entgegenzuwirken, zeugte von der unübertrefflichen soldatischen Erziehung. Während ich bis dahin nicht selten Vergleiche anstellen mußte, die zu Gunsten

des hannoverschen Dienstes ausfielen und wohl geeignet gewesen wären, mich unlustig zu machen, erkannte ich nunmehr, soweit es aus meiner Stellung geschehen konnte, daß mich das Schicksal in eine Armee versetzt hatte, welche, mit höchster Sachkunde geleitet, von oben bis unten einen kriegerischen Geist pflegt und für ihren Endzweck ungleich vollkommener gebildet wird. So haben eigentlich diese Manöver zuerst mit dem Wechsel meines Looses mich ganz ausgesöhnt.

Und jetzt hatte Preußen mit allen kleineren Staaten des norddeutschen Bundes Conventionen abgeschlossen, durch welche ihre Truppen in seine Armee-Organisation eintraten. Nicht lange mehr, und auch dieser Zuwachs der bewaffneten Macht besaß eine Leistungsfähigkeit, die unsere neuen Regimenter schon darlegten. Fürwahr, Norddeutschland verfügte über ein mächtiges Heer! Die Freude an solchem Schutz des Vaterlandes brachte mich in eine frohere Stimmung.

Persönliches kam hinzu. In der zweiten Hälfte der Manöver erkrankte unser Adjutant, und ich wurde zu seiner Stellvertretung commandirt. Meine Reitfertigkeit mag hierzu mit die Veranlassung gegeben haben. In Hannover hatte ich ähnliche Dienste in höheren Stellungen geleistet und nach meiner Anciennetät war ich über den mir jetzt zugewiesenen Posten eigentlich hinaus; ich übernahm ihn aber gern, weil er mir Neues zu lernen bot. Hierbei will ich der Kritiken gedenken, zu denen am Schluß jeder Uebung die berittenen Officiere versammelt und die von dem Leitenden und seinen Vorgesetzten gegeben werden. Diese Kritiken können, unter den frischen Eindrücken des eben Erlebten, außerordentlich lehrreich sein und waren es auch hier, am meisten wenn der commandirende General sie gab. Sein Scharfblick und klares Urtheil, seine ruhige Art und der Takt, mit dem er die Fehler besprach, ohne die Autorität Derer, welche sie begangen hatten, zu verletzen, flößten zugleich Respect und Vertrauen ein.

Der Adjutantendienst brachte mich mit Herhudt, den ich nach dem Wilhelmsthaler Abend nicht allein gesprochen hatte, wieder in Verbindung. Die Manöver, obgleich sie in diesem Jahre bei Cassel stattfanden, hatten uns räumlich weiter auseinander gebracht. An dem Mittage vor dem ersten diesjährigen Bivouak — bis dahin cantonnirten die Truppen — hatten wir den Tagesbefehl in Empfang genommen und ritten zusammen unseren Commandeuren nach. Da sagte ich: „Sie sind verstimmt. Ist zwischen Ihrem Oberst und Ihnen —?“

„Er lobt mich weg.“

„Was meinen Sie damit?“

„Er hat mir meine Versetzung in Aussicht gestellt. Ich sei lange genug und zu seiner großen Zufriedenheit Adjutant gewesen, und es wäre besser für mich, wenn ich in den Frontdienst zurückträte.“

„Sie müssen bald Hauptmann werden, dann macht sich das ja von selbst.“

„So lange wird er nicht gern warten.“

„Ist im Dienst etwas vorgefallen?“

„Nein.“

„Wir haben uns noch nicht von dem Unwetter in Wilhelmsthal unterhalten. Als ich durch das Zimmer ging, worin Sie mit Fräulein von Molinska waren, bemerkten Sie mich nicht.“

Er sah mich überrascht an, dann sprach er: „Nun ja. Und plötzlich stand meine Oberstin bei uns, ihre Augen funkelten, und sie führte das Fräulein weg.“

„Ich will Ihnen sagen, Herhudt, sie ist unangenehm überrascht gewesen, nicht den Major von Trzemonski bei ihrer Tochter zu finden. Der hatte eine Cigarre vorgezogen.“

Nun lachte er zwar, äußerte aber heftig: „Die Oberstin will mich weg haben, und der Mann gibt ihr nach.“

„Es hängt nicht von ihm allein ab,“ erwiderte ich beruhigend.

Mein Major war an diesem Tage besonders guter Laune, er hatte bei dem Manöver ein Detachement geführt und seine Sache gut gemacht. Im Sattel war er ein richtig sehender, schnell entschlossener Soldat; seine Schwächen zeigten sich zu anderen Zeiten. Im Bivouak, seinem ersten als Bataillons-Commandeur, überwog die Besorgniß, etwas zu verfehlen; unruhig ging er hin und her und sah nach Allem selbst.

Während ich an dem, aus ein paar Brettern erbauten Tische die Relation des heutigen Gefechts schrieb, kam Ellerbach. „Grüß' Sie Gott!“ rief er mir zu.

„Ach, willkommen!“ antwortete ich, ihm die Hand schüttelnd. „Ich habe mich alle diese Tage nach Ihnen umgesehen, aber der Kriegsgott trennte uns. Haben Sie zu Hause Alles wohl gefunden?“

„Danke, ja. Zuletzt bin ich mit meinem Vater etwas umher gereist und komme von Karlsbad.“

„So!“ sagte ich, herzlich lachend. „Daher Ihre österreichische Anrede. Haben Sie Velenburgs gesehen?“

„Ja wohl, sie kommen in diesen Tagen zurück.“

„Hat Ihr Herr Vater die Bekanntschaft gemacht?“

„Natürlich! und es ging besser, als ich dachte. Herr von Velenburg ist ein unbefangener Mann, dem Kurfürsten von Herzen treu und gram.“

„Wie so?“

„Er hat seine Aufwartung bei dem gnädigsten Herrn gemacht und soll davon abermals die unangenehmsten Eindrücke zurückgebracht haben.“

„Woher wissen Sie das?“

„Der Regierungsrath Hanfrock“ — ein Casseler — „war auch in Karlsbad und hat es mir erzählt. — Da kommt Ihr Major. Weiß er, daß ich in Karlsbad gewesen bin?“

Ich sah verwundert in Ellerbachs Gesicht und fragte: „Woher soll er das wissen?“

„Na, hören Sie!“ berichtigte er sich schnell. „Ich meine, daß ich weg gewesen bin.“

„Wir haben nicht von Ihnen gesprochen.“

Der Major kam, wir standen auf. „Bleiben Sie sitzen,“ sagte er, „lassen Sie sich nicht stören. Ich gehe noch wieder fort.“ Er nickte Ellerbach zu und ging.

„Der ist mir über,“ begann dieser nach kurzer Pause. „Hat keine Ahnung, daß ich —“

„In Karlsbad war,“ ergänzte ich.

Und munter verplauderten wir die kurze Zeit, bis Ellerbach in sein Bivouak zurückkehren mußte. Er war in der fröhlichsten Stimmung. Als er wieder im Sattel saß, fragte ich leise: „Wie war es eigentlich? Soll ich meinem Major sagen, daß Sie in Karlsbad waren?“

Er schüttelte den Kopf: „Das war confuse!“ Und trabte davon.

„Grüß' Sie Gott!“ rief ich ihm nach.

Der Abend war lustig verlaufen. Die Altpreußen verstanden sehr gut, sich unter freiem Himmel einzurichten. Die Compagnie des Hauptmanns Wulkow zeichnete sich auch hierbei aus. Nicht minder wußten Tumann und Rößlin allerlei Nützliches anzugeben, und Ersterer hatte sich um die Küche Verdienst und Lob erworben. Hauptmann Wulkow machte, als es kühl wurde, selbst den Grog nach Königsberger Art und behauptete, während er davon mehr als wir genoß, daß dieses Getränk vor Schlafengehen im Bivouak eigentlich schädlich sei, weil die Kälte des Bodens danach um so empfindlicher wirke.

Die Nacht war sehr dunkel, aber trocken. Bei den Vorposten war Alles ruhig. Man hörte Nichts, als nahebei einzelne Schnarcher. Der

Major hatte sich unter das Strohdach, welches die Soldaten für ihn gemacht hatten, nieder gelegt, und ich wollte das Gleiche thun, als Schritte sich näherten. Ich ging dem Kommenden entgegen. Es war Norgart. „Sie schlafen auch noch nicht," sagte er. Ich führte ihn zur Seite, wo wir sprechen konnten, ohne die Schlafenden zu stören.

„Das schlechteste Quartier ist besser, als das beste Bivouak," klagte er nun.

„Das finde ich nicht," entgegnete ich. „Ich leiste Ihnen aber gern Gesellschaft, wenn Sie noch etwas gehen wollen."

„Diese preußische Methode," fuhr er fort, „die Leute im September über Nacht draußen liegen zu lassen, halte ich nicht für zweckmäßig. Wenn alle Einrichtungen im Bivouak getroffen sind, was lernt man weiter? Rheumatismus holt man sich."

„Das kann wohl nicht schlimm sein, sonst bivouakirte man nicht seit Jahren," erwiderte ich. „Starke Märsche, Bivouaks und andere Strapazen vervollständigen etwas den Eindruck von dem Ernst des Krieges, und das halte ich für gut."

„Wenn bei einer Mobilmachung die Leute von Urlaub eingezogen werden, sind sie doch nicht mehr daran gewöhnt."

„Sie lernen es aber schneller wieder und, was mir die Hauptsache scheint, sie tragen die ersten Unbequemlichkeiten leichter, weil sie ihnen nicht neu sind."

„Uebermorgen kommen wir wieder nach Cassel," sagte er nach einer Weile.

„Sie hängen sehr an Ihrer Vaterstadt. Gewöhnen Sie sich nur bei Zeiten an den Gedanken, daß Sie auch einmal versetzt werden." Hierauf sprach ich von dem, was ich in dieser Hinsicht empfunden, und daß ich gewünscht hatte, bei dem Uebertritt in den preußischen Dienst das Schwere auf einmal durchzumachen und gleich in altpreußische Umgebungen mitten hinein zu kommen.

„Ich wollte, ich hätte Ihre Anschauung," sagte er hierauf.

„Die haben Sie ja, wenn Sie danach verlangen," bemerkte ich. „Das Andere ist Gefühlssache und muß überwunden werden. Dann werden Sie auch finden, wie interessant es ist, Neues kennen zu lernen."

„Ich habe Cassel oft verlassen. Seit mein Vater todt ist, mußte ich meine Mutter und Schwester auf Reisen begleiten. Heuer sind sie nur meinetwegen zu Hause geblieben, weil ich in diesem Sommer keinen Urlaub nehmen wollte."

„Da haben Sie gewiß Manches gesehen. Doch interessanter ist, in fremdem Orte leben, in neue Menschen und anderes Denken sich finden."

„Letzteres können Sie."

„Das wollte ich nicht sagen."

„Wenigstens haben Sie sich schnell an uns gewöhnt und scheinen auch gern in Cassel zu sein."

„Weil hier wie anderswo gute Menschen wohnen und auf diesem Stück Erde romantische Bilder sich entrollen."

Ich glaube, er sah mich an; es war aber zu dunkel, um in den Zügen zu lesen.

„Anderswo passirt dergleichen auch," warf er hin, und seine Sprache klang verdrießlich.

„Sie werden ja böse," sagte ich mit heiterem Ton. „Nun schlage ich vor, daß wir uns den mystères, nicht de Cassel, sondern der Mitternachtsstunde entziehen, indem wir vorher schlafen."

„Wir wollen es versuchen. Aber was die mystères anbetrifft, so scheinen sie auf einen bloßen Irrthum hinaus zu kommen; denn Herr von Möller hat uns nachher erzählt, daß die Sache für ihn erledigt sei, weil der Kurfürst die Papiere gefunden habe."

Ich erwachte, als ich den Major sich rühren hörte. Der Tag graute, es war kalt. Um mich zu erwärmen, ging ich umher und traf Birlach.

„Ein abscheuliches Vergnügen!" rief er mir zu. Ich wies auf den Hauptmann Wulkow. „Der schläft wie ein Eisbär," sprach er nun leiser und schüttelte sich frostig. „Und Tumann und Rößlin haben ohne Aufhören so geschnarcht wie jetzt. Ich habe kein Auge zugethan. Die Sonne geht erst in einer Stunde auf, und dann scheint sie heute doch nicht."

„Sie haben wohl noch keine Nacht unter dem Wolkendache zugebracht?"

„Ei, Gott bewahre! Es war die erste."

„Warten Sie nur, in der nächsten wird es schon besser gehen."

In dem folgenden Bivouak, nördlich von Landwehrhagen, fiel mir vor einem Wagen, der Lebensmittel brachte, ein Scheckengespann auf. Ich glaubte, die Pferde wieder zu erkennen, die in der Sommernacht Jobst von der Casseler Fähre wegfuhren, und wandte mich an den Knecht, der meine Vermuthung bestätigte. Er hatte in dem Kutschwagen seines Herrn an jenem Nachmittage einen Fremden von der Eisenbahn bei Kragenhof nach Bettenhausen vor Cassel fahren und Nachts von der Fähre abholen müssen. Hiernach bezweifelte ich nicht mehr, daß Jobst mit Herrn von Wahlhausen eine heimliche Zusammenkunft gehabt hatte.

Am Tage nach diesem Bivouak rückten wir in Cassel wieder ein.

Die erste Neuigkeit, welche ich hier erfuhr, war, daß mein Hauswirth sich plötzlich zu einer Reise entschlossen und dieselbe vor wenigen Tagen angetreten hatte. Wohin, sagte Frau von Wahlhausen nicht. Der Zweck konnte kein unerfreulicher sein, denn sie war ganz ruhig.

Ein Brief meiner Mutter enthielt ebenfalls eine Neuigkeit. Im vorigen Winter war in der Stadt Hannover ein Regierungsrath Hatfried, ein früherer Untergebener meines Vaters, gestorben und jetzt die Wittwe ihm gefolgt. Zwei Söhne, von welchen der eine soeben das Staatsexamen als Arzt bestanden hatte, der andere noch studirte, und eine jüngere Tochter waren die Hinterbliebenen. Wir hatten die Familie nicht gekannt, der verstorbene Regierungsrath jedoch meinem Vater nahe gestanden, und Fräulein Hatfried war auf die Einladung meiner Eltern vorläufig in unser Haus gekommen. Meine Mutter schien das junge Mädchen gern um sich zu haben.

Eine wichtigere Nachricht erhielt ich von Alfred. Sein Brief erschütterte mich. Das Handlungshaus gründete eine Filiale in Zanzibar, an der Ostküste des südlichen Afrika. Alfred hatte dieses Geschäft vorbereitet, und seine Chefs bestimmten ihn dazu, dasselbe zu leiten. Er wollte vor seiner, auf den October festgesetzten Abreise nach Hamburg kommen und mir von da vorschlagen, auf welche Art wir uns am besten noch einmal sehen könnten.

Nun trat Alles, was wir zusammen erlebt hatten, vor meine Seele. Das Geringe, wie das Bedeutendste erinnerte mich an sein großes Herz und steigerte meine Furcht, den edelsten Freund ganz zu verlieren. Das Schicksal schien seinem Wunsche Folge zu leisten, indem es ihn in jenes glühende Land führte. Wird er aber jemals wiederkehren? —

Einige Tage später begegnete ich auf meinem Wege zu Frau von Norgart, die mich zu einem kleinen Diner eingeladen, dem Professor Pernice, welcher im Königreich Hannover eine Rolle gespielt hatte. Ich irrte mich nicht, denn seine kolossale Gestalt und sein Gesicht waren mir zu genau bekannt. Er war allein und ging langsam, als wolle er nur die Zeit vertreiben. Da er von mir schwerlich etwas wußte und mich auch nicht beachtete, so hatte er wohl keine Ahnung, welch' bitteres Gefühl er in dem Manne hervorrief, der an ihm vorbei schritt. Sein Anblick erweckte meine Erinnerung an die letzten Jahre, und dies vermehrte den Druck, womit die Gedanken an Alfred mein Gemüth belasteten, so daß ich lieber die Einsamkeit, als die Gesellschaft bei Frau von Norgart aufgesucht hätte.

Indeß die Jugend ist elastisch, und eine andere Ueberraschung trug dazu bei, mein Interesse für die Gegenwart wieder zu beleben. Als ich bei Norgarts eintrat, fand ich außer der Wirthin, die mir auf das Freundlichste die Hand reichte, und ihren Kindern einen starken, nicht großen Herrn in sorgfältigster, sehr gewählter Civilkleidung, mit seiner Gemahlin und Tochter, einer Freundin von Fräulein von Norgart. Er hatte kurzgeschnittene graue Haare, einen geschwärzten, sehr gepflegten Schnurrbart, trug auf der Brust den Stern eines kurhessischen Ordens und war ein pensionirter ehemals hessencasselscher General. Ferner den Rittmeister, von dem ich schon einmal gesprochen habe, der ein Hausgenosse des Oberpräsidenten war und dessen Anwesenheit darauf schließen ließ, daß Herr von Möller auch kommen werde. Dann erschien der Divisions-Commandeur mit seiner Gemahlin. Hierauf ein, ebenfalls altpreußischer, Regierungsbeamter, welcher unter Herrn von Möller arbeitete, auch mit Frau.

Als diese Gesellschaft versammelt war, sagte Frau von Norgart, sich an die preußische Generalin wendend, laut genug, um es Alle hören zu lassen: „Excellenz kennen, glaube ich, meine alten Freunde Velenburgs noch nicht, die meine Bitte erfüllen und heute kommen wollen.“

Ein leises Ah! klang aus dem Munde der so Angeredeten, und auch den Uebrigen sah man die Freude an, welche die unerwartete Mittheilung erregte. Diese bedeutete eine Versöhnung mehr; wenn man will, für die Altpreußen einen neuen Sieg und für die Kurhessen, welche sich mit denselben gleich anfangs vertragen hatten, eine Genugthuung.

Jetzt traten Velenburgs ein. Die Wirthin eilte ihnen entgegen, führte sie in den Kreis der Anwesenden und nannte die Namen derjenigen, welche ihnen persönlich noch nicht bekannt waren. Die preußische Generalin lenkte gleich das Gespräch mit Frau von Velenburg auf neutralen Boden, auf gemeinschaftliche Bekannte in Dresden. Ihr Mann, welcher schon mehreremale die Kur in Karlsbad gebraucht hatte, redete Herrn von Velenburg auf dieses Bad an und der Rittmeister führte sich bei Fräulein Julia mit der Behauptung, daß man in Cassel die Lust zum Reisen verliere, gefällig ein. So war die Schwelle dieser Begegnung ohne Anstoß überschritten.

Zuletzt kam der Oberpräsident. Er kannte Alle, Velenburgs freilich nur von Ansehen, schien aber durchaus nicht überrascht, diese hier zu finden und ging, indem er voraussetzte, daß seine Person ebenso bekannt sei, über die angenehme Form, in welcher Frau von Norgart ihn vorstellte, leicht hinweg mitten in die Unterhaltung hinein.

Die Thüren zum Speisesaal wurden geöffnet. Die Wirthin bat Herrn von Möller, Frau von Velenburg zu führen, und nahm selbst den Arm des Divisions-Commandeurs. Man setzte sich auf die schicklich vertheilten Plätze, und Jeder fühlte sich zwischen seinen Nachbaren und in der ganzen, aus allen Farben gemischten Tafelrunde wohl. Das Gespräch konnte kein gemeinsames sein. Bei der Jugend führte meistens der Rittmeister das Wort; doch verfolgten wir zuweilen auch, was die älteren Herrschaften sprachen, die von Frau von Norgart mehreremale auf neue Gegenstände geleitet wurden. Die Einrichtung, welche der Oberpräsident seiner Wohnung geben ließ, interessirte die Damen. Sie hatten von Herrn von Möllers strengem Geschmack, von den Sculpturen und Bildern gehört, die, von ihm seit Jahren gesammelt, bei der Anordnung der Gemächer gehörig berücksichtigt werden mußten. Herr von Velenburg wußte Manches, was die Entstehungsgeschichte der Casseler Gemäldegallerie betraf, vorzutragen und sprach von den Bildern, die er in der Petersburger Eremitage gesehen hatte. Diese kannte auch der Divisions-Commandeur, da er als junger Gardeofficier nach Rußland commandirt gewesen war, wo er dann auch einen Feldzug im Kaukasus mitgemacht hatte, von dem er belustigend erzählte.

Die beiden Damen neben mir, Fräulein von Norgart und die Tochter des hessischen Generals, waren sehr verschieden. Letztere, hübsch, gescheut, lebensfroh, schien kein Leid zu kennen. Fräulein von Norgart, in deren regelmäßigeren und feineren Zügen ohne Leidenschaft eine milde Ergebung lag, war, ich glaube, an Herzensgüte reicher, jedenfalls für mich anziehender. Mein Gegenüber, Fräulein von Velenburg, eine stolze, mit ihrem Loose zufriedene Schönheit, war in vornehmer Gelassenheit mehr aus Erziehung als Neigung aufmerksam gegen ihre Umgebung. Sie warf zuweilen einen Blick auf mich, der meiner Bekanntschaft mit Ellerbach gelten mochte.

Ihre Eltern erkundigten sich nach Tisch, als die Gesellschaft in den Empfangsräumen umher wandelte, nach dem Ergehen der meinigen, was mir Freude machte; und dasselbe that Herr von Möller, der alsdann weiter fragte: „Haben Sie sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt?" Ich antwortete, daß ich die Schwierigkeiten überwunden hätte, welche hauptsächlich darin bestanden, daß ich das Gewohnte vergessen mußte. Da sprach er und gab seiner weichen Stimme einen herzlichen Klang: „Sie haben viel Schönes aufgeben müssen."

Diese Worte berührten mich sehr angenehm, und ich erwiderte, ihn dankbar anblickend: „Ja, das ist wahr, und das werde ich niemals vergessen. Aber auch Trauriges ist vergangen; noch heute wurde ich daran erinnert."

„Wodurch?" fragte er.

Nun erzählte ich von dem Professor Pernice.

„Freilich!" sagte er und fuhr nach kurzer Unterbrechung fort: „Der Pernice arbeitet für den Kurfürsten. Zu welchem Zwecke er sich aber, jetzt schon ein paar Tage, hier aufhält, weiß ich nicht; denn er ist mit keiner Behörde in Verbindung getreten und verkehrt mit keinem Menschen außer dem Prinzen Nicolaus."

Dies Diner bei Frau von Norgart war ein Ereigniß für Cassel, weil Velenburgs daran theilgenommen hatten. Es konnte nicht ausbleiben, daß viel davon gesprochen wurde; selbst unter den altpreußischen Kameraden, welche der Gesellschaft nicht nahe standen. Letztere betrachteten es als einen Sieg über die Particularisten, und Tumann sagte: „Die kommen Alle 'ran!" Der Major von Trzemonski mochte aus der Begebenheit neue Hoffnung schöpfen. Jedoch war nur Fühlung gewonnen, der Anschluß noch nicht erreicht. Denn Velenburgs machten keine Visiten und die Altpreußen, welche vor einem Jahre Karten abgegeben und wieder empfangen hatten, konnten den Besuch ihrerseits nicht wiederholen. So mußte man abwarten, wie die Sache sich weiter entwickeln werde.

Mein Hauswirth schien ganz und gar nicht geneigt, nach Tumanns Ausspruch zu handeln. Im Gegentheil, er kam, nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, nicht wie sonst zuweilen in meine Stube, um ein Wort zu sprechen. Wenn ich ihm begegnete, war er höflich; doch schien er verstimmt zu sein, es lag sogar etwas wie herber Kummer auf seinem Gesichte.

8.

Die Briefe, welche ich in dieser Zeit von meinen Eltern erhielt, ließen meinen Gedanken keine Ruhe. Die Nachricht von Alfreds bevorstehender „Auswanderung nach Afrika," wie meine Mutter sich ausdrückte, hatte auf dem Gute Alle betrübt. In der Sorge um den Freund tadelte Jeder dieses freiwillige Losreißen von der Heimath; nur nicht der alte Capitän, welcher das Unternehmen für ein nützliches und lobenswerthes erklärte. „Der Capitän," schrieb meine Mutter, „hat ja gewöhnlich Recht, aber seine aparten Meinungen sind mir oft unleidlich." Sie, die in ihren

Briefen an mich Klagen zu unterdrücken pflegte, hatte diesmal ihre Feder nicht verhindern können, die schmerzlichen Worte zu schreiben: „Wie hätte Alles anders werden können!"

Auch um Adelens Befinden waren sie besorgt gewesen. Sie war in einen so unruhigen Zustand gerathen und der Hausarzt in der Behandlung so unsicher geworden, daß die Baronin mit ihr nach Schwerin gefahren war, um den alten Arzt ihrer Familie zu consultiren, der sich beruhigend geäußert, indeß gewünscht hatte, die Leidende einige Wochen unter seiner Aufsicht zu behalten. Die Baronin hatte deshalb Adele bei den Verwandten gelassen.

Diese Mittheilungen rissen die alte Wunde meines Herzens auf. Ich litt, indem ich an das holsteinische Gut dachte. Etwas Erfreuliches, welches in jedem Briefe wiederkehrte, beachtete ich darüber weniger, als ich gesollt hätte. Es betraf die neue Hausgenossin meiner Eltern, Fräulein Hatfried. Sie war für meine Mutter eine erwünschte Hülfe, ihr wie meinem Vater eine angenehme Gesellschaft und Jeder sprach gern von Mathildens Liebenswürdigkeit, Talenten und tüchtigem Wesen.

Nun war Alfred nach Hamburg und gleich nach dem Gute gekommen, welches er seit Clotildens Tode gemieden hatte. Die Wehmuth war ebenso groß wie die Freude dieses Wiedersehens. Alfred konnte, als er die Räume betrat, in denen meine Schwester gelebt hatte, seinen Schmerz kaum beherrschen.

Die Schloßbewohner empfingen ihn mit größter Liebe, und Alle, selbst die Bauern im Dorfe, gaben das ihm bewahrte gute Andenken in herzlicher Weise zu erkennen.

Der Aufgabe, welche ihn in den fremden, gefährlichen Erdtheil führte, unterzog er sich gern. Er betrachtete den Welthandel aus dem obersten Gesichtspunkte, als ein Mittel, die Cultur zu verbreiten und dem Vaterlande Ruhm und Macht zu erwerben. In der Ueberzeugung, ein gutes Werk, zu dem er sich auf das Vollkommenste bereitet hatte, auszuführen, sah er den kommenden Jahren mit Kraft und Zuversicht entgegen.

Doch, um sein Gemüth ganz frei zu machen, wollte er für den Fall, daß ihm ein vorzeitiger Tod beschieden wäre, über seinen Nachlaß verfügen, wozu er meines Vaters Rath und Beistand in Anspruch nahm, auch an mich einige Fragen richtete. Es war rührend, wie vieler Menschen er sich erinnerte, wie manches harte Schicksal er im Auge behalten hatte und zu erleichtern wünschte.

Nun war Alles geordnet, bald mußte er Deutschland verlassen. Da bat er mich, nach Hannover zu kommen und mit ihm noch einmal nach Stade und nach dem Gute zu fahren. Als wir in unserer ehemaligen Garnison, wo wir fast zehn Jahre in größter Vertraulichkeit mit einander gelebt hatten und aus Jünglingen Männer geworden waren, durch die Straßen wandelten und die Häuser betrachteten, an welche gemeinsame Erinnerungen uns knüpften, da berührte uns bei jedem Schritt unfreundlich die Thatsache, daß wir nicht mehr hierher gehörten. Aus den bekannten Fenstern sahen fremde Gesichter, mehr Menschen und eiliger gingen an uns vorbei, und Niemand beachtete und grüßte uns; und als wir auf der Georgstraße still standen — ich war auch in Civilkleidung — und das Theater anblickten, da sprachen ein paar Berliner von uns: „Das sind Fremde."

„Es ist das alte Nest nicht mehr," sagte Alfred. „Wäre es nicht um der Freunde willen, lieber wäre ich nicht gekommen."

Frühere Kameraden wollten uns, als sie mich erkannten, nicht sehen und wichen aus. Es waren Welfen, einige in elegantester, andere in verwahrloster Tracht, alle müßiggängerisch und verdrossen.

„Da wäre mir beinah Dein Vetter Jobst lieber," meinte Alfred. „Der arbeitet doch für eine Idee, wenn auch für eine verwerfliche. Er thut wenigstens etwas und trägt durch die Dummheiten, welche er macht, zur Belehrung der Menschheit bei. Diese halten sich außer aller Mühe und Gefahr, stehlen dem lieben Gott den Tag ab, sich selbst und Anderen zur Last."

Alfred ging zu allen Bekannten, die noch in Hannover waren, hoch und gering; erkundigte sich nach vielen Menschen und gelangte hierdurch zu der Ansicht, welche ich, den Verhältnissen näher geblieben, schon länger hatte: daß die Welfenpartei aus den schwachen Elementen der alten hannoverschen Bevölkerung bestand. Er sagte: „An den Welfen, welche hier das Pflaster treten, hat Deutschland Nichts verloren. Den Forderungen des großen Staates wären sie nicht gewachsen gewesen. Dies zu erkennen, reichte ihr Verstand hin; er war aber nicht weit genug, ihre Blöße zu decken, und deshalb kleiden sich Viele in den vornehmen Welfenmantel."

Die Erheiterung, welche an der alten Heimstätte das öffentliche Leben uns versagte, fanden wir nur bei den Freunden; am letzten Tage noch bei dem Ehepaar Aurelius, welches zum Abschied von Alfred Wellmeiers und Zettels, die milde Frau Elisabeth und die guten Leinau's versammelt hatte. Diese lebten angenehm in nützlicher Thätigkeit und gewohntem Umgange. Sie waren keineswegs mit Allem, was seitens der neuen Regierung

geschah, einverstanden und mißbilligten das welfische Treiben; aber da sie weder die Preußen, noch die Welfen von sich stießen, so gewannen sie Einfluß auf Erstere und hinderten manchen der Letzteren an schlimmeren Mißgriffen. So gelang es ihnen, der neuen Zeit hier und da einen Stein aus dem Wege zu räumen.

Alfred und ich kamen nach Brunshausen auf dem gewohnten Wege und gingen schweigend vorwärts; denn jeder Steg, jeder Baum flüsterte uns eine Erinnerung zu, die wir nicht aussprechen mochten. An den Dingen um uns schien die Zeit spurlos vorüber gegangen zu sein. Der kleine Fluß zur Seite wand sich in denselben Schwingungen, die Thürme der Stadt wurden an demselben Punkte sichtbar, wie wir es als Knaben beobachtet hatten. Von Stade her auf dem Deichwege kamen zwei Bürger, wir kannten sie von Ansehen; es war die Tagesstunde, in der sie schon vor Jahren ihren Spaziergang hierher machten. Die alten Festungs-Brücken und Thore sahen uns an wie ehedem, und hinter ihnen hatte kein Haus die geringste Veränderung erfahren. Die Straßen waren leer wie vormals und Nichts darin uns fremd, als wenige Menschen, welche vermuthlich von den politischen Stürmen des letzten Jahres hierher verschlagen wurden.

Ohne Abrede schritten wir wie sonst unseren früheren Wohnungen zu. Wir bogen um die Ecke und blieben stehen. Dort war das Haus, worin Clotilde gelebt hatte, das Fenster, aus dem sie uns oft fröhlich zuwinkte. Alfred preßte meine Hand und schritt schnell weiter. Wir kamen an das Haus seiner Eltern; ein unbekanntes Gesicht, welches aus Alfreds Zimmer auf uns nieder sah, schien sich zu wundern, daß wir die alten Wände so aufmerksam betrachteten. Dann gingen wir nach dem Kirchhofe, wo Alfreds Eltern ruhen, und setzten uns auf die Bank an ihrem Grabe.

Hier sagte der schwermüthige Freund, indem er auf den Stein deutete, der seinem Vater zum Gedächtniß errichtet war: „Wo der Letzte des Namens ruhen wird, steht bei Gott!"

Da augenblicklich er selbst dieser Letzte war, so erwiderte ich: „Hoffentlich vergehen bis dahin noch viele Generationen." Da sah er mich tief traurig an, ohne ein Wort zu entgegnen. Nach einer Pause nahm er das Gespräch auf: „Ich habe keinen Vater mehr, der seinen Namen fortgepflanzt zu sehen hofft, und keine Mutter, die nach Großkindern verlangt. Du hast Beide und mußt eine Lebensgefährtin nehmen."

„Ich denke nicht daran."

„Gott lenkt die Herzen," sprach er hierauf. Wir schwiegen nun lange, bis er den Kopf aufrichtete, wieder in mein Gesicht blickte und sagte:

„Ich soll Adele nicht mehr sehen. Ich kenne Euch Alle wie mich, nur sie nicht. Habe ich Euch Schmerzen bereitet, so vergebt mir, denn ich bin unschuldig.“

„Alfred!“ rief ich aus und legte meinen Arm um ihn, wie ich früher so oft gethan hatte.

Er stand auf: „Bitte, laß uns gehen.“

Als wir Stade verlassen hatten und auf der Elbe an den transatlantischen Dampfern vorbei fuhren, wandte seine Seele sich wieder dem praktischen Leben zu, und die Wolken schwanden von seiner Stirn. Er nannte mir jedes Schiffes Bestimmung und sprach viel über die Entwickelung, deren nach seinem Erachten Deutschlands Handel bedürftig und fähig sei.

Von Hamburg fuhren wir gleich weiter nach dem Gute. An der Bahnstation erwartete uns mein Vater selbst, und in unserem Hause hatte meine Mutter die Freunde versammelt: Barons, den Capitän, Frau Charlotte und Pastors. Nur Adele fehlte und — ach Clotilde! Aber hätte nicht Alles hier meine Gedanken auf die theuere Schwester gelenkt, so würde vielleicht die schwarz gekleidete junge Dame, welche etwas zurück stand, mich an sie erinnert haben. Es war Fräulein Mathilde Hatfried.

Freilich schwand die Aehnlichkeit, als ich sie näher sah und mit ihr sprach. Die Gestalt, so groß wie Clotildens, war kräftiger, und ich hatte ein Bild vollster Gesundheit vor mir. Nur die Form des Kopfes und die Farbe des Haars waren wie bei jener; die Züge dagegen, wenn auch ansprechend, ohne den zarten Hauch, welcher über Clotildens ganzem Wesen lag. Sie sah noch betrübt aus, aber der Verlust, den sie erlitten, hatte nicht das Vernichtende, dem meine Schwester erlag. Sie war jünger und erschien doch selbständiger und gereifter. Sie war unbefangen mit Allen, und bald bemerkte ich, daß Jeder und zumal der alte Capitän sie gern hatte.

Unser Kreis gab sich Mühe, die trüben Gedanken zurückzudrängen und die letzten Stunden in Alfreds Gesellschaft zu erheitern. Er selbst trug viel dazu bei, indem er uns über den Beruf des Kaufmanns interessant unterhielt.

Am Abend verließ er das Gut, um nach Hamburg zu fahren. Am folgenden Abend mußte er seine Reise über London antreten und ich nach Cassel zurückkehren. Von Hamburg ab wollten wir zusammen fahren, bis unsere Wege sich trennten.

Den Abschied in unserem Hause machte er so kurz wie möglich, jede Begleitung lehnte er ab. Mit dem Pastor und der Pastorin, welche seinen Wagen bis zur Pfarre zu benutzen wünschten, fuhr er in der dunkelen Nacht davon.

Den Tag darauf verlebte ich mit meinen Eltern ungestört. Fräulein Hatfried kam nicht oft zu uns. In ihrer Abwesenheit priesen sowohl Vater wie Mutter sich glücklich, sie im Hause zu haben. Ersterer sagte, er arbeite jetzt mit mehr Lust, weil meine Mutter inzwischen nicht allein sei, und letztere freute sich, daß Vater längere Spaziergänge machte, seitdem Mathilde mit ihm ging.

Da meine Eltern bestimmt voraussetzten, daß ich in zwei Monaten wiederkäme — denn es verstand sich von selbst, daß ich Clotildens Todestag und unsere traurige Weihnachtszeit mit ihnen verleben wollte — so fanden sie sich leichter in die Kürze meines Besuchs. In der Nacht fuhr ich mit Alfred von Hamburg ab. Er war wohlgemuth, weil er Alles gethan hatte, wozu Pflicht und Herzensneigung ihn trieben, und Nichts ungeordnet zurückließ. Mit voller Thatkraft begann er nun den neuen, gefährlichen Lebensabschnitt. In Hannover gaben wir uns noch einmal die Hand, und ich kehrte, von dieser Trennung bewegt, nach meiner Garnison zurück.

Der Dienst nahm mich jetzt hinreichend in Anspruch, erst mit den Vorbereitungen für die Einstellung der Rekruten, demnächst mit ihrer Ausbildung — keine den Geist aufregende, aber eine das Nachdenken anregende Thätigkeit, wohlthuend wie jede Pflichterfüllung und erfreulich, weil man den Erfolg von Tag zu Tag sieht. Die preußischen Frontofficiere besitzen in Folge des alljährlich wiederkehrenden Geschäftes, eine große Zahl von Rekruten heran zu bilden, scharfe Augen für die Beurtheilung und viel Erfahrung in der Behandlung der Menschen. Binnen wenigen Monaten Seele und Körper der Leute, von welchen die meisten seit ihrer Schulzeit Beides vernachlässigten, zu entwickeln und zu stählen, ist eine Erziehungsaufgabe, die nicht schablonenhaft gelöst werden kann, vielmehr eine Berücksichtigung des Persönlichen durchaus erfordert. Das Wort von dem preußischen Schulmeister, welcher die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat, kommt weniger den Knabenlehrern zu, als den Schulmeistern in Uniform, den Officieren und Unterofficieren; und was Friedrich der Große reimte:

> Aimez donc les détails, ils ne sont pas sans gloire.
> C'est là le premier pas, qui mene à la victoire,

findet volle Anwendung auf diesen wichtigen Gegenstand des militärischen Lebens.

Die Routine der altpreußischen Kameraden fehlte mir und zwang mich, jenem Dienstzweige eine um so größere Sorgfalt zu widmen.

Bei dem Husaren-Regimente waren einige Veränderungen eingetreten, und der Regiments-Commandeur hatte Ellerbach von der Wilhelmshöher zu einer Casseler Escadron versetzt. Nun betrachtete Ellerbach sich als einen neu Angekommenen, wenigstens machte er noch einmal Antritts-visiten, auch bei Velenburgs; und nicht lange nachher wurde ich von Herrn und Frau von Velenburg zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Ich fand dort Norgarts, Birlachs, Ellerbach, außerdem einige Casseler, aber auch Preußen, Herren von der Regierung mit ihren Damen, und zuletzt kam der Oberpräsident von Möller mit seinem Rittmeister. Ce n'est que le premier pas qui coûte, dachte ich. Velenburgs waren auf dem besten Wege; auch Ellerbach, wie mir schien.

Herr und Frau von Velenburg machten die vornehmen Wirthe auf die liebenswürdigste Art. Er gab als alter Hofmann einem jeden seiner Gäste etwas mehr als ihm gebührte, und seine freundliche Gemahlin bemühte sich ebenfalls, die fremden Elemente mit einander zu verbinden. Fräulein Julia zeigte wieder dasselbe stolz gelassene, höfliche Wesen und ließ ihr vielleicht freudig schlagendes Herz, nicht aus ihren Augen sprechen. Während sie neben Olly von Norgart stand, wurde mir klar, was die Beiden im Wesentlichen unterschied. Man konnte Julia von Velenburg die hoch hinaufstrebende, Olly von Norgart die geduldige Schönheit nennen. Erstere leitete wohl mehr ihre Eltern, als diese sie; letztere war die nachgiebige, uneigennützige Tochter einer sehr klugen Mutter. Weil ich keiner den Hof machte, waren sie unbefangen, und weil das Erlebniß in Wilhelmsthal einestheils, meine Verbindung mit Ellerbach anderentheils Beziehungen zwischen uns geschaffen hatte, aufmerksamer gegen mich, als gegen Manchen sonst, wobei sich Fräulein Olly einfach und herzlich, Fräulein Julia beobachtend, ich möchte sagen berechnend, darstellte.

Schwerer als Ellerbach, welcher mit der „Findigkeit" (wie man in Preußen sagt) des Husaren sich dem Ziele näherte, schien es Herhudt werden zu sollen, den Gegenstand seiner Herzensneigung zu gewinnen. Die Aeußerungen seines Obersten ließen erwarten, daß er Cassel bald werde verlassen müssen. Fräulein von Molinska, der ich einigemale begegnete, sah traurig aus. Und so auch Herhudt.

Da kam er eines Morgens freudestrahlend zu mir auf den Casernenhof. Er war ganz unerwartet in einem anderen Regiment, welches jedoch ebenfalls in Cassel garnisonirte, Hauptmann und Compagnie-Chef geworden. Der Hauptmann, in dessen Stelle er trat, war „außer der Tour" zum

Major befördert und zur Adjutantur eines General-Commandos im Osten der Monarchie versetzt.

Beförderungen außer der Tour kannte man in Hannover nicht. Sie sind in einer großen Armee nothwendig, damit Männer, welche zu den hohen Führerstellen berufen scheinen, dieselben vor dem Altwerden erreichen können. Wenn solche Beförderungen Kameraden von hervorragender Begabung treffen, so sind sie erfreulich und werden von den Meisten als nützlich für das Ganze richtig gewürdigt. Selbst mein Hauptmann Wulkow leugnete nicht, daß dieser glücklichere Kamerad, welcher jünger an Dienst und Jahren als er war, eine Bevorzugung verdiente; aber es verdroß ihn trotzdem und war in der That peinlich für ihn, daß er selbst noch nicht Major geworden und den jüngeren Mann in dieser Charge, wenn auch nur wenige Tage, sehen mußte. Die Beförderungen außer der Tour verlieren durch die Versetzungen, welche in einem großen Staate mit ihnen verbunden werden können, an Härte. In einer kleinen Armee, wo man an jedem Orte früheren Verhältnissen wieder begegnet, würden sie der Kameradschaft ungleich gefährlicher sein.

Nachdem ich meine Freude darüber ausgesprochen hatte, daß Herhudt befördert war und in Cassel blieb, fragte ich: „Ist der Oberst von Molinska zufrieden?"

Herhudt lachte und erwiderte: „Weil ich hier bleibe? Nein, er ist verdrießlich. Vielleicht gefällt ihm auch mein Nachfolger nicht."

„Wer ist das?"

„Ich kenne ihn nicht. Er ist aus des Obersten früherem Regiment und heißt Klüder."

„Von Klüder?"

Herhudt lachte wieder und antwortete: „Nein, bloß Klüder;" worauf ich bemerkte: „So weit ich den Geschäftsgang kenne, wird der Oberst von Molinska noch selbst den Lieutenant Klüder zum Adjutanten empfohlen haben."

„Wahrscheinlich," meinte Herhudt. „Beides ist jedoch vereinbar. Die Gesichtspunkte sind verschieden. Der Oberst hielt auch mich für einen guten Adjutanten und wollte doch einen anderen haben."

In der folgenden Woche stellte sich der neue Adjutant bei der Parole vor. Er war bei Weitem nicht so hübsch wie Herhudt, kleiner und breit, mit einem großen Kopf und tief dunkelen, von büschigen Brauen beschatteten Augen, aus denen sehr viel Verstand und Energie und mehr Derbheit, als Schmiegsamkeit blickte. Der Frau Oberstin konnte er unmöglich gefallen.

Der December war gekommen. Von den Meinigen hatte ich immer befriedigende Nachrichten erhalten. Adele war wieder bei ihren Eltern, blaß, aber ruhig und, wie der Arzt in Schwerin behauptete, gesund. Alfred hatte einigemale geschrieben, noch einen Gruß in Marseille, als er den europäischen Boden verließ, und einen in Alexandria, als er den afrikanischen betrat.

Nun wurde ich durch Briefe meiner Mutter in große Aufregung versetzt. Ich schreibe die Stelle hier ab:

„Barons erwarten nicht nur Christian, sondern — endlich — auch Friedrich zu Weihnachten. Aber noch mehr! — Ich muß Dir mittheilen, was uns alle quält! — Friedrich hat geschrieben, Guido scheine den Wunsch zu haben, ihn zu begleiten; er spreche oft von dem Weihnachten, den er hier erlebt, als von etwas unvergeßlich Reizvollem. — Unsere Tannenbäume allein würden ihn zu der weiten Reise im Winter wohl nicht verlocken, es ist Adele! Sonst wäre es doch natürlicher, er führe zu den Verwandten, wo sein Töchterchen ist. Mehr haben Barons mir nicht gesagt. Sie sind sehr ernst. Deinen Vater scheint der Baron zu Rath gezogen zu haben, ich frage nicht darnach. Guido ist Katholik! Andererseits sind Barons ihm Friedrichs wegen verpflichtet, und wenn Adele ihn haben will — was können sie dagegen einwenden außer der Religionsfrage? Darin werden Alle fest sein, und daran wird es hoffentlich scheitern, lieber Ernst!"

Dachte meine gute Mutter noch, daß Adele mich heirathen würde? —

Aus einem späteren Briefe:

„Der Baron hat Friedrich geantwortet, Guido wäre willkommen, und jetzt von diesem einen Brief. Er schriebe sehr hübsch, sagt die Baronin, auch allerlei Gutes über Friedrich, und spräche zuletzt die Bitte aus, sie wieder besuchen zu dürfen. Hierauf wird der Baron ihn förmlich einladen. Adele weiß es und scheint einverstanden. Gott wird auch dieses zum Besten lenken, aber ich bin betrübt!"

Gott wird auch dieses zum Besten lenken! Und dennoch überwältigte fast der Schmerz mich. — Aber soll nicht der Mensch selbst lenken, so weit seine Kräfte reichen? Die Vorstellung, ich sei berufen, das stürmisch aufgewühlte Herz Adelens zu lenken, packte mich, um mich gleich wieder zu verlassen.

Jetzt erst hatte sie auf Alfred verzichtet, das ersehnte bescheidene Loos an seiner Seite aufgegeben. Nun griff sie verzweifelnd nach Glanz und Reichthum: oder sie stellte sich vor, daß sie Guido's standhafte Liebe er-

widern, seinem Kinde die Mutter ersetzen müsse. Sie wies die Hand nicht ab, welche sie von dem Boden reißen wollte, auf dem ihr Herz stand. Und in ihrer Heftigkeit dachte sie nicht an die Folgen.

Vor dieser Weihnachtszeit fürchtete ich mich und suchte — vergeblich — nach einem Auswege, ihr zu entgehen. Ich durfte meine Eltern in ihrer Trauer nicht allein lassen, und jeder Plan, mit ihnen an einem anderen Orte zusammenzutreffen, war unausführbar. In Hannover hätte der politische Wechsel meinen Vater gequält; auf dem Gute im Kehdingschen war man so welfisch, daß man uns jede Stunde verdorben, mich Preußen nicht einmal geduldet hätte. Und überdies wollten meine Eltern an Clotildens Todestag gewiß den Räumen nahe sein, wo sie gestorben und bestattet war.

So half denn Nichts. Ich mußte dahin reisen, wo auch ich mein Liebesglück geträumt und verloren hatte; ich mußte mich zum Zeugen stellen von Guido's Bemühen und Adelens Entscheidung.

9.

Am Abend des 23. Decembers traf ich bei meinen Eltern ein und bald darauf kamen Christian und Friedrich, um mich im Namen der Schloßbewohner willkommen zu heißen. Es war eine Freundlichkeit von ihnen, die mir wohlgethan haben würde, wäre ich nicht durch Christians große Aehnlichkeit mit Wichard und durch den Gruß, welchen Friedrich mir von Guido überbrachte, an Trauriges erinnert worden. Doch freute ich mich über sie, besonders über Friedrich, der sich vortheilhaft verändert hatte. Er war heiterer, kräftiger, ein hübscher Mann geworden. Das Träumerische schien er abgelegt zu haben, er war angenehm gesprächig, mit ein bischen Wiener Dialect, was nicht störte.

Während der letzten Abendstunden blieben wir unter uns und erzählten, was wir seit dem letzten Wiedersehen erlebt hatten, wobei Fräulein Hatfried dann und wann kleine Bemerkungen einstreute, die immer verständig und erfrischend klangen. Meine Eltern behandelten sie wie ein Kind des Hauses und richteten manches Wort an sie, gerade wie ehemals an Clotilde.

Als Vater sich zurückgezogen und dann auch Fräulein Mathilde uns gute Nacht gewünscht hatte, sagte meine Mutter: „Ein ausgezeichnetes Mädchen! Wir gewinnen sie täglich lieber.“ Sie fing an, ihre Sachen wegzulegen und sprach dabei: „Ich muß Dir noch sagen, daß der Pastor uns morgen früh um zehn Uhr in der Kirche erwartet, nur uns Drei. — Eine Weihnachtsbescheerung findet morgen nicht statt, aber übermorgen im Schlosse; denn der Baron kann sie den Gutsleuten nicht vorenthalten.“ —

Ich wollte gehen, damit sie nicht jetzt noch ein Gespräch über Clotilde anfange. Auch sie wollte dies vermeiden: „Guido habe ich heute gesehen," sagte sie. „Ich war bei der Baronin. Er sieht gut aus und gibt sich auf das Liebenswürdigste."

„Wie geht es Adele?" fragte ich so unbefangen wie möglich.

„Du wirst sehen, wie blaß sie ist. Sie zeigt sich gegen Jedermann gleichmäßig freundlich und ist gegen Guido nicht anders. In ihr Herz läßt sie keinen Menschen blicken." — Sie lehnte sich an mich. „Jetzt laß uns schlafen gehen, geliebter Sohn."

Ich küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht!"

Am anderen Morgen fuhren wir nach der Kirche. Der Pastor schloß die Gruft auf und sprach, nachdem wir hinab gestiegen waren, tröstende Worte und ein erhebendes Gebet. Als ich hierauf die beiden Särge mit frischen Kränzen schmücken wollte, erblickte ich auf dem Clotildens einen glänzenden Gegenstand und erkannte, ihn empor hebend und gegen das von oben einfallende Licht haltend, ein Medaillon, welches Alfred immer an seiner Uhrkette trug und worin sich, wie ich wußte, Haare seiner Mutter befanden. Ueberrascht zeigte ich es den Anderen mit den Worten: „Alfred muß hier gewesen sein." Da sagte der Pastor: „Nun kann ich es nicht verschweigen; Alfred wollte nicht, daß ich davon spreche. In der Nacht, als er uns verließ, habe ich seiner Bitte nachgegeben und ihn hierher geleitet."

„Er hielt dieses Andenken werth," bemerkte ich. „Ob es ohne sein Wissen sich gelöst hat oder ob er es absichtlich hier ließ? Mir hat er kein Wort, daß er es vermisse, gesagt, noch geschrieben."

„Auch uns nicht," erklärte meine Mutter. „Wir wollen es mitnehmen."

„Laßt es vorläufig hier," bat ich. „Ich glaube, das entspricht seinen Wünschen besser; wir wollen ihn fragen." Und ich legte das Medaillon wieder auf den Sarg.

Am Nachmittage brachte ein Wagen den Baron, die Baronin, Adele und den alten Capitän zu uns. Beide Damen hatten Trauerkleider angelegt, Adelens Gesicht sah in der schwarzen Umhüllung wie ein schönes Marmorbild aus. Sie begrüßte mich ruhig freundlich; ihr Ausdruck und was sie sprach, wies jede andere Erinnerung als die an Clotilde zurück. Die Theilnahme, welche Alle meinen Eltern zeigten, that mir wohl.

Am folgenden Morgen sah ich die Schloßbewohner in der Kirche wieder. Auch Guido nahm an dem protestantischen Gottesdienst Theil. Zephirius' Kirchenchor bestand noch; der neue Kantor erwies sich in dessen

Ausbildung, wie in dem Orgelspiel als ein, freilich nicht so von seiner Kunst beseelter, doch tüchtiger Musiker.

Die Weihnachtspredigt befreite mich aus der Engigkeit des persönlichen Weh's. In gehobener Stimmung verließ ich das Gotteshaus.

Es war ein sonnenheller Wintertag. Die Kirchgänger verweilten noch auf dem Platze, die Einen um mit einander zu sprechen die Anderen, um die Herrschaft und ihren Besuch zu sehen. Die Leute blickten neugierig auf mich, die preußische Uniform war ihnen an mir fremd. Mit manchem alten Bekannten tauschte ich von Weitem einen Gruß.

Nun eilte Frau Charlotte mit vorgestreckter Hand auf mich zu und sagte weiter Nichts als „Ach Gott, Ernst!“ so daß ich nicht wußte, wen sie mit ihrer Klage meinte, Clotilde oder Adele.

Dann näherte sich Guido und sprach leise, indem er meine Hand drückte: „Seit wir uns kennen lernten, haben wir viel erlebt.“ Er bemühte sich, durch die Freundlichkeit weiterer Worte jeden Argwohn, als hasse er den Preußen in mir, unmöglich zu machen.

Meine Eltern wollten sich von der Weihnachtsbescheerung nicht ausschließen, wir begaben uns deshalb Abends in das Schloß; auch Fräulein Hatfried, die lieber zurückgeblieben wäre, jedoch auf Mutters und Adelens Bitte ihre Bereitwilligkeit, an der Feier theilzunehmen, ohne viele Worte ausgedrückt hatte.

Eichborns waren gekommen. Wir versammelten uns in den Zimmern vor dem Saale. Adele trug ein weißes Kleid, auf der Brust einen Strauß von zierlichem Tannengrün. Sie bat ihre Brüder und mich, ihr in dem großen Seitenzimmer, wo die Tische für die Dienerschaft und Andere bereitet waren, bei dem Anzünden der Lichter auf den Tannenbäumen zu helfen. Guido und Fräulein Hatfried boten ihre Hülfe an, der alte Capitän ging ebenfalls mit, Christian dagegen blieb bei Bertha von Eichborn. Da es sich nun traf, daß in dem Zimmer vier große Bäume aufgerichtet waren, so theilte Adele jedem Herrn einen zu, worauf sie selbst mit Fräulein Hatfried die letzten Anordnungen an den Geschenken traf. Geschäftig schritten die Mädchen hin und her. Beide wollten zu der Weihnachtsfreude ein fröhliches Gesicht machen, doch gelang es keiner ganz, und der Grund war so verschieden, wie ihre äußere Erscheinung. Wo das Herz schwerer schlug, ob unter Adelens schneeweißem Kleide oder unter Mathildens Trauergewande, ich weiß es nicht.

Als die Vorbereitungen beendet und Alle versammelt waren, öffneten sich gleichzeitig die Thüren des Saales und des großen Seitenzimmers,

und in dem lichterglänzenden Tannenwalde zog ein allerliebstes Bild die Blicke auf sich. Vor dem größten Baume inmitten des Saales standen zwölf Mädchen, alle wie Adele gekleidet. Sie hoben mit ihren frischen Stimmen das schöne Weihnachtslied an:

Stille Nacht, heilige Nacht,

und sangen es ohne Anstoß bis zu Ende. Es waren Adelens kleine Freundinnen, welche sie aus den besten Schülerinnen des Dorfes gewählt hatte. Das Lied hatte Mathilde Hatfried ihnen eingeübt.

Die Zuhörer waren in eine feierliche Stimmung versetzt, und Keiner mochte zuerst die Stille unterbrechen und in die Weihnachtsräume eintreten. Da schritt Adele auf die kleinen Sängerinnen zu und führte sie an die Plätze, wo die Geschenke ihrer warteten. Meine Mutter aber lehnte sich wieder an mich und verbarg ihre Thränen an meiner Brust.

Ich führte sie in den Saal, und nun erkannten wir, wie zart die Baronin den Umständen entsprochen hatte. Die Tannen waren einfacher als in der üblichen bunten Weise verziert und sahen doch wunderschön aus; sie trugen Nichts als die Lichter und einen weißen flockigen Stoff, welcher den Schnee auf den Zweigen täuschend nachahmte.

„Das Leben geht weiter," flüsterte ich meiner Mutter zu, „und ist schön unter guten Menschen."

„Ach, wärst Du nur glücklich!" antwortete sie kaum vernehmlich.

Fräulein Hatfried stand in diesem Augenblick nicht weit von uns allein und betrachtete die Lichterbäume. „Die Christfreude verklärt ihren Schmerz," sagte ich. Da kam auch auf meiner Mutter Gesicht ein Freudenschimmer, und sie ging zu ihr.

Adele waltete überall, ihre weiße Gestalt bewegte sich zwischen Groß und Klein bald in dem Saale, bald in dem Seitenzimmer. Mit freudebringendem Ausdruck und ruhiger Haltung schritt sie von Einem zum Anderen. Wer sie jedoch kannte wie ich, sah, daß in ihr weder Freude noch Ruhe war. Die Vergangenheit wehrte sie von sich ab, vor der Zukunft fürchtete sie sich. Sie suchte Ersatz in der Liebe, welche sie bei diesem, vielleicht ihrem letzten, Christfeste im Elternhause Jedem in reicherem Maße erweisen wollte.

Ganz anders genoß Christian die Stunden. Er hatte nur für Bertha Sinn. Als geschähe es nach Uebereinkunft, Keiner störte weder ihn noch sie.

Der alte Capitän wandte vorzüglich Mathilde Hatfried seine Aufmerksamkeit zu. Frau Charlotte lächelte, und Pastors scherzten darüber.

Daß die Elternlose ein Liebling Aller war, ließ sich an diesem Abend wohl erkennen. Mit großer Anmuth dankte sie für die Freude, welche man ihr bereitete; sanft und bescheiden, verständig, auf Scherze eingehend, war sie den Erwachsenen willkommen, von den Kindern begehrt. Sie erinnerte mich oft an Clotilde, so verschieden sie von dieser war.

Guido schien kein Fremder zu sein. Wie ein Zugehöriger des Hauses, unbefangen und sicher, stellte er sich dar. Viele überraschte er durch Gaben, die er mit Geschmack und guter Laune ausgesucht hatte. Das Fest machte ihm wahre Freude, die er lebhaft äußerte. Wenn er eine Leidenschaft für Adele empfand, so verbarg er sie vollständig.

Friedrich war gegen die Seinigen liebenswürdig und gegen die Gäste aufmerksam.

Daß seine Eltern Sorge hatten, Sorge um Adele, ahnte ich, obgleich sie freundlich erscheinen wollten und auch zufrieden aussahen, sobald sie auf ihre Söhne blickten. Am meisten freuten sie sich über den glückstrahlenden Christian.

So wurde der Abend wohlthuend doch für Alle. In der uneigennützigen Hingebung genossen auch die Traurigen das schöne Fest der christlichen Liebe.

Ich hoffte nun die folgenden Tage mit meinen Eltern recht ungestört zu verleben, weil die Schloßbewohner genug Gesellschaft unter sich hatten; und der zweite Festtag ließ sich auch so an. Mutter war mit Fräulein Hatfried von der Kirche nach Hause gefahren, Vater und ich hatten einen Umweg durch den Park gemacht, wobei ich einigemale versuchte, von ihm Näheres über Guidos Absichten zu erfahren, was mir aber nicht gelang, weil er auf diese Sache nicht einging. Dann blieb ich mit den Eltern bis zum Mittagessen allein. Nach Tisch ruhten sie, wie ihre Gewohnheit war. Als ich sie später in der Familienstube wiederzufinden glaubte, war dort Fräulein Hatfried allein. Sie saß mit einem Buche am Nähtisch, und ich setzte mich ihr gegenüber.

„Fühlen Sie sich auf dem Lande nicht sehr einsam?“ fragte ich.

„Gar nicht!“ antwortete sie mit heiterem Ausdruck. „Ich lebte mit meiner seligen Mutter meistens allein und war zufrieden, wenn sie sich nur einigermaßen wohl befand. So lange ich denken kann, war sie kränklich.“

„Da haben Sie das Vergnügen außer dem Hause wohl nicht gesucht?“

„In den Concerten. Sie waren Vaters liebste Erholung, und wenn

es möglich war, nahm er mich mit. Auch Mutter liebte die Musik, ich mußte ihr oft vorspielen."

Nun hatten wir einen reichen Stoff der Unterhaltung, die Musik überhaupt und wie sie in Hannover war besonders. Da fanden sich viele Punkte vollster Uebereinstimmung, sowohl was die Componisten, als was die ausübenden Künstler betraf. Das gediegene Urtheil des kaum neunzehnjährigen Mädchens überraschte mich.

„Weshalb fangen Sie nicht wieder an, Clavier zu spielen?" fragte ich. „Die Musik entweiht die Trauer nicht; im Gegentheil, sie ist ein Trost."

„Dasselbe dachte ich neulich, als ich mit den Kindern das Weihnachtslied übte. Aber wenn ich es auch möchte, wäre es nicht eine schmerzliche Erinnerung mehr für Ihre Eltern?"

„Ich glaube, es würde ihnen Freude machen. Wir wollen das Gespräch darauf bringen und dann nach einem Clavierstimmer schicken."

„Das ist nicht nöthig."

„Der Flügel hat lange unbenutzt gestanden."

„Als Ihre Eltern vor einigen Tagen ausgefahren waren, habe ich ihn gestimmt."

„Verstehen Sie das auch?"

„Es ist nicht schwer. Bei uns konnte es nur Abends spät geschehen, wenn Mutter schlief. Deshalb habe ich es gelernt und dann immer selbst gethan."

Wir wurden durch Friedrich unterbrochen, der sich anmelden ließ, um mich zu besuchen. Ich holte ihn zu uns herein. Er unterhielt sich angenehm mit Fräulein Hatfried, bis sie das Zimmer verließ. Dann sagte er: „Ich wollte Dich gern einmal in Ruhe sprechen und komme jetzt, weil zu Hause die Herren politisiren. Davon höre ich in Wien genug."

„Politisirt Christian auch?"

„Fürwahr nein!" antwortete er lachend.

„Wie gefällt Dir die Stille des Landes im Vergleich zum Wiener Leben?"

„Du glaubst nicht, Ernst, wie wohl sie thut! Das laute Treiben würde mich nicht stören, wenn ich dort nur zur inneren Ruhe käme."

„Hoffentlich bist Du gern in Oesterreich."

„Da ich einmal da bin, werde ich nicht gleich hinaus laufen; aber ich habe es mir besser gedacht. Ist in Deutschland auch Streit genug, es sind doch Deutsche. Bei uns arbeitet der Slawe gegen den Deutschen,

der Magyar gegen Beide und der Klerus gegen den Staat. Man ist überall gezerrt."

„Früher hattest Du katholische Neigungen," warf ich freundlich ein.

„Ich bin in vieler Hinsicht anders geworden," entgegnete er so eindringlich, als liege ihm daran, nicht mehr nach früheren Eindrücken beurtheilt zu werden. Ich reichte ihm die Hand.

„Krankhafte Verstimmungen hatten in mir unklare Vorstellungen erzeugt," fuhr er ermuthigt fort. „Ich kam in einen Kreis katholischer Freunde, deren zufriedenes Gemüth ich beneidete, deren feierlicher Gottesdienst mich erhob. Rom bestrickte mich ganz. Da ist das Leben in Wien seit Ausbruch des Krieges sehr lehrreich für mich geworden."

Dieses Bekenntniß, welches seine Wandelung wohl erklärte, war mir als ein Zeichen von Vertrauen erfreulich. Ich drückte ihm dies aus, sagte dann aber: „Und dennoch tratest Du in den österreichischen Dienst?"

„Zum preußischen konnte ich mich nicht entschließen," antwortete er in einem Tone, welcher erkennen ließ, daß seine Abneigung gegen Preußen noch nicht ganz geschwunden war. „Und in Oesterreich thun Deutsche Noth. Das war auch Guidos Meinung."

„Hat er ein Herz für Deutschland?"

„Gewiß für die deutschen Oesterreicher. Er ist eine ihrer Stützen in unserem Herrenhause."

In diesem Augenblicke kam meine Mutter mit Fräulein Mathilde in das Zimmer, und Vater folgte ihnen. Friedrich blieb wohl noch eine Stunde. Wir freuten uns über ihn. In der Heimath war sein Herz weit geworden; für Alles, was die Seinigen und uns betraf, zeigte er die wärmste Theilnahme. Hierdurch erinnerte er oft an seine Brüder; aber sein Geist war reicher, er hatte viel gearbeitet und erfaßte alle Dinge, zwar mit lebhafter Phantasie, doch auch mit nie rastendem Nachdenken.

„Wie ist er verändert!" rief ich aus, als er gegangen war.

„Der kranke junge Baum ist in dem fremden Boden gesund geworden," sagte mein Vater.

„Guido hat wohl dazu geholfen," bemerkte ich. Er richtete einen raschen Blick auf mich und entgegnete: „Noch mehr der Umstand, daß alle Elemente des österreichischen Staats mit einander in Streit sind. Similia similibus curantur. Streitsüchtig kam Friedrich hin. Nun zieht er, so rege sein Geist ist, die Stille vor. Der Sturm wird ihm noch oft weh thun, ihn aber hoffentlich stärken."

Die Aussicht auf ruhige Tage mit den Eltern schwand schon früh am nächsten Morgen. Mit dem Freudenrufe: „Ernst, ich bin verlobt!“ stürzte Christian in mein Zimmer. Er sah so glückselig aus wie Wichard in jener Sommerfrühe, als ich ihn an Clotildens Seite unter der Esche traf. Jedoch ohne Sorge wie damals konnten wir diese Verbindung begrüßen; denn sie entsprach allen Wünschen, kein Hinderniß lag auf dem Wege der Liebenden, nach menschlichem Ermessen hatte der künftige Gutsherr ein günstiges Loos gezogen.

Meine Eltern fuhren gleich nach dem Schlosse, um zu gratuliren. Mittags besuchte Guido uns, und da ich dort meine Glückwünsche aussprechen mußte, so begleitete ich ihn zurück. Nach gleichgültigem Gespräch kam er auf den vorjährigen Krieg. Er glaubte, daß fortan Oesterreich mit Deutschland in sicherem Frieden leben werde. Er gab zu, daß im Kaiserstaat, besonders in der Armee, sogar in den leitenden Kreisen, viel Feindschaft gegen uns sei. Die politischen Männer aber, welche dächten wie er, hätten die Sache in ihrem Gemüthe abgethan und strebten, Oesterreich im Frieden aufzurichten. Der Ausgleich mit Ungarn sei ihm nicht ganz zusagend, indeß nothwendig gewesen, und deshalb habe er sich auch mit ihm abgefunden. „Wir haben jetzt einen Verfassungsstaat,“ sagte er, „es fehlt nur noch die Aufhebung des Concordats.“ Er gehörte dem liberalen Theil des großen Adels an und kämpfte im Herrenhause für die von dem Abgeordnetenhause bereits angenommenen Gesetze, welche die Ehe und Schule dem übermächtigen Einflusse der katholischen Geistlichkeit entziehen sollten. „Wir haben nicht allein den Klerus, wir haben auch in unseren Familien viele Personen von großer Bedeutung gegen uns, werden aber dennoch siegen, denn unsere Zeit verträgt die Forderungen Roms nicht.“

Die letzte Ansicht theilte ich mehr als seine Zuversicht, da ich bei unserer ersten Bekanntschaft erfahren hatte, wie rasch und nicht immer zutreffend sein Urtheil war. Weil aber seine Freisinnigkeit in religiöser Hinsicht die Verbindung mit Adele zu erleichtern schien, so regte dieses Gespräch mich im Innersten auf.

Die nächste Folge von Christians Verlobung war ein erneuerter lebhafter Verkehr zwischen unserem Hause und dem Schlosse, die Ankunft von Glückwünschenden aus der Nachbarschaft, welche gelegentlich auch meine Eltern besuchten, ein Hin und Her, was nicht enden wollte. So verliefen mehrere Tage unter Zerstreuungen, die mich bedrückten, indem sie mir die Möglichkeit nahmen, Adele auszuweichen. Sie vermied Alles, was an die

Vergangenheit erinnerte, und berührte unsere früheren Erlebnisse selbst da nicht, wo Ort und Umstände darauf hinwiesen.

Erst am Sylvestermorgen wurde das Schloß leer. Barons und ihre Gäste fuhren nach Eichborns Gute, um das Neujahrsfest dort zu verleben. Ich nahm vorher Abschied von ihnen, weil ich am 2. Januar abreisen mußte. Adele sagte mir mit freundlichem Gesicht ein kaltes Lebewohl. Meine Eltern hatten Eichborns Einladung abgelehnt.

Der alte Capitän, welcher mit Frau Charlotte ebenfalls zu Hause geblieben war, besuchte uns einige Stunden später. Meine Mutter sagte: „Seit Mathilde hier ist, kommt er öfter als sonst." Daß er Fräulein Hatfried gern leiden mochte, war unverkennbar, obgleich er sie weder in ihrer Gegenwart noch Abwesenheit lobte, überhaupt von ihr wenig sprach.

Er hatte eine Weile bei uns gesessen, dann sagte er aufstehend: „Ernst, wollen Sie mit mir in den Dalwald fahren? Ich habe dort mit dem Förster zu sprechen." Ich nahm das Anerbieten gern an, wir bestiegen seinen, ungeachtet der recht kalten Luft offenen Wagen und waren vom Hofe auf den hart gefrorenen Weg gefahren, als wir Fräulein Hatfried „Herr Capitän" rufen hörten. Sie lief uns nach, ohne Hut und Mantel, wie sie in der Stube gewesen war. Der Kutscher hielt. „Sie haben Ihre Handschuh vergessen." Er nahm sie, bedankte sich, und wir fuhren weiter. „Ein gesundes Mädchen!" Mehr sagte er nicht.

Nach einiger Zeit fing er an französisch zu sprechen: „Des Kutschers wegen. Für solche Zwecke ist es mir angenehm, daß meine Frau mich darin übt. Sie darf mit mir französisch parliren, nur nicht wenn sie schilt. Schelten darf sie nur deutsch."

Ich wollte einen Scherz machen, er gab aber dem Gespräch sogleich eine ernste Wendung, da er fragte: „Wie gefiel Guido Ihnen diesmal?"

„Besser als bei der ersten Bekanntschaft," antwortete ich, „er äußert sich politisch unbefangener."

„Das wohl. Die vorigen Jahre haben ihn klüger gemacht; aber ein Oesterreicher ist er doch geblieben."

„Wie meinen Sie das?"

„Er hat mir seine politischen Ansichten auseinandergesetzt. Er will Oesterreich von Grund auf reformiren und glaubt, es werde dann, was es im Westen verloren, durch Machterweiterung nach Osten reichlich ersetzen."

„Darin stimmt er ja mit dem Grafen Bismarck überein."

„Das ist jetzt eine Strömung in Wien. Es sind aber auch entgegengesetzte da, und so kann es, wie in Oesterreich gewöhnlich, beim Stillstande

verbleiben. Erinnern Sie sich das vorige Mal, da hielt Guido Alles in Oesterreich für vortrefflich. Nun er eingesehen hat, daß er irrte, hält er das, was noch kommen soll, für vortrefflich. So waren alle Oesterreicher, die ich kennen gelernt habe; unbeständig. — Jetzt will er wieder heirathen —."

„Adele?" rief ich aus.

„Ja. Aber die protestantische Erziehung der Kinder muß gesichert sein."

„Woher wissen Sie das?" fragte ich, auf das Empfindlichste berührt. „Hat der Baron mit Ihnen davon gesprochen?"

„Nein, und auch kein Anderer. Außer der Familie hat der Baron, so viel ich wahrgenommen habe, nur mit Ihrem Vater, wahrscheinlich der juristischen Punkte wegen, über die Sache gesprochen. Und das ist Recht. Ich könnte auch nichts helfen."

„Glauben Sie, daß Adele mit Guido verlobt ist?"

„Nein, bestimmt nicht! Sie wird im Gegentheil durch ihre Eltern bewirkt haben, daß er jede intime Annäherung vermeidet. Ich kenne Adele und beobachte sie täglich. Sie würde sich jetzt mit Guido verloben, wenn jenes Hinderniß beseitigt wäre. Seine Lage als Wittwer rührt sie."

Er schwieg und ich wußte nach einer längeren Pause nichts zu sagen als: „Kann sie mit ihm glücklich werden?"

„In gewissem Sinne wohl," äußerte er hierauf und seine Stimme hatte einen weicheren Klang als gewöhnlich. „Guidos guter Wille und Adelens fester Charakter könnten sich ergänzen."

Nun wollte er diesen Gegenstand offenbar nicht weiter verfolgen, denn er sprach wieder deutsch und erzählte, daß durch den Wald eine Straße gebaut und in deren Richtung mit dem Niederlegen der Bäume nächstens begonnen werden sollte. Da hatte der Förster Manches einzuwenden, und deshalb fuhren wir nach dem Dalwald.

Daß er meine Begleitung gewünscht hatte, um über Adele mit mir allein zu sprechen, schien mir nicht zweifelhaft zu sein, und ich dachte über die Absicht nach, welche er dabei gehabt haben mochte.

10.

In Cassel waren viele ehemals kurhessische, jetzt preußische Officiere während der Weihnachtszeit auf Urlaub gewesen. Birlach, welcher mich gleich nach meiner Rückkehr besuchte, erzählte, daß die meisten mit ihrer jetzigen Lage unzufrieden seien. Sie klagten über die Kleinheit ihrer Garnison, die schlechte Gegend, in welcher diese lag, über die altpreußischen Vorgesetzten und Kameraden, die geistige Leere in der Gesellschaft und

Aehnliches. Sie hatten Virlach unruhig und besorgt gemacht, und er klagte mit einem komischen Seufzer: „Auf solchen Wechsel habe ich nicht capitulirt, als ich in Dienst trat."

Im Kurfürstenthum Hessen hatten die Officiere noch seltener als im Königreich Hannover ihren Wohnsitz geändert. Viele besaßen ein eigenes Haus, cultivirten ihren Garten und rechneten darauf, dieses Heim niemals zu verlassen. Nur wenn es zur Kenntniß des Kurfürsten kam, daß Einer sich recht wohl fühle, wurde mitunter der behaglichen Existenz plötzlich dadurch ein Ende gemacht, daß man den Glücklichen in eine andere Garnison verwies.

„Als Sie den preußischen Dienst annahmen, mußten Sie darauf rechnen," erwiderte ich. „Uebrigens mag Ihren Landsleuten, als sie die heimathliche Luft wieder athmeten, der Unterschied größer erschienen sein, als er ist."

„Ich versuchte es je früher, je lieber," sagte er nun. „Wenn ich noch lange hier bleibe, gewöhne ich mich draußen um so schwerer; und kann ich es mitten in Preußen nicht aushalten, so ist es noch eher Zeit für mich, etwas Anderes zu beginnen."

Ich neckte ihn: „Die blinden Hessen sehen Manches nicht wie es ist. Zu Hause glauben sie, jenseits ihrer Grenzpfähle nicht leben zu können, und haben sich doch in der Fremde immer wacker gehalten. So thun es ja auch Ihre klagenden Landsleute. Tragen Sie Ihren Wunsch, bald mitten in Preußen hinein zu kommen, dem Major von Trzemonski vor. Dem wird er gefallen, und da er Sie protegirt, thut er vielleicht etwas dafür."

„Ei, ist das ein Gedanke!" antwortete Virlach. „Und gleich müßte ich es thun, denn der Major ist noch guter Laune. Er hat überall Neujahrs-Visiten gemacht, auch meinen Eltern und Velenburgs." Er lachte und verließ mich in besserer Laune, als womit er gekommen war.

Das Benehmen meines Hauswirthes war seit meiner Rückkehr abermals verändert. Er kam wieder unaufgefordert in mein Zimmer, ohne Vorwand, nur aus Bedürfniß der Gesellschaft. Er sprach wenig, war zerstreut und betrug sich zuweilen so auffallend, daß ich fürchtete, das Leben bei der irren Großmutter habe auch seinen Geist getrübt. Seine Stirn war immer umwölkt, sein Blick scheu. Gewöhnlich stellte er sich, die Hände auf dem Rücken, an das Fenster und blickte auf die Straße, grübelnd und schweigend. Oft vergaß er sich, trällerte oder pfiff ein Lied,

sprach wohl gar mit sich selbst. Dann raffte er sich plötzlich zusammen und ging, ohne Abschied zu nehmen, davon.

Eines Tages, als er in dieser Weise, mich gar nicht beachtend, länger als sonst an dem geschlossenen Fenster gestanden hatte, trat ich zu ihm und war im Begriff ihn anzureden, als der Prinz Nicolaus vorbeiging. Da packte er meinen Arm, murmelte böse Worte, setzte den Hut auf den Kopf und schritt der Thür zu. Dann drehte er um, als hätte er sich eines Anderen besonnen, und stellte sich, ohne den Hut abzunehmen, wieder an das Fenster. Ich weiß nicht, ob ich in diesem Augenblick das Eis brechen und eine Krisis herbeiführen wollte, oder ob ich von dem Prinzen, der uns gar nicht bemerkt hatte, sprach, ohne mir des Zweckes klar zu sein, — genug, ich fragte: „Was für Staatsgeschäfte hat der Prinz Nicolaus mit dem Professor Pernice?"

Nun zuckte er zusammen, und die Worte polterten aus seinem Munde: „Keine Staatsgeschäfte. Der Professor wollte die Wilhelmshöher Papiere haben, aber Nicolaus —". Hier brach er ab, sah mich erschrocken an und ging hinaus.

Er hatte mehr gesagt, als er sollte. Mir fielen die aus dem Wilhelmshöher Archiv verschwundenen Papiere ein, von denen der Oberpräsident gesprochen hatte. Da Herr von Wahlhausen jeden Verkehr mit dem Prinzen Nicolaus vermied und dennoch wußte, daß, während er selbst verreist, Pernice in Cassel gewesen war, so vermuthete ich, daß auch seine damalige Reise mit diesen Papieren in Verbindung gestanden habe. Er kam schon am anderen Tage wieder zu mir und that, als ob Nichts vorgefallen sei. Ich behielt den Vorfall für mich, sagte aber gelegentlich dem Doctor Birlach, daß mein Hauswirth mir sonderbar verändert vorkomme. Der Doctor ging über diese Bemerkung mit den Worten hinweg: „Das einzige Mittel wäre, daß er den Ort verließe, und das will er nicht."

Jetzt herrschte in Cassel eine sehr rege Geselligkeit. Jede Familie that das Ihrige, damit die zusammengewürfelten Elemente sich mehr und mehr vereinigten. Große Feste und kleine Thees füllten überreichlich die Abende, Liebhabertheater wurden arrangirt, Frau von Norgart veranstaltete musikalische Aufführungen.

Der Major von Trzemonski hielt sich für den Löwen des Tages. Die Aufmerksamkeit, welche ihm von mancher Seite geschenkt wurde, steigerte seine Eitelkeit; denn es war nicht allein Frau von Molinska, die ihm um ihrer Tochter willen den Hof machte, auch andere Mütter

hielten ihn für eine gute Partie. Frau von Molinska aber wurde von Woche zu Woche verdrießlicher. Seit Velenburgs in einigen Gesellschaften erschienen, konnte es ihr nicht entgehen, daß der Major sich um Fräulein Julia bemühte. Dazu kam, daß der neue Adjutant ihres Mannes sich viel weniger liebenswürdig gegen seine Oberstin erwies, als sie es von Herhudt gewohnt war, daß er ihr sogar mitunter ein recht moquantes Gesicht zeigte, während sie andererseits nicht verhindern konnte, daß der Hauptmann Herhudt ihrer Tochter freundlich begegnete.

Zu den schönsten Winterfreuden gehörten für Viele die Belustigungen auf dem Eise des Bassins in der Aue. An ihnen nahm ich, so oft ich konnte, Theil. Bei gutem Wetter spielte dort in den Mittagsstunden eine der Militärcapellen, und Herren und Damen fanden sich zahlreich ein, nicht allein auf dem Eise, sondern auch zu Fuß oder zu Wagen auf dem Wege am Ufer des Bassins. Hier spazierte der Major von Trzemonski täglich in Erwartung von Velenburgs, welche diesem Vergnügen jedoch fern blieben. Hier fuhren auch wohl Frau und Fräulein von Norgart, welche indeß niemals ausstiegen, wogegen die Oberstin von Molinska mit ihrer Tochter regelmäßig zu Fuß erschien.

Eines Tages sah ich die Oberstin recht unlustig allein am Ufer stehen. Herr von Trzemonski hatte ihr bereits sein Compliment gemacht und war weiter gegangen. Ihre Tochter saß in einem Schlitten, zu welchem der Husaren-Lieutenant von Loeringen sie eingeladen hatte, um dann in der Menge auf der Eisfläche zu verschwinden. Ich holte auch einen Schlitten und bat die Oberstin, sie fahren zu dürfen. Mit dem holdseligsten Lächeln gewährte sie meine Bitte. „Haben Sie meine Tochter gesehen?“ fragte sie, als wir in Bewegung waren.

„Loeringen fuhr sie.“

„Herr von Loeringen ist ein angenehmer Mann. Kennen Sie ihn? Sie sind ja wohl mit den Husaren recht befreundet?“

„Nur mit Ellerbach bin ich genauer bekannt.“

„Herr von Ellerbach gehört zu dem engeren Kreise von Velenburgs, wie ich höre. Daß Velenburgs sich uns endlich angeschlossen haben, ist recht erfreulich; aber es fällt auf, daß sie nicht Alle gleich behandeln.“

„Thun sie das nicht?“

„Ich höre, Herr von Trzemonski-Sabrzy gehört auch zu Velenburgs näherem Umgange. Sie werden es wohl wissen, Herr Lieutenant.“

„Nein, das weiß ich nicht.“

In diesem Augenblick fuhr ihre Tochter an uns vorbei, aber nicht Loeringen führte den Schlitten, sondern Herhudt.

„Clara!“ rief die Oberstin. Ich schob meinen Schlitten mit großen, schnellen Schritten weiter.

„Kehren Sie um, Herr Lieutenant!“ sagte sie. „Wir müssen nach Haus.“

Ich befolgte den Befehl. „Wohin soll ich fahren?“

„Zu meiner Tochter. Ich kann sie nicht mehr sehen.“

„Wir wollen sie suchen.“

Während ich nun beabsichtigte, Herhudt so lange wie möglich zu vermeiden, sahen wir viele Schlittschuhläufer still stehen und mit einander sprechen.

„Was ist denn?“ fragte ich Birlach, der dazwischen stand.

„Es brennt in Cassel.“

„Wo?“

„Ich weiß nicht. Wir müssen gehen.“

Die Nachricht verbreitete sich schnell. Die Eisbahn wurde leer. Wir landeten. Fräulein von Molinska kam uns schon entgegen. Wir suchten die nach Hause verlangenden Damen zu beruhigen. Andere Herren traten heran. Herhudt, Birlach und ich empfahlen uns und schritten eilig der Stadt zu.

„Bei uns ist das Feuer nicht,“ sagte Birlach, als wir eine lange Strecke gegangen waren.

„Wer sagte Ihnen das?“

„Ei, sehen Sie es doch an der Fahne auf dem Kirchthurm.“

„Ja so! Das habe ich noch nicht gewußt.“

Jenseits des Friedrichsplatzes begegnete uns ein Bürger, der ein blankes Schild unter dem Kinn auf der Brust trug. Da Birlach ihn kannte und fragte, so erfuhren wir, daß das Haus des Prinzen Nicolaus in Flammen stand.

„Die Zeiten sind schlecht, das wird wohl nieder brennen,“ meinte Birlach, und der Bürger nickte bestätigend. Wir gingen weiter.

„Was bedeutet das Schild an seinem Halse?“ fragte Herhudt.

„Der Mann gehört zu den Spritzen.“

„Da sollte er laufen.“

„Unsere Feuerwehr ist gut.“

„Weshalb soll die Zeit schlecht sein? Es ist ja heller Tag,“ sagte ich.

„Nicht die Zeit. Die Zeiten,“ entgegnete Birlach.

„Ein uns Fremden unverständlicher terminus Chattorum", sprach Herhudt.

„Die Zaiten, die Wasserröhren."

„Wenn die Feuerwehr gut wäre, müßten es auch die Zaiten sein," erwiderte ich.

„Na, Sie sollten unsere Zeiten gekannt haben, die kurfürstlichen! Da war Nichts zu machen und jetzt geht nicht Alles auf einmal," entschuldigte Birlach.

Wir gingen nach der Caserne.

Das Haus des Prinzen Nicolaus lag in einem großen Garten von anderen Gebäuden entfernt. Die Luft war ruhig, die Verbreitung des Feuers nicht zu befürchten. Dann und wann kamen Nachrichten. Jemand erzählte, ein überheizter Ofen habe den Brand erzeugt, der länger unbemerkt blieb, weil der Prinz nicht zu Hause war.

Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, kam Frau von Wahlhausen bleich und in großer Aufregung die Treppe herunter, die Domestiken gingen verstört und eilig mit Wasserbehältern und Tüchern. „Mein Sohn ist bei dem Brande verletzt," sagte Frau von Wahlhausen. „Ich erwarte den Doctor."

„Doctor Birlach?" fragte ich. „Vielleicht ist er nicht gleich zu finden. Ist Ihr Sohn schwer verletzt? Soll ich einen anderen Arzt suchen?"

„Nein. Nur den Doctor Birlach," antwortete sie und eilte nach der Küche.

Der Doctor Birlach blieb lange bei Wahlhausens. Als er weg ging, trat ich ihm auf dem Hausflur entgegen und fragte nach den Verletzungen meines Hauswirths. „Ein paar kleine Brandwunden und Hautabschürfungen, es hat Nichts zu sagen, doch muß er einige Tage zu Hause bleiben," war seine Antwort. „Gehen Sie auch nicht hinauf," setzte er hinzu.

Am Abend hörte ich, daß zwischen dem Prinzen Nicolaus und Herrn von Wahlhausen ein wilder Auftritt stattgefunden hatte. Ersterer war noch nicht zurückgekehrt, als Letzterer, von drei Männern gefolgt, in das brennende Haus stürzte und mit den Worten: „Wir wollen die Papiere retten" in das schon von den Flammen ergriffene, von Rauch erfüllte Schlafzimmer des Prinzen drang. Hier stand ein mit Metall beschlagener, unerbrechbarer Kasten. Die Männer wollten ihn wegtragen, konnten ihn aber nicht bewegen, denn er war inwendig an den Fußboden festgeschraubt. Deßhalb begannen sie, diesen mit Aexten zu zerschlagen. Da kam, in

einen weiten, mit Wasser begossenen Mantel gehüllt, der Prinz. Andere Männer folgten ihm, sie machten sich Platz, der Prinz schloß den Kasten auf und barg den Inhalt unter seinem Mantel.

„Gieb mir die Papiere!" schrie Wahlhausen, indem er auf den Prinzen zusprang und ihn angriff.

„Wehrt ihn ab!" befahl dieser seinen Begleitern. „Er ist von Sinnen."

Die Männer, welche mit Wahlhausen gekommen waren, wollten Letzterem helfen, aber der Prinz kam mit Hülfe stärkeren Beistandes hinaus. Dann war er nach einem Hôtel gefahren, wo er nun wohnte.

Der Anweisung des Doctors Birlach entsprechend, fragte ich nicht, ob ich Herrn von Wahlhausen besuchen dürfe, sondern ließ mich nur nach seinem Befinden erkundigen. Seine näheren Bekannten wurden ebenfalls nicht zu ihm gelassen. Um so mehr wunderte es mich, daß außer dem Heilgehülfen, welchen der Arzt schickte, ein Mann, den ich sonst im Hause nicht gesehen hatte, jetzt oft zu Wahlhausens hinauf ging.

Von dem Prinzen hörte man, daß er seine Zimmer in dem Hôtel am Tage nicht verlasse und nur in der Nacht spazieren gehe.

Eine halbe Woche war seit dem Brande verflossen, als Frau von Wahlhausen mir am Morgen früh sagen ließ, daß ihr Sohn verreist sei. Ich ging hinauf, sie empfing mich mit der Wiederholung derselben Mittheilung und erklärte die plötzliche Abreise durch eine unerwartete Nachricht, welche eine Zögerung nicht gestattet und ihren Sohn verpflichtet habe, auf sein eigenes Befinden keine Rücksicht zu nehmen. Ueberdies wäre er ganz hergestellt. Sie sah ruhig, sogar ungewöhnlich zufrieden aus.

Man hatte von dem sonderbaren Vorfall nicht viel gesprochen. Der Prinz Nicolaus und Wahlhausens lebten so zurückgezogen, daß man sie beinahe vergaß. Diejenigen, welche erst seit der Annexion nach Cassel gekommen waren, kannten sie kaum von Ansehen. Wo ihre Namen jetzt wieder genannt wurden, erzählte man sich wohl von Neuem, daß der Prinz und Herr von Wahlhausen unglückliche Nebenbuhler wären, daß Fräulein von Norgart einen Heirathsantrag des Letzteren abgelehnt hätte, dagegen den des Prinzen vielleicht aus Mitleiden annehmen würde, wenn seine Eltern in diese Ehe willigten, was sie jedoch entschieden verweigerten.

Nun machte er selbst der Sache unerwartet und rasch ein Ende.

In dem Fährhause an der Fulda erkrankte in der Nacht ein Kind. Der Fährmann ruderte über den Fluß, um einen Arzt aus der Stadt zu holen. Als er in dessen Begleitung denselben Weg zurückging und den Fußpfad erreicht hatte, wo ich in jener Sommernacht den zwei Männern

und dann Herrn von Wahlhausen begegnete, sahen sie hinter dem Gebüsch einen Lichtschein. Hier fällt die Höhe, auf welcher die Kattenburg gebaut werden sollte, nach der Aue steil ab. Das Licht mußte in der Erde unter diesem unvollendeten Schloßbau sein. Die merkwürdige Erscheinung konnten sie nicht unbeachtet lassen. Sie traten in das Gebüsch und stiegen auf und ab, bis sie sich vor einer, hinter Sträuchern und Erdhaufen versteckten, offenen Thür befanden, durch welche sie dem heller werdenden Scheine folgten. Da erlosch das Licht, sie fühlten sich von starken Armen festgehalten, hörten ein paar Leute fortgehen, nun stieß man sie zurück und ließ sie los. In der Dunkelheit tappten sie nach der Thür, die offen geblieben war. Draußen hörten sie Tritte weglaufender Menschen. Sie setzten ihren Weg nach dem Fährhause fort, und am Morgen zeigte der Arzt die Entdeckung an.

Die Behörde wußte nicht, daß man von jener Seite in die Keller der Kattenburg gelangen konnte. Man begab sich an Ort und Stelle und kam durch die entdeckte Pforte in eine Halle mit nur einer Seitenthür, welche in zwei kleinere, vor Zeiten anscheinend als Wohnung benutzte Räume führte; man sah noch Spuren von Malerei an den Wänden. In einem dieser Zimmer lagen Mauersteine und Schutt, darüber war ein Loch in die Wand geschlagen und hierdurch eine Nische geöffnet. Die frische Bruchfläche der Steine ließ erkennen, daß dies erst kürzlich geschehen war. Eine Verbindung mit den übrigen, ausgedehnten Kellerräumen der Kattenburg war hier nicht vorhanden.

Man forschte weiter nach und ersah aus alten Akten, daß der Erbauer der Kattenburg eine Verbindung mit dem, an jener Stelle entsprechend umzugestaltenden Aue-Park beabsichtigt hatte; durch die untere Halle sollte man in das Freie gelangen. Alte Bedienstete sagten aus, daß der Kurfürst noch als Kurprinz die jetzt gefundenen Zimmer vor vielen Jahren räumen ließ, in jener Zeit, als er nach längerer Abwesenheit mit seiner Gemahlin kam und die Regentschaft führte.

Der Prinz Nicolaus war, sobald er Kunde von der nächtlichen Begebenheit erhalten hatte, in größter Angst mit einigen Dienern nach der Aue geeilt, hatte, blaß und aufgeregt, die Zimmer unter der Kattenburg betreten und darin Alles durchsucht. Nach dem Hôtel zurückgekehrt, war er verzweiflungsvoll auf und ab gegangen, hatte seine Abreise angeordnet, einen Brief an Frau von Norgart abgeschickt und die Stadt verlassen.

Man suchte diese Vorgänge, deren Zusammenhang nicht zu bezweifeln war, in die richtige Verbindung zu bringen und gelangte zu dem Schlusse,

daß der Prinz Nicolaus sich in den Besitz der Wilhelmshöher Familienpapiere zu setzen gewußt hatte und hierdurch die Einwilligung seiner Eltern zu der leidenschaftlich begehrten Verbindung mit Olly von Norgart erzwingen wollte; und daß Wahlhausen ihm die Papiere wegnahm. Die Feuersbrunst im Hause des Prinzen bot die erste Gelegenheit. Als dieser Versuch gemacht war, hütete der Prinz den wichtigen Gegenstand, den er Niemandem anvertrauen konnte, persönlich, bis er ihn in den Versteck der Kattenburg brachte, welchen er für den einzigen sichern Ort hielt. Wahlhausen kannte jedoch diese Räume, vermuthlich durch seine Mutter. Mit Hülfe der Männer, von denen er den Prinzen beobachten ließ, bemächtigte er sich der Papiere. In der Nacht, als der Arzt und der Fährmann die Entdeckung machten, ist er auf der Eisenbahn südwärts abgereist. Der Prinz, seiner Hoffnung beraubt, verließ die Stadt, an welche ihn jetzt Nichts mehr fesselte.

Man bedauerte ihn. Eine schlechte Erziehung hatte sein Gemüth nicht ganz verdorben, und der Kampf, in welchem er jetzt besiegt war, erregte das Mitleid.

Auch Wahlhausen wurde beklagt. Der Auftrag, den von sich zu weisen er nicht die Kraft besaß, hatte das Gewissen des anständig denkenden Mannes beunruhigt, seinen gequälten Geist fast zerrüttet. Durch seine Geburt in eine unglückliche Lage versetzt, hatte er, von herbem Kummer geläutert, in einem rechtschaffenen Wandel getrachtet, eigene und fremde Schuld zu sühnen, bis er sich zu einer Handlung verleiten ließ, die ihm bei ruhiger Besinnung verwerflich erscheinen mußte.

Daß er in Betracht der politischen Ereignisse auf der Seite des Kurfürsten stand, leugnete er nicht; daß er Etwas gegen die neue Staatsordnung unternehme, war nie behauptet worden. Doch glaube ich, daß er hierin nicht ganz frei zu sprechen ist; denn ich mußte jetzt annehmen, daß er meinem Vetter Jobst in den versteckten Räumen der Kattenburg jene, in seinem Solde stehenden Männer zugeführt habe, die bereit waren, gegen welfisches Geld am Vaterlande zu sündigen.

Die Behörde verfolgte die in der Kattenburg gemachte Entdeckung nicht weiter, wenigstens erfuhr das Publikum nichts davon. Es war kein Kläger vorhanden, es lag kein Antrag auf eine Untersuchung vor. Man war deßhalb nicht genöthigt, sich in die Privatgeheimnisse entwichener Personen zu mischen. Die versteckte Kellerpforte wurde zugemauert und damit die Sache abgethan.

Der Oberpräsident, welcher eifrig bestrebt war, Cassel zu verschönern, sprach davon, daß man die Mauertrümmer der Kattenburg, die einen großen Platz mit hübscher Aussicht verunzierten, ganz beseitigen müsse.

Der Doctor Virlach kam öfter zu der alten Denka, die seit der Abreise ihres Enkels in größerer Aufregung war. Frau von Wahlhausen hatte sie dadurch zu beruhigen gedacht, daß sie erklärte, er hole Napoleon. „Das war ein Fehler," sagte der Doctor. „Hätte die Frau mich doch erst gefragt!" Nun erwartete die Greisin den König Jerome jeden Tag.

Norgarts zogen sich eine Weile aus der größeren Gesellschaft zurück, sahen aber die näheren Bekannten gern in ihrem Hause und ich bemerkte, daß Fräulein Ollys schönes Gesicht seit der Abreise des Prinzen Nicolaus noch lieblicher geworden war.

Während dieser Vorfälle lenkte eine andere Neuigkeit das größere Interesse auf sich. Eines Morgens trugen Diener Briefe umher, welche die Anzeige von der Verlobung des Lieutenants von Ellerbach mit Fräulein von Velenburg enthielten. Dieser passende und Glück verheißende Bund wurde von Allen, mit wenigen Ausnahmen, freudig begrüßt. Man legte ihm eine politische Bedeutung bei und urtheilte in dieser Hinsicht je nach dem eigenen Standpunkte. Die hessischen Particularisten, welche jeden Umgang mit den Preußen vermieden, waren unbefangen genug, die Verlobung begreiflich zu finden und Velenburgs deshalb nicht zu zürnen. Bei den Welfen würde dies anders gewesen sein. Auf die Anzeige, welche Herr von Velenburg in ehrerbietigster Form dem Kurfürsten machte, hat er keine Antwort erhalten.

Der Major von Trzemonski war auf die niederschlagendste Weise überrascht. Er bewährte sich jedoch als Mann, ging noch stolzer, war in den Gesellschaften noch gesprächiger und gegen die Damen so liebenswürdig, daß Frau von Molinska wieder Hoffnung schöpfte und von dem Plan, welchen sie in der letzten Zeit verkündet hatte: ihre Tochter zur Erlernung des Haushalts auf das Land zu schicken, nicht mehr sprach.

Nun kamen Ellerbachs Eltern mit seiner Schwester Auguste zu längerem Besuch nach Cassel. Der Vater ein breitschulteriger Herr mit einem Schnurrbart, Rittmeister der Landwehr-Cavallerie, Johanniter-Rechtsritter und Mitglied des Herrenhauses. Die Mutter eine kräftige Dame, etwas ländlich ungezwungen und wie ihr Mann voll Selbstgefühl, aber höflich und gutmüthig. Die Tochter ein hübsches, gesundes und lustiges Mädchen von neunzehn Jahren. Die Eltern des Brautpaares gewannen sogleich ein angenehmes Verhältniß zu einander. In den Standesansichten stimmten

sie überein und die noch bestehende politische Meinungsverschiedenheit wurde nicht berührt. Bei den Festen, welche zur Feier der Verlobung und zur Ehre der fremden Gäste von Velenburgs und ihren Freunden veranstaltet wurden, gefielen der Lieutenant von Norgart und Fräulein von Ellerbach einander und dieses Verhältniß konnte sich weiter entwickeln, weil die junge Dame bei Velenburgs blieb, als ihre Eltern Cassel verließen.

Die Zerstreuungen einer lebhaften Geselligkeit leiteten zu meiner Befriedigung die Aufmerksamkeit von Ereignissen ab, über welche zu sprechen mir peinlich war. Ich meine welfische Umtriebe betrübendster Art. Die aus Holland und dann auch aus der Schweiz verwiesene Welfenlegion war Anfangs Februar in Frankreich zuvorkommend aufgenommen worden. Hunderte übel berathener, verleiteter Männer aus meiner Heimath hatten, mit österreichischen Pässen versehen, die französische Grenze überschritten und wollten an der Seite unseres Erbfeindes gegen Deutschland kämpfen. Auch mein Vetter Jobst war in Frankreich. Und am 18. Februar, dem Tage der silbernen Hochzeit des entthronten hannoverschen Königspaares, sprach Georg V. in Hietzing vor einer großen Schaar zu dieser Feier dahin gekommener Hannoveraner seine Ueberzeugung aus, daß die Herstellung des unabhängigen Welfenstaates unfehlbar erfolgen werde.

Der depossedirte Kurfürst ließ sich in ähnlicher Weise vernehmen, indem er aus Prag einen Aufruf an die Kurhessen richtete, worin er mit gleicher Zuversicht seine baldige Wiederkehr als souveräner Landesherr verkündete.

Während diese Agitationen bei den Welfen neue Hoffnungen erweckten, blieben sie in Cassel beinah unbeachtet.

Daß in Wien solche Umtriebe geduldet oder, wie die Pässe der Welfenlegionäre zu beweisen schienen, sogar unterstützt wurden, zeigte, daß auf den Frieden, welchen Oesterreich mit Preußen geschlossen hatte, noch nicht sicher zu bauen war.

Von den Franzosen erwarteten wir nichts Anderes mehr, als eine von verletzter Eitelkeit gestachelte Feindschaft. Die Pariser Presse, die Reden, welche im gesetzgebenden Körper bei Berathung des neuen Militärgesetzes gehalten wurden, die Vergrößerungen und Rüstungen der französischen Armee bezeugten öffentlich, daß sie diese Gesinnung hegten.

Das Uebelwollen der Ultramontanen und Particularisten in den süddeutschen Staaten, welches sich neuerdings bei den Wahlen zum Zollparlament laut machte, trug dazu bei, aller Orten die Feinde Deutschlands zu ermuthigen.

Wer aber bei uns diese Vorgänge nicht mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, den ließen sie unberührt. Waren auch noch harte Kämpfe um das deutsche Einigungswerk zu erwarten, das Vertrauen in die Zukunft stand fest.

11.

Warme Mittagstunden im März hatten Frau von Wahlhausen verlockt, mit ihrer Mutter auszufahren. Ich sah sie zurückkommen. Die alte Denka gesticulirte, noch im Wagen sitzend, mit Kopf und Armen. Ihre Tochter war im höchsten Maße geängstigt, sie bedurfte der Hülfe. Ich verließ meine Stube und trat auf den Flur, als sie in das Haus kamen. Die Greisin rief: „Das war er nicht!“ Sie drehte sich um, als wolle sie wieder hinaus, wandte sich abermals, kam auf mich zu, zitternd, mit weit geöffneten Augen, faßte mich an und wiederholte: „Das war er nicht!“ Dann sank sie zusammen, die Tochter hielt sie. Ich holte einen Stuhl, auf den wir sie niederließen. Die Domestiken trugen sie in ihre Wohnung. Ich lief zum Doctor Birlach, der gleich mit mir ging.

„Sie wird dem Prinzen Napoleon begegnet sein,“ sagte er. „Es ist ein Zufall, eine Schickung! Vor einer Stunde hörte ich, daß er hier ist, und eilte, Frau von Wahlhausen zu warnen. Da waren sie schon weggefahren.“

Der Doctor ging zu ihnen hinauf. Bald kam er zurück und in mein Zimmer. „Die Kranke ist erlöst, Gottlob! Sanft eingeschlafen. — Sie pflegte zu sagen: Wenn Napoleon kommt, wird Alles gut. So ist es eingetroffen.“

Er setzte sich und erzählte: „Der Prinz Napoleon verweilt auf einer Reise nach Berlin hier und besichtigt die Orte, wo sein Vater Jerome gelebt hat. Frau von Wahlhausen führte im Schönfelder Park ihre Mutter spazieren. Da begegnen ihnen drei Herren, die Greisin stürzt auf den einen zu und ruft: „Napoleon, Napoleon!“ Er streckt abwehrend die Hände vor. Sie steht starr, tief gekränkt da. Seine Begleiter treten dazwischen und blicken erstaunt auf Frau von Wahlhausen. Gewiß erkannten auch sie eine Aehnlichkeit.“

„So standen die Halbgeschwister einander gegenüber!“ sagte ich, von der Scene ergriffen.

„Die Fremden entfernten sich, ohne ein Wort zu sprechen.“

Auch den Doctor hatte dieser Ausgang bewegt. Er wiederholte, nach der Thür schreitend: „Sie ist erlöst.“

Die trauernde Tochter vermißte die kranke Mutter und hätte sie gern noch länger gepflegt.

Nur der Geistliche, zwei Freunde des Enkels und ich begleiteten die Leiche der alten Denka nach dem Kirchhofe.

Einige Wochen später verließ Frau von Wahlhausen Cassel. Sie war ruhiger geworden und äußerte in rührender Weise ihre Freude, mit dem Sohne wieder vereinigt zu werden. „Wir Beiden leben fortan zusammen in einem ganz kleinen, ganz fremden Orte," sagte sie mir zuletzt. Ein Freund übernahm die Verwaltung des Hauses.

Der Prinz Napoleon blieb in Berlin länger als eine Woche und besuchte noch mehrere deutsche Höfe. Ueberall fiel die große Aehnlichkeit seines Kopfes mit Napoleon I. auf. Was diese Reise bezweckte, wurde nicht bekannt.

Meine Erzählung verlangt, daß ich zu den Begebenheiten in der Casseler Gesellschaft zurückkehre.

Der Major von Trzemonski hatte seine Lage durchdacht und verfolgte den Operationsplan, eine reiche, vornehme Kurhessin zu erobern, weiter. Er näherte sich Fräulein von Norgart, die jetzt frei war, und schreckte vor der kühlen Ruhe, mit welcher er empfangen wurde, nicht zurück. Bei den am 22. März, dem Geburtstage des Königs, erfolgenden Beförderungen in der Armee avancirte er seiner Anciennetät gemäß zum Oberstlieutenant. Nun schritt er noch stolzer und Allen sichtbar auf sein Ziel los, so daß auch Frau von Molinska sich über sein Manöver nicht länger täuschen konnte. Da sie andererseits ihre Clara von dem beharrlichen Herhudt trennen wollte, so brachte sie dieselbe in den ersten Tagen des April wirklich zu ihrem Verwandten, dem Pächter einer großen Domäne.

Um dieselbe Zeit kam Frau von Ellerbach wieder nach Cassel, um ihre Tochter nach zweimonatlichem Besuch bei Velenburgs abzuholen. Da hielt Norgart den Zeitpunkt für gekommen, um Fräulein von Ellerbach anzuhalten. Es mochten über diese Möglichkeit schon Correspondenzen zwischen den Familien stattgefunden haben, denn die Einwilligung ließ nicht auf sich warten. Die Verlobung wurde declarirt, Norgart nahm Urlaub und reiste, von seiner Mutter und Schwester begleitet, mit Frau und Fräulein von Ellerbach ab.

Trotzdem die neue Werbung des Oberstlieutenants von Trzemonski bislang ohne irgend einen Erfolg geblieben war, hielt er es doch für ein Mißgeschick, daß Fräulein von Norgart jetzt verreiste. Er sollte noch

Schlimmeres erleben. Bald nachher wurde Ellerbach von den Casseler Husaren in die Garde-Cavallerie versetzt. Herr und Frau von Velenburg waren hiermit anfänglich nicht zufrieden. Sie hatten sich nach langem Sträuben den Preußen in Cassel genähert, scheuten sich aber vor den Verpflichtungen, welche in Berlin ihrer warteten. Sie hatten das Gefühl, als greife man nach ihrer ganzen Hand, während sie nur den kleinen Finger reichen wollten. Ihre Tochter freute sich, nicht allein weil Ellerbach sich freute, sondern auch auf Berlin und die Garde, und sie zog nach und nach die Eltern zu ihrer Ansicht herüber.

Ob Ellerbachs Vater zu dieser Versetzung etwas gethan, ob die Verlobung des eleganten Officiers mit einem Fräulein von Velenburg dazu beigetragen, das weiß ich nicht. Der Oberstlieutenant von Trzemonski nahm gewiß das Letztere an. Der Gedanke, daß wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, er zum Bräutigam und Gardeofficier auserwählt sein müßte, peinigte ihn und wurde der Tropfen, welcher das Maß überfließen macht. Er beherrschte seine Verstimmung nicht mehr, war im Dienst fast unerträglich und quälte uns um so ärger, als die Inspicirung wieder bevorstand.

Von Haus hörte ich nichts Erfreuliches. Guido und Friedrich waren abgereist, ohne daß sich in des Ersteren Verhältniß zu Adele äußerlich das Geringste geändert hatte. Nun war aber in Wien die Partei, der Guido angehörte und welche die Ehe dem Einflusse der Geistlichkeit entziehen wollte, aus dem harten Streit siegreich hervorgegangen und Guido konnte — so dachte ich — das Hinderniß seiner Verbindung mit Adele jetzt aus dem Wege räumen.

Mein Vater war leidend, nicht bedenklich krank, auch nicht an das Zimmer gefesselt, aber von Schmerzen geplagt und matt. Mutter ängstigte sich.

Alfred hatte zu den langen Briefen, auf welche wir hofften, keine Zeit gefunden, nur flüchtige Worte nebst vielen Bildern aus Zanzibar geschickt und mir auf meine Frage geantwortet: „Das Medaillon ist ohne meine Absicht auf Clotildens Sarge liegen geblieben. Ich vermißte es gleich und wußte, es konnte nur da sein. Laßt es an der Stelle, bis ich wieder komme.“ Nun fehlten seit längerer Zeit Nachrichten von ihm. Der Baron hatte kürzlich die Chefs des Handlungshauses in Hamburg besucht, sie waren von der rastlosen Thätigkeit unseres Freundes außerordentlich befriedigt, hatten aber bei der letzten Sendung von Alfred selbst keine Zeile erhalten.

Dies Alles versetzte mich in eine trübe Stimmung. Da indeß Norgarts wiedergekommen waren, die Inspicirung gut verlief und des Oberstlieutenants Laune sich hob, so hoffte ich auf bessere Tage.

Der Monat Mai brachte unserem Bataillon mehrere Veränderungen. Mein Hauptmann Wulkow wurde Major bei einem Regiment in Danzig. Dies freute nicht allein ihn und seine Frau, sondern uns Alle; denn er hatte die allgemeine Zuneigung gewonnen.

Seine Compagnie erhielt nicht Norgart, wie wir erwartet hatten, sondern ein Altpreuße, der augenblicklich in Fulda stand. Birlach hatte von ihm gehört und vertraute mir an: „Die Kameraden in Fuld sagen, er sei ein grober Mensch." Und Norgart wurde als ältester Premier-Lieutenant in ein Regiment versetzt, welches in Köln garnisonirte. Dies war ein großer Strich durch seine Rechnung. Wäre er nicht glücklicher Bräutigam gewesen, so hätte er, wie ich glaube, seinen Abschied genommen. Seine Mutter und Schwester waren betrübt, daß sie sich von ihm trennen sollten, sahen jedoch die Sache verständig an. Herhudt, Birlach und ich stellten ihm seine Versetzung in dem richtigen Lichte dar; sie war in der That zweckmäßig. Er mußte endlich einmal aus seinen Verhältnissen heraus, und es hatte Etwas für sich, daß er in der fremden Garnison nicht gleich in die verantwortliche Stellung des Compagnie-Chefs kam. Auch daß man ihn nach dem begehrten Köln schickte, konnte er als ein Zeichen von Wohlwollen auffassen. Ebenso äußerte sich der Vater seiner Braut in einem bald einlaufenden Briefe. Norgart fand sich nach und nach in die Lage und verließ Cassel mit besserem Muth. Ich bedauerte, daß er in dem kleinen Kreise fehlte, welchem ich mich enger angeschlossen hatte und aus dem erst vor Kurzem Ellerbach geschieden war.

Mein neuer Hauptmann kam. Er war mir unangenehm, sein die Grenze guter Sitte streifendes Benehmen verletzte mich täglich.

Zu dieser Unzufriedenheit, die ich kaum von mir abzuwehren vermochte, gesellten sich schlechte Nachrichten von Haus. Meine Eltern rüsteten sich zur schleunigen Abreise nach Karlsbad, wo mein Vater eine ernste Kur gebrauchen sollte. Ihr Plan, wieder nach Wilhelmshöhe zu kommen, wurde hierdurch, wenn nicht ganz gestört, wenigstens aufgeschoben. Und das Hamburger Handlungshaus hatte die Mittheilung erhalten und nach dem Gute gelangen lassen, daß Alfred krank darniederliege.

Meine Mutter, die sehr eilig schrieb, ließ sich in ihrer Aufregung zu folgenden Worten hinreißen: „Wir Alle sind sehr betrübt und in großer Angst um Alfred. Adele zwingt sich, keine andere Stimmung zu zeigen,

als die unsrige. O, dieses heftige Herz! Sie will sich einbilden, die Verbindung mit Guido würde ihr leicht. Dieser Brief hat einen traurigen Inhalt, mein armer Ernst, aber ich muß Dir doch Alles schreiben."

Adele, Adele! daß ich sie noch immer liebte, fühlte ich in dieser Stunde, da ich sie so innig bedauerte und selbst so tief traurig war. Welchen Kampf kämpfte sie in sich, allein! —

Meine Mutter sah nicht nur in Adelens, sie sah auch in mein Herz. Wie mochte sie um meinetwillen leiden!

Kummervoll erlebte ich bald darauf den Tag, an dem ich dreißig Jahre alt wurde. Er brachte mir die liebevollsten Grüße von meinen Eltern und den Freunden auf dem Gute, aber keine bessere Kunde von Alfred. Als es Abend wurde, ging ich in die Aue. Ich fühlte mich sehr allein und suchte dennoch die Einsamkeit. Der leidende Vater, die unglückliche Adele und auf der anderen Erdhälfte der kranke Freund wollten mir nicht aus dem Sinn. Ich wurde immer mißmuthiger. Die Liebe und Freundschaft, welche ich früher genossen hatte, konnte ich unter anderen Menschen nicht wieder finden. Schwerer als jemals entbehrte ich sie heute, und die alte Kameradschaft und alles Schöne, was dahin war. Ich hatte mich über Norgart und Birlach lustig gemacht, weil der preußische Dienst ihnen nicht gefiel; augenblicklich dachte ich fast wie sie und glaubte, daß nur der Reiz des Neuen mir das Unangenehme erleichtert habe. Den schönen Abend, das frische Laub, die jungen Blüthen, Eindrücke, für die ich sonst empfänglich war, genoß ich nicht. Trübselig schritt ich immer weiter.

Da sah ich bei einer Biegung des Weges einen Herrn und eine Dame, welche mir entgegen kamen und deren Erscheinung mich angenehm überraschte. Er mochte sechzig, sie fünfzig Jahre alt sein, aber beide bewegten sich so jugendlich anmuthig, wie man es selten sieht. Ihre Gestalten, die hohe des Mannes, wie die schlanke der Frau, waren vornehm und ihre Gesichtszüge hatten die edelste Schönheit bewahrt. Je näher sie kamen, um so mehr that ihr Anblick mir wohl und verscheuchte, als könnten ihre Seelen auf mich wirken, meine Qualen. Ich bedauerte schon, an den mir gänzlich Fremden vorbei gehen zu müssen, als der Herr mich mit freundlichem Ausdruck grüßte und mit einer wohlklingenden Stimme, welche ich schon gehört zu haben glaubte, anredete: „Sie können uns vielleicht sagen, wo wir nach der kleinen Insel kommen?"

Ich grüßte ihn und die Dame gewiß mit ebenso freundlichem Gesicht und antwortete: „Wenn nur der Schiffer noch da ist! Erlauben Sie es, so führe ich Sie nach der Stelle."

„Das nehmen wir dankbar an,“ sagte hierauf der Fremde, und während ich an seiner Seite weiter ging: „Ich glaube, wir sind Landsleute. Nach der Sprache sind Sie Hannoveraner.“

Ich bestätigte dies und nannte meinen Namen. „Dachte ich es doch!“ rief er jetzt, und die Dame sagte, gleichfalls mit einer mich anmuthenden Stimme: „Das ist allerliebst.“

„Meine Frau,“ fuhr er mit einer erklärenden Bewegung gegen die Dame fort, „und ich kennen Aurelius', und diese sagten uns gestern in Hannover, wenn wir Ihnen begegneten, sollten wir Sie grüßen.“

„Das ist für mich wahrhaftig ein schönes Zusammentreffen,“ erwiderte ich mit herzlicher Freude.

„Ich habe Aurelius im Norddeutschen Reichstage kennen gelernt. Ich heiße August Freimann und wohne in Berlin, bin aber in Nienburg geboren und habe meine hannoversche Heimath immer lieb behalten. Vor Zeiten war ich oft in Cassel.“

Wir fanden den Schiffer, er brachte uns nach den „Sieben Hügeln“, und wir setzten uns auf den stillen Platz, wo meine Eltern und ich im vorigen Jahre Wahlhausens trafen.

Hier begann Herr Freimann wieder: „Ueber Ihre Garnison können Sie sich nicht beklagen.“

Als ich zustimmend von der schönen Natur sprach, neigte die Dame ihren Kopf mit den zurückgelegten Locken des vollen blonden Haars und sagte: „Lieblich! Und welche Stille so nahe bei der Stadt!“

„Jetzt freut man sich mehr darüber,“ äußerte Herr Freimann. „Früher lastete der Druck überall auf dem Lande.“ Wie von der Erinnerung getrieben, erhob er sich, richtete seine schöne Gestalt hoch auf, die feinen Gesichtszüge bekamen einen zufriedenen Ausdruck, und er fügte hinzu: „Heute sah ich den Menschen das Vertrauen, der Stadt die bessere Ordnung an.“

„In der That,“ sagte ich, „mancher Uebelstand ist beseitigt, Anfangs zum Erstaunen, dann zur Freude der Casseler, die sich an das gute Neue rasch gewöhnten und von der vorigen Zeit nur selten reden.“

„Mir war es,“ sprach sie hierauf, „als gucke der kleine Potentat und große Tyrann noch aus allen Ecken, aus den prunkenden Gebäuden, wie aus den armen Gassen.“

„Und auf dem Friedrichsplatze fielen Dir Piepmeyers Zöpfe ein,“ unterbrach er sie lachend.

„Eine Mißwirthschaft folgte auf die andere, bis es zu Ende war,“

bemerkte ich. „Daß sich dieses Volk dabei so brav erhalten hat, zeigt, daß es von einem kräftigen Stamme ist, der immer wieder gesunde Zweige treibt.“

„Da haben Sie vollkommen Recht,“ rief Herr Freimann, indem er sich wieder setzte, mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit. „Und es haben sich immer Männer gefunden, welche den Muth nicht verloren und das Volk in der Wüste aufrichteten.“

Er nannte mehrere Namen seiner persönlichen Bekanntschaft, die sehr ausgedehnt zu sein schien. Er hatte dem Frankfurter Parlament angehört und erzählte von dem Jahre 1848: „Um diese Zeit vor zwanzig Jahren machten wir den Deutschen Reichsverweser und jubelten über die neue Zeit. Ich leugne es nicht, ich glaubte auch an sie; freilich nicht lange. Wie es in der Paulskirche hieß:

Was sagt der General Jochmus?
Daß Deutschland wieder in's Joch muß.

da wurde ich wieder Preuße.“

„Lebten Sie schon lange in Preußen?“

„Kaum zehn Jahre. Aber man wird oder wurde schnell Preuße, und wenn wir nicht ganz Deutschland unter einen Hut bringen, werden Sie auch von Herzen preußisch; denn Eines will man sein, und das Beste ist es noch immer.“

Er sah, daß seine Frau sich in ihr Tuch hüllte, und stand auf. „Es wird für Dich zu kühl, Sophie.“ Wir traten den Rückweg an.

„Daß die Hannoveraner bei Langensalza siegten, hat mich aber doch gefreut,“ sprach er weiter.

„Ein trauriger Sieg!“ entgegnete ich.

„O Gott, o Gott, wie regten die Nachrichten uns auf!“ sagte Frau Sophie.

Als ich von meinen neuen Bekannten Abschied nehmen wollte, lud Herr Freimann mich ein, sie in das Hôtel zu begleiten. „Feiern Sie den Tag mit uns, an dem wir, heute vor dreißig Jahren, uns verlobten.“

In meiner Freude über dieses Zusammentreffen hätte ich beinahe verrathen, daß ich an demselben Tage das Licht der Welt erblickte. Und da Frau Sophie Freimann nun scherzend fragte: „Scheuen Sie sich vor langweiligen Brautleuten?“ so ging ich gern mit. Wir traten in den Speisesaal, der ebenso leer war, wie an jenem Abend, den ich mit Wahlhausen hier verbrachte.

Der glänzende Verstand und die heitere Ungebundenheit des Herrn

August Freimann gaben dem Umgange mit ihm solchen Reiz, daß, wer einmal in seiner Gesellschaft gelebt hatte, ihn nicht vergaß. Und die Zahl seiner Bekannten war groß. Er hatte alle Länder Europa's bereist und bei seinem Verlangen nach guten Menschen deren viele gefunden; freilich nach manchen Enttäuschungen, denn seine ideale Auffassung sah früher die Tugenden als die Fehler. Wo er Schlechtes wahrnahm, steigerte seine natürliche Lebhaftigkeit sich zum heftigen Zorn; stand aber der Sünder erschrocken da, so konnte er nicht anders, als sich desselben annehmen. Er war so sehr ein Menschenfreund, daß er alle Völker lieb hatte, weil er die ihm zusagenden Eigenschaften des Individuums auf dessen Nation übertrug.

Sein gutes Glück hatte ihm in der hannoverschen Heimath die Frau finden lassen, die vielleicht von allen ihres Geschlechts am besten zu ihm paßte. Von derselben Liebe, welche er der ganzen Welt entgegen trug, erfüllt, beurtheilte sie die Menschen nicht weniger milde, aber erkannte sie früher als er und hemmte ihn unmerklich, wenn sein Herz ihn zu weit führen wollte. Mit ihrem anmuthigen, immer treffenden, niemals verletzenden Witz ergänzte sie seinen glücklichen Humor. Ihre Ehe war kinderlos geblieben; um so mehr hatten die Beiden sich in das vollkommenste Verständniß, in die unzertrennlichste Gemeinschaft hinein gelebt.

Wohl eine Stunde oder länger hatten wir unsere Mittheilungen ungestört ausgetauscht. Da wurde die Saalthür geöffnet und ein eleganter Herr von etwa dreißig Jahren in kurzem braunen Rock, einen Reisehut und leichten Stock in der Hand, trat ein. Als Herr Freimann ihn erblickte, stand er mit einem „Siehe da!“ auf, und ebenso schnell erkannte der Fremde ihn. Beide eilten auf einander zu, drückten sich die Hand und sprachen französisch zusammen, welches, wie ich hören konnte, Herr Freimann ebenso vollendet sprach wie der Andere, der anscheinend ein Franzose war. Doch nicht lange standen sie da, dann führte Herr Freimann den Angekommenen zu uns, stellte ihn als den Grafen von Eschingen vor und dieser redete, jetzt in fließendem Deutsch mit schwäbischem Dialect, Frau Sophie an: „Ich hatte die Ehre, Ihren Herrn Gemahl in Paris kennen zu lernen und treffe ihn nun hier, während er versprach, mich in Süddeutschland zu besuchen.“

„Das wird noch geschehen,“ entgegnete Herr Freimann, und seine Frau sagte: „Ihr Gesicht kam mir bekannt vor, Herr Graf. Ich war damals in Baden-Baden, und da mein Mann von Ihnen geschrieben

hatte, so betrachtete ich Ihre Eltern, als diese dahin kamen, mit größerer Aufmerksamkeit."

Der Graf hatte Hut und Stock weggelegt und setzte sich neben Frau Sophie, welche fortfuhr: „Sie sehen Ihrer Frau Mutter ähnlich."

„Ich glaube auch," antwortete er, indem er die eng anschließenden Handschuhe von den feinen Händen zog. Meine französischen Verwandten behaupten zwar, ich sehe deutsch aus."

Dies fand ich nicht. Die geschmeidige, kaum mittelgroße Figur, das braune, etwas gelockte Haar, welches ebenso sorgfältig wie der zierliche Schnurrbart gepflegt war, die dunklen Augen, die leicht gebogene Nase gaben ihm mehr einen französischen, als deutschen Charakter.

„Wir lernten uns im vorigen Jahre auf eine komische Art kennen," nahm jetzt Herr Freimann das Wort." Wir saßen in einem zahlreich besuchten Restaurant an demselben Tische und hielten uns für Franzosen, nach den paar Worten, die wir mit unseren Nachbaren wechselten. Diese politisirten unter sich lebhaft und laut, wobei sie betheuerten, daß sie sich Sadowa nicht gefallen lassen wollten, was um so unverschämter war, als sie annehmen mußten, daß während der Weltausstellung auch Deutsche zuhörten. Wirklich machten sich mehrere Gäste in derbem Deutsch über sie lustig. Nun nahmen wir Beiden gegenseitig wahr, daß wir Letzteres verstanden, und da redete ich den Grafen an."

Dieser sprach hierauf: „Meine Landsleute sind große Kinder. Was sie einmal erregt hat, das halten sie eine Zeit lang eigensinnig fest. Sie denken noch ebenso über Sadowa."

„Nicht möglich!" sagte Frau Sophie, die sich zurückgelehnt hatte und die Arme auf dem Schooß ruhen ließ.

„Waren Sie schon wieder da?" fragte ihr Mann.

„In Geschäften meiner Mutter. Ich komme direct von Paris, vor ein paar Stunden. In der Dämmerung habe ich die kurfürstliche Residenz besehen —." Er unterbrach sich selbst.

„Herr Lieutenant ist kein Kurhesse," rief Herr Freimann heiter aus und machte eine lebhafte Bewegung auf seinem Stuhl. Ich schüttelte lachend den Kopf.

„O, ich wollte nichts Schlimmes über Ihre Garnison sagen. Cassel wird ja sehr gerühmt. Ich sah freilich nur eine Melange von Dürftigkeit und verfallenem Prunk."

„Nicht wahr?" sprach Frau Sophie.

„Ich komme der Wilhelmshöhe wegen," erklärte der Graf.

„Die ist schön!“ sagte Frau Sophie. „Wir sind heute Vormittag da gewesen.“

„Fahren Sie morgen früh wieder mit,“ bat er.

„Das können wir nicht,“ antwortete ihr Mann. „Wir fahren mit dem ersten Zuge, ich habe morgen Nachmittag in Frankfurt zu thun.“

„Ach, das bedauere ich! Ich reiste gern mit Ihnen; aber ich muß hier Quartier machen. Mein Vater wünscht einige Monate auf der Wilhelmshöhe zu wohnen. Finde ich dort wohl ein passendes Logis?“ fragte er mich, und ich gab ihm die erwünschte Anleitung.

„Wir wollen auch einmal einen Sommeraufenthalt auf Wilhelmshöhe nehmen,“ sagte hierauf Herr Freimann. Seine Frau stimmte lebhaft zu.

„Lassen Sie uns hier zusammen sein!“ bat der Graf wieder. „Wir kommen im nächsten Monat.“

„In diesem Jahre ist es nicht möglich,“ erwiderte Herr Freimann. „Kommen Sie nach Berlin! Weshalb ließen Sie sich nicht in das Zollparlament wählen?“

„Ach!“ warf der Graf lachend hin.

„Warten Sie nur! Wenn erst ein deutscher Reichstag daraus geworden ist, kommen Sie doch!“

„N'en parlons pas! Ohne Blut geht es nicht. Freuen Sie sich, daß Sie einen norddeutschen haben.“

„Das thun wir auch, doch es genügt nicht. Sie wissen, ich liebe die Franzosen; aber wenn sie als Feinde kommen, zerreiße ich sie.“

Frau Sophie wiegte den Kopf auf und nieder, und der Graf sagte fröhlich: „Ich kann mir gar nicht denken, daß Ihr Herr Gemahl jemals böse wird.“

„O doch!“ sprach sie niedlich vor sich hin.

Ich hielt es jetzt an der Zeit, mich zu entfernen, und nahm von Freimanns herzlich Abschied.

„Wir suchen uns auf, wo wir können,“ sagte er. „Das versteht sich von selbst, nicht wahr?“ meinte sie. Der Graf drückte den Wunsch aus, mich bald wiederzusehen.

So fand mein Geburtstag wider Erwarten einen erfreulichen und interessanten Abschluß. Ich betrat meine Wohnung in besserer Stimmung, als ich sie verlassen hatte. Doch wandten meine Gedanken sich bald wieder den Meinigen und am innigsten dem kranken, fernen Freunde zu.

12.

Der Mai ging zu Ende, als das Hamburger Haus uns ein Telegramm übersandte, wonach Alfred genesen war und eigenhändige Briefe von ihm erwartet wurden. Dies nahm eine Last von meinem Herzen. Die Nachrichten aus Karlsbad über meines Vaters Befinden lauteten ebenfalls gut. So konnte ich wieder froh sein.

Gewöhnlich enthielten die Briefe meiner Eltern Lobendes über Mathilde Hatfried, die auch in dem Kurort ihnen angenehm und nützlich war.

Eines Morgens schickten Velenburgs mir eine Einladung für den Abend; Birlachs kämen.

„Wir wollten Sie gern noch einmal sehen," so empfing Frau von Velenburg mich. „Wir reisen morgen nach Ellerbachs auf das Land, über Berlin."

„Letzteres freut mich für Ellerbach."

„Er fährt mit uns."

„Und hat mir wieder Grüße an Sie aufgetragen," sagte Fräulein Julia.

„Danke sehr! Er konnte also schon Urlaub bekommen?"

„Nur vierzehn Tage. Die große Frühjahrs-Parade ist gewesen. Er beschreibt sie sehr interessant. Der König hat vortrefflich ausgesehen."

„Es wird nicht lange dauern, und Sie sind Berlinerin," sagte der Doctor Birlach.

„Wir wollen die Einrichtung besorgen zum Herbst," erklärte jetzt Frau von Velenburg.

„Die Aussteuer lassen Excellenz doch in Cassel machen?" meinte die Doctorin.

„Julia wünscht, daß wir Alles in Berlin bestellen."

„Wir fuhren heute noch einmal nach Wilhelmshöhe," nahm Herr von Velenburg das Wort. „Es ist wieder viel Nachfrage nach Sommerwohnungen; immer mehr Fremde melden sich an. Schombardt, den ich fragte, hat bereits sämmtliche Zimmer vermiethet. Der Graf Eschingen allein hat sechs bestellt."

„Eschingen?" sagte der Doctor und besann sich. „Wer ist doch das?"

„Der Sohn von Franquin."

„Ach so!" sprach der Doctor.

Da Herr von Velenburg bemerkte, daß mehrere von uns noch nicht orientirt waren, erzählte er: „Mit dem König Jerome kam ein Monsieur Franquin in unser Land. Derselbe hatte bei den Verhandlungen über Jeromes Verheirathung mit der Prinzessin von Württemberg eine reiche

Süddeutsche kennen gelernt, die seine Frau wurde, als Jerome ihn zum Grafen Eschingen gemacht hatte. Später hat er in Paris gelebt. Sein Sohn ist in Cassel geboren, etwa 1810. Er wird so alt sein, wie ich."

„Und der kommt hierher?" fragte der Doctor.

„Er muß es sein. Schombardt sagte, ein junger Graf von Eschingen habe die Zimmer für seine Eltern ausgesucht, und andere Eschingens gibt es nicht.

Als ich nun erzählte, daß ich den jungen Grafen kennen gelernt hatte, verlangte man mehr von ihm zu hören. Ich beschrieb ihn und erwähnte, daß er damals aus Paris kam.

„Seine Mutter ist eine Französin," erklärte Herr von Velenburg. „Seine Eltern leben aber schon lange auf der Besitzung in Süddeutschland, welche früher der Familie seiner Großmutter gehörte und in den alleinigen Besitz des alten Grafen übergegangen ist. Dieser, ich meine den, der so alt ist wie ich, war ein Spielgenosse und Freund des Herzogs von Orléans und hielt sich ganz zu der Juli-Dynastie, trat in Folge dessen gegen Louis Napoleon auf und wurde von diesem verbannt. Er lebt also seit fast zwanzig Jahren in Deutschland. Der Sohn muß aber, wenn er, wenn Sie eben sagen, ein Dreißiger ist, noch in Frankreich geboren sein."

„So äußerte er sich auch," bestätigte ich.

In der ersten Woche des Junis erhielt ich den sehnlich erwarteten und mich beglückenden Brief von Alfred, der, zwar kurz, aber mit seiner früheren festen Hand geschrieben war. Er hatte ein schweres Fieber unter richtiger ärztlicher Behandlung und sorgfältiger Pflege überstanden und, wie aus seiner Darstellung hervorging, in der Fremde bereits Liebe und hohe Achtung gewonnen. Er behauptete, daß ich mich um ihn, da er jetzt acclimatisirt sei, nicht mehr zu ängstigen brauche.

Nun besuchte mich der junge Graf von Eschingen. Er war vor einigen Tagen mit seinen Eltern auf Wilhelmshöhe angekommen.

Sein Vater hatte, so lange der Kurfürst hier regierte, den Ort, wo er geboren war und an den sich wichtige Familien-Erinnerungen knüpften, nicht besuchen mögen und war im vorigen Jahre an dieser Reise durch eine Krankheit verhindert worden. Die beiden Grafen hatten dem Oberpräsidenten von Möller einen Besuch gemacht und sich die Erlaubniß zur Benutzung der Bibliothek und alter Aktenstücke, welche der Kurfürst verweigert haben würde, erwirkt. Ich entnahm aus den Mittheilungen des jungen Grafen, daß es sich um die Abfassung von Memoiren handelte,

wozu die merkwürdigen Erlebnisse der Familie aufforderten. Der Vater, dem ein krampfartiges Leiden der Hand das Schreiben erschwerte, dictirte dem Sohne.

Dieser war in Süddeutschland erzogen, hatte in Heidelberg studirt, eine Verwendung im Staatsdienst seiner deutschen Heimath aber nicht gesucht, weil er Franzose, dann auch, weil er seinen Eltern in der Verwaltung des deutschen Gutes und des zum Theil in Frankreich liegenden Vermögens unentbehrlich war. Sein Vater hatte die Bitte, den französischen Boden wieder betreten zu dürfen, an den Kaiser Napoleon nicht richten wollen; dem Sohne legte man dort nichts in den Weg. Dieser war viel in Frankreich gereist und die Liebe seiner Mutter zu ihrer belle patrie, der Glanz des Napoleonischen Kaiserreichs, Alles hatte zusammen gewirkt, ihm, obgleich seine Denkungsart deutsch war, eine hohe Meinung von der beherrschenden Weltstellung seines Geburtslandes zu geben.

Als ich ihn aufsuchte, führte er mich zu seinen Eltern. Der Vater war über die Jahre gealtert, in französischer Weise höflich, nachgiebig und wenn er sprach, was nicht viel geschah, freundlich, geistreich. Die schmachtenden Züge der kleinen, korpulenten Mutter schienen das Gerücht zu bestätigen, daß sie bigot sei. Die Casseler hatten sie schon einigemale über den Friedrichsplatz nach der katholischen Kirche fahren sehen und es übel vermerkt, daß sie nicht einmal für diesen schönsten Stadttheil Interesse zeigte. Und aus Schombardts Hôtel wußte man, daß in ihrem Schlafzimmer ein Crucifix und ein Betpult aufgestellt war. Indeß hatte unsere Unterhaltung, bei der ich, so gut es gehen wollte, französisch sprechen mußte, weil die Gräfin nicht deutsch sprach, einen ganz weltlichen Inhalt. Sie erkundigte sich in graziösester Weise nach der Casseler Gesellschaft, bedauerte, daß Velenburgs abwesend seien und Monsieur de Möller, cet homme savant et aimable, keine Frau habe. Sie suchte offenbar einigen Umgang, fragte nach verschiedenen Personen, von denen ich nur Norgarts näher kannte, über welche dann einige Fragen an mich gerichtet wurden. Als ich mich empfahl, bat sie mich, mit Emon, ihrem Sohn, bon camarade zu sein.

Der Oberpräsident gab in seiner zuvorkommenden Weise der Gräfin alsbald Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, durch ein kleines Diner, zu welchem er auch mich lud, weil er von meiner Bekanntschaft mit dem jungen Grafen gehört haben mochte. Ich fand in der Gesellschaft den Divisions-Commandeur mit Gemahlin, Frau und Fräulein von Norgart, Birlachs und Andere. Die Generalin und Frau von Norgart sprachen

tadelloses Französisch, den übrigen älteren Damen schien dies unbequem zu sein. Auch schlug Herr von Möller einen anderen Ton an, indem er die Conversation deutsch führte; nur wenn er mit der Gräfin allein sprach, redete er französisch, leitete die Unterhaltung aber gleich wieder ins Allgemeine. Die Gräfin nahm die kleine Lehre mit französischer Leichtigkeit hin, ihr Gesicht war lebenslustiger, sie fühlte sich wohl in dem für sie geladenen Kreise, verstand jedes Wort, und ihre causerie war amüsant. Nächst ihr war ihr Sohn am muntersten, er saß bei Olly von Norgart und sprach noch animirter als sonst.

Nach Tisch führte der Oberpräsident die Gesellschaft durch die meisten Zimmer seines, mit dem vollkommensten Geschmack neu eingerichteten Hauses. In jedem Raum paßte die Ausschmückung der Wände und Decke zu den Möbeln, Bildern, Sculpturen und anderen Kunstwerken, die mit feinem Verständniß ausgewählt und vertheilt waren. Selbst die an französischen Luxus gewöhnten Fremden bewunderten den edelen Stil dieser Einrichtung. Dann ließ Herr von Möller Mappen mit Kupferstichen herbeitragen, öffnete eine, welche Ansichten von Pariser Gebäuden enthielt, und führte die Gräfin dahin, die nun, freudig überrascht, mit größter Lebendigkeit die Erklärung gab. Während dessen stand der Graf Emon an einem anderen Tische bei Olly von Norgart; auch für sie war eine Mappe geöffnet, Fräulein Olly schlug ein Blatt nach dem anderen um, und er sprach, aber, wie mir schien, nicht über die Bilder.

An einem der folgenden Tage holte ich mit Herhudt, welcher durch mich mit dem Grafen Emon bekannt geworden war, diesen zu einem Spaziergang in den Habichtswald ab.

Herhudt hatte den Frohsinn, der sein ernstes Wesen so angenehm durchschimmerte, verloren, seit Fräulein von Molinska entfernt war. Er hatte gehofft, daß sein beharrliches Werben den Widerstand der Eltern überwinden werde. Nun fürchtete er, daß die Mutter dieses Verhältniß entscheidend brechen wolle, und war um so mehr unglücklich, als er der Liebe der jungen Dame und ihres eigenen Herzeleids gewiß war.

Der junge Graf dagegen fand, seit er Olly von Norgart kennen gelernt hatte, die Welt schöner und pries, als wir unter den Bäumen dahin wandelten, den deutschen Wald und die deutschen Mädchen.

„Diese beiden Gegenstände sind zweifellos besser, als die französischen," sagte Herhudt.

Jener lachte. „O, ich liebe meine deutsche Heimath sehr."

„Aber mit getheiltem Herzen," entgegnete ich. „Die größere Bewunderung hegen Sie für Frankreich."

Er erwiderte: „Ich bin nicht blind gegen die Mängel, wie gegen die Vorzüge meines Vaterlandes."

„Welches?" fragte ich.

Da wurde er nachdenklich und antwortete: „Sie haben Recht. Ja, welches? Es ist wohl kein Glück, zwei Vaterländer zu haben. Und wieder, wenn sie im Frieden mit einander leben, ist man reicher. Aber im vorigen Jahre und vor zwei Jahren, als der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen schien, da habe ich gezittert. Die Feinde, die in meinen deutschen Gau eingebrochen wären, hätte ich als Landsleute begrüßen müssen. — Doch nun ist Alles gut."

„Glauben Sie?" fragte Herhudt.

„Ich hoffe. Preußen hat sich gemäßigt und wird sich ferner mäßigen, die französische Armee verstärkt sich immer mehr —"

„Und beneidet uns immer mehr um Sadowa," rief Herhudt.

„Preußens mäßige Forderung ist die Einigung ganz Deutschlands," sagte ich.

Der Graf zuckte die Achseln. „Die süddeutschen Staaten können sich ja nicht einmal unter einander einigen."

„Gerade deshalb," warf ich ein.

„Preußens weitere Uebergriffe über den Main würden den Frieden, das für Deutschland Errungene, Alles aufs Spiel setzen," meinte er hierauf, „den Protestantismus in die größte Gefahr bringen."

„Sie sind ja Katholik."

„Ja, aber kein Anhänger der römischen Curie, die jeden Geistesfunken auslöschen will. — Doch, wir werden eifrig. Lassen Sie uns den Wald und die schönen Blicke in das Thal genießen."

„Nur eine Bemerkung noch, lieber Graf," bat ich. „Sie sind in den letzten Jahren zu viel in Frankreich, zu viel mit Ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Hier haben Sie mehr Muße. Fragen Sie einsichtsvolle Männer. Deutschland wird eins sein. Und wenn Sie wissen, daß Frankreich dies nicht gestatten will, so gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß wir den Krieg haben werden, welchen Sie fürchten."

Die Doctorin Birlach hatte ihre Sommerwohnung auf Wilhelmshöhe wieder bezogen. Die Gräfin, welche die Unterhaltung liebte, war viel bei ihr, und um beide Damen versammelte sich an den schönen Abenden eine größere Gesellschaft aus Cassel. Eschingens waren, so zu sagen,

Mode geworden und der Graf Emon Löwe des Tages. Vielleicht eben deshalb kamen Norgarts seltener nach Wilhelmshöhe, doch blieben sie nicht ganz aus, und wenn sie da waren, steigerte sich Emons Fröhlichkeit, wurde Olly eine Andere, zu Scherzen, ja Neckereien geneigt und so lebhaft, wie ich sie noch nicht gesehen hatte.

Nun überraschte mich Herhudt eines Tages mit der Nachricht: „Clara von Molinska ist wieder da!" Er sah glücklich und zugleich verdrießlich aus.

„Hat sie schon ausstudirt?" fragte ich.

„Ach, es hat keine andere Ursache, als eine neue Thorheit der Mutter. Der junge Graf läßt ihr keine Ruhe, auf den speculirt sie jetzt für Clara."

Lachend erwiderte ich: „Freuen wir uns zunächst, daß wir das liebenswürdige Mädchen wieder haben."

Es war einer der köstlichen Sommerabende zur Zeit der Sonnenwende. Unter den Bäumen auf Wilhelmshöhe saßen Eschingens, die Damen Norgart, der Divisions-Commandeur, Birlachs, Herhudt und ich. Da fuhren Molinska's herauf, stiegen aus, kamen an unseren Tisch und ließen sich mit Eschingens bekannt machen. Der Doctor Birlach räumte der Oberstin seinen Platz neben der Gräfin ein, setzte sich hinter diese beiden Damen und sprach nun, was er bis dahin nicht gethan hatte, französisch, zum größten Unbehagen der Frau von Molinska, die nicht einmal Alles verstand, geschweige denn mitsprechen konnte. Je mehr der boshafte Doctor dies bemerkte, um so höflicher gegen sie wurde er, und um so schneller floß seine französische Rede.

In dieser peinlichen Lage hatte Frau von Molinska jedoch einen Trost; denn ihr gegenüber widmete der Graf Emon ihrer Tochter seine Aufmerksamkeit. Es mochte ihn lediglich interessiren, ein anderes norddeutsches Mädchen kennen zu lernen. Fräulein Olly aber begriff dies nicht und wurde schweigsam.

Jetzt erschien der Oberstlieutenant von Trzemonski. Auch er ließ sich Eschingens vorstellen. Dann sagte der Doctor Birlach: „Setzen Sie sich hierher, Herr Oberstlieutenant," und ging weg. Letzterer, auf dem Stuhl hinter der Gräfin, war glücklich, seine französische Sprachfertigkeit zeigen zu können. Er sprach ein gutes Französisch und nur französisch, nicht allein mit der Gräfin, sondern auch mit Frau von Molinska und Allen in der Nähe. Olly von Norgart hatte sich inzwischen besonnen; sie erkannte die Gelegenheit, den Grafen Emon eifersüchtig zu machen, blickte ermunternd nach dem Oberstlieutenant hinüber und dieser sagte ihr entzückt eine französische Artigkeit.

„Ich verstehe kein Französisch,“ antwortete sie mit niedlichem Muthwillen.

„Ah, charmant, mein gnädiges Fräulein!“ sprach er jetzt deutsch. „Ich hatte mich ganz in die belle France versetzt. Paris ist zu entzückend. Sie waren dort?“

Da nun Frau von Norgart den alten Grafen auf Paris anredete, so wurde dieser gesprächig und erzählte von den dortigen Zuständen während Louis Philipp's Regierung so interessant, daß Alle gern zuhörten und der Oberstlieutenant nichts mehr reden konnte, als zuweilen ein Wort, welches sein Verständniß, seine gespannteste Aufmerksamkeit kundgeben sollte.

Das Abendroth schimmerte durch die Bäume, und darüber stand der neue Mond. Man wollte noch eine Promenade in den Park machen. Hierbei traf es sich, daß der Oberstlieutenant neben Fräulein Olly und in einiger Entfernung dahinter die Oberstin ging, zu welcher der Graf Emon, der auch diese sonderbare Erscheinung zu studiren wünschte, und ich uns gesellt hatten. Sie wandte sich an mich und sagte, indem sie mit ihrem süßlichen Lächeln einen Blick auf das Paar vor uns warf: „Trotz Allem scheint Herr von Trzemonski-Sabrzy sich für Fräulein von Norgart ernstlich zu interessiren.“

Ich wurde roth vor Zorn; denn sie sagte dies, um Fräulein Olly dem Grafen zu verleiden. Im ärgerlichen Ton fragte ich: „Was meinen Sie damit, Frau Oberstin?“

„Das wissen Sie recht gut, Herr Lieutenant.“

„Ich habe wohl nicht recht gehört. Bitte erklären Sie.“

„Jeder kennt das Verhältniß zu dem Prinzen,“ sprach sie nun, durch meine Heftigkeit gereizt. Sie würde dies weiter ausgeführt haben, wäre nicht an der anderen Seite des Teichs ihre Tochter sichtbar geworden, welche sie an dem matt schimmernden blauen Kleide erkannte und neben der nur ein Herr ging, den man nicht so gut erkennen konnte.

„Wer geht da neben Clara?“ fragte sie ärgerlich.

„Herhudt,“ antwortete ich.

„Wir müssen nach Haus. Wo ist mein Mann?“

Sie beschleunigte ihren Schritt. Der Graf Emon faßte meinen Arm und sagte leise: „Bleiben Sie!“

Als die Oberstin an dem Oberstlieutenant und Fräulein Olly vorbei war, kehrte er um: „Lassen Sie uns hierhin gehen.“ Wir waren allein.

„Was sagte die Frau über Fräulein von Norgart?“

Sonderbar! dachte ich. Sollst Du abermals Vertrauter sein? Man hatte mir als einem Annectirten und Hannoveraner in der Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit und, weil ich ganz unbefangen war, offene Augen und verschlossene Lippen hatte, nach und nach mehr Zutrauen geschenkt, als sonst geschehen sein würde. Graf Emon mochte dies wahrgenommen haben.

„Seien Sie offen gegen mich,“ fuhr er fort. „Ich bin verschwiegen.“

„Das Letztere ist in diesem Falle nicht nöthig,“ begann ich, um ihn gleich zu beruhigen. Ich erzählte nun, was ich von dem Verhältniß des Prinzen Nicolaus zu Norgarts wußte, und schilderte diese, wie ich sie kannte. In der Freude seines Herzens drückte er meine Hand. Als ich auch die Oberstin von Molinska charakterisiren wollte, sagte er lachend: „Das ist nicht nöthig. Aber weßhalb ging die Frau so plötzlich von uns weg?“ Hierauf theilte ich ihm mit, daß sie Herhudt die Hand ihres Kindes aus Hochmuth verweigere. „Erst speculirte sie auf meinen Commandeur und heute auf einen Anderen,“ setzte ich hinzu. Nun lachte er hell auf: „Ich habe es begriffen. Und der Herr von Scherbowskimonski“ —

„Trzemonski-Sabrzy. Man sagt aber nur Trzemonski.“

„Lassen Sie uns gehen, damit wir nicht unhöflich sind. Wir müssen auf dem Platze sein, wenn die Gesellschaft sich trennt.“

Wir kamen ziemlich gleichzeitig mit den Anderen. Fräulein Clara stand an der Seite ihrer Mutter, Herhudt von ihnen entfernt bei Birlach. Fräulein Olly sah traurig aus; sie begriff nicht, weshalb der junge Graf sie so ganz verlassen hatte. Dieser verscheuchte zuerst durch freundliche Blicke und Worte die Wolken von ihrer Stirn. Dann ging er, ganz übermüthig geworden, zu Herhudt und führte ihn, seinen Arm nehmend, umher, bis er vor der Oberstin stehen blieb. Hier legte er seine Hand auf Herhudts Schulter und redete sie an: „Dies ist ein vortrefflicher Mann, mein herrlicher Herhudt. — Weshalb eilten Sie am Teich so schnell davon?“ Er blickte fest in ihr Gesicht, dem man die Rathlosigkeit ansah, verließ sie, als er keine Antwort bekam, und ging wieder zu Fräulein Olly.

Ein Wagen nach dem anderen fuhr weg. Frau von Molinska grüßte aus dem ihrigen verlegen und verdrießlich. Der Abend war für sie gegen die Erwartung äußerst unerfreulich gewesen. Ich flüsterte Herhudt zu: „Wir haben wenigstens Fräulein Clara. Die Eltern können sie nicht gleich wieder weg schicken.“

Dann geleitete ich Frau von Norgart an ihren Wagen, und der Graf Emon folgte mit Fräulein Olly. „Wollen Sie morgen ganz allein bei uns essen?" fragte Erstere mich.

Ich fand sie am anderen Tage mit ihrer Tochter wirklich allein. Unter heiterem Geplauder verlief das Mahl. Als der Diener das Dessert aufgetragen und das Zimmer verlassen hatte, sagte Frau von Norgart: „Ich habe trübe Tage gehabt. Hugo ist so unzufrieden in Cöln, daß er seinen Abschied nehmen wollte."

„Was macht ihn so unzufrieden?"

„Er ist in Cassel verwöhnt, mehr als Andere," antwortete sie und Fräulein Olly meinte, daß er Heimweh habe.

„In seinem Alter?" warf ich hin.

„Nein!" sprach ihre Mutter, weil sie den Sohn entschuldigen wollte. „Es sind die anderen Kameraden, die anderen Sitten."

„Das glaube ich auch. Es ist wirklich gut, daß man ihn nicht noch länger hier gelassen hat."

„Und daß er eine Braut hat," setzte Fräulein Olly hinzu.

„Ich hätte ihn nicht gehindert, wenn er abgehen wollte," sagte Frau von Norgart, „ich wäre zu schwach gewesen, denn er fehlt mir. Herr von Ellerbach hat das entscheidende Wort gesprochen. Er verstand Hugos Gefühle gar nicht, fand es unbegreiflich, daß ein junger, gesunder Mann aus der preußischen Armee freiwillig scheiden könnte, und erklärte, daß er die Hand seiner Tochter einem activen Officier versprochen habe."

„Es freut mich, daß Herr von Ellerbach Erfolg gehabt hat. Von Tag zu Tag wird es besser werden."

„Das hoffe ich," erwiderte Frau von Norgart, indem sie die Tafel aufhob. „Olly, nun spiele uns etwas vor."

Zum ersten Male klang ihr Clavierspiel seelenvoll. Die letzte Zeit hatte ihr Herz froh gemacht.

Leider hörte ich nur mit halbem Ohr; denn ihre Mutter, welche in einer Sopha-Ecke Platz genommen und mir einen Sessel daneben angewiesen hatte, begann alsbald ein leises Gespräch. „Sie sehen den jungen Eschingen wohl oft?"

„Unsere zufällige Begegnung wies ihn anfangs auf mich an."

„Ich bedauere ihn wegen seines unstäten Lebens."

„Er lebt ja ganz ruhig hier und arbeitet fleißig mit seinem Vater."

„Aber wenn die Eltern auf dem Gute sind."

„Dann widmet er ebenfalls seine Kenntnisse und seine Zeit ihren Geschäften."

„Das heißt, er reist viel, zumal nach Paris, und wird immer mehr Franzose."

„Dies möchte ich bezweifeln. Seine Bedächtigkeit, Selbständigkeit, Beharrlichkeit sind deutsch und mit seiner ganzen Bildung wurzelt er in Deutschland. Nein, nicht sein unstätes Leben ist zu beklagen. Ich bedauere ihn wegen der Conflicte, in welche er gerathen wird. Er liebt Frankreich, er liebt Deutschland, und ängstlich verschließt er sich dem Gedanken an einen Krieg zwischen beiden Ländern."

„Das zeugt von Gefühl."

„Gewiß! Und wie schön ist sein Verhältniß zu dem erfahrenen, geistreichen Vater, zu der lebhaften, im Kloster erzogenen Mutter. Diese Harmonie spricht für die Eltern, wie für den Sohn. Aber auch hier droht ihm ein Conflict."

Frau von Norgart sah mich fragend an. Ich erklärte, was ich meinte: „Mutter und Sohn denken über die Forderungen der römischen Kirche sehr verschieden; äußerlich gehen sie hierüber hinweg. Das können sie jedoch nicht, wenn sie einmal zur Aufdeckung ihres confessionellen Standpunktes gezwungen werden."

Mit einem „Ach!", als wolle sie der Musik aufmerksamer zuhören, brach sie das Gespräch ab und lehnte sich in dem Sopha zurück. Doch wollte ihr ein gleichmüthiger Ausdruck des Gesichts nicht gelingen, sie sah ernst aus. Wahrscheinlich dachte sie an den noch größeren confessionellen Unterschied zwischen den katholischen Eschingens und den protestantischen Norgarts.

In der That wurde die Welt mehr denn seit lange an die unduldsame Herrschsucht des römischen Priesterthums erinnert. Der Papst hatte die Regierung des österreichischen Staats auf das Gröblichste geschmäht und angegriffen, indem er die von dem Kaiser sanctionirten Gesetze über Ehe und Schule verdammte und für null und nichtig erklärte. Die Folge war, daß österreichische Bischöfe Ehen, welche nicht vor einem katholischen Priester geschlossen worden, als ungültige bezeichneten, der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam versagten und das Volk aufwiegelten.

Noch mehr! Der Papst kündigte für das nächste Jahr ein öcumenisches Concil an, welches seine finstere Macht erweitern sollte. Seine Anhänger rüsteten in allen Ländern zu diesem großen Kampf gegen das Licht der Wahrheit.

Meine Eltern waren Anfangs Juli nach dem Gute zurückgekehrt, weil der Arzt einen Aufenthalt auf Wilhelmshöhe widerrathen hatte. Vor ihrer Abreise war Friedrich nach Karlsbad gekommen. Meine Mutter schrieb: „Es war eine große Freundlichkeit, daß er die weite Fahrt machte, um uns zu sehen. Er ist nachdenklicher geworden. Es gefällt ihm in Oesterreich nicht, über den Clerus sprach er sehr bitter. Zur Hochzeit seines Bruders im October will er kommen. Von Guido sagte er nichts, als daß er Wien verlassen habe, um seine Güter und Verwandten zu besuchen."

Die letzten Worte beschäftigten mich um Adelens willen am lebhaftesten. Aber in unerwarteter Weise wurden meine Gedanken abgelenkt. Ich wurde durch meine Beförderung zum Hauptmann überrascht. In Cassel lagen die Verhältnisse so, daß ich dies noch nicht erwarten konnte. Ich war als Compagnie-Chef nach Magdeburg versetzt.

Das Avancement brachte mich in die Stellung, wo man zum ersten Male eine Truppenabtheilung mit einer gewissen Selbständigkeit ausbildet, in einem Lebensalter, welches hierzu für den Durchschnitt der Officiere als das geeignetste gilt, nicht sehr früh, doch auch nicht spät. Der Oberstlieutenant von Trzemonski hatte schon in der Anciennetätsliste nachgesehen und beglückwünschte mich mit dem Zusatz: „Sie haben einen Sprung gemacht, Siebenundzwanzig waren noch vor Ihnen." Die Anerkennung, welche in der Beförderung lag, war mir doppelt werth; denn ich konnte sie nicht bloß zu meinen, sondern zu Gunsten der hannoverschen Officiere überhaupt auslegen. Es war mir angenehm, daß ich keinen Bekannten, insbesondere Norgart nicht, übersprungen hatte; er war gleichzeitig Compagnie-Chef in seinem Regiment geworden.

Nun kam es darauf an, mir wieder ein Reitpferd zu beschaffen. An wenn hätte ich mich besser wenden können, als an den alten Capitän? Ich schrieb ihm und erhielt, fast umgehend, folgenden Brief:

„Lieber Ernst! Zuerst unserer Aller Glückwunsch zu Ihrem Avancement. Wir haben uns sehr darüber gefreut. Ich war, als ich pensionirt wurde, über vierzig Jahre alt und hätte noch lange Premier-Lieutenant bleiben können. Jetzt geht es schneller. Magdeburg ist gewiß interessant, bedeutende Handelsstadt, starke Festung, große Garnison.

„Wir freuen uns, daß Ihre Eltern und Fräulein Hatfried wieder hier sind. Ihr Vater ist gesund, geistig und körperlich so frisch wie vor der Krankheit.

„Ich rathe, daß Sie Adelens Pferd nehmen. Sie kennen es, siebenjährig, fehlerfrei. Uns ist es nur zur Last, seit Adele nicht mehr reitet.

Sie ist einverstanden, falls Sie es bekommen; auch der Baron. Den Preis will Ihr Vater zahlen. Wenn Sie es haben wollen, so schicke ich es durch Christian Christiansen nach Magdeburg.

„Herzliche Grüße, besonders von meiner Frau. Ihr alter Freund."

Ich besann mich keinen Augenblick und bat um Adelens Pferd.

Jetzt, da ich Cassel, wo ich viel Güte und Wohlwollen erfahren hatte, verlassen mußte, fühlte ich, daß es mir lieb geworden war. Von manchen Menschen, mancher Stelle trennte ich mich schwer. Norgarts, Birlachs, Herhudt, der junge Eschingen, auch seine Eltern zeigten mir noch einmal ihre Zuneigung und die Kameraden alle ihre freundliche Gesinnung.

Der General von Plonski nahm meine Meldung persönlich an. Ueber sein feines Gesicht glitt ein angenehmes Lächeln, als ich mein Bedauern ausdrückte, sein Armeecorps zu verlassen. Ich hatte vor ihm, der als Mensch ebenso ausgezeichnet, wie als commandirender General an seinem rechten Platze war, eine große Hochachtung gewonnen.

Der Oberpräsident von Möller sagte, als ich mich ihm empfahl: „Es wird Ihnen auch in Magdeburg gut gehen; aber stimmen Sie Ihre Erwartungen etwas herab."

13.

Der Eisenbahnzug, welcher mich in meine neue Garnison brachte, fuhr an den rauchenden Fabrikschornsteinen der Vorstädte vorbei und hielt auf dem langen Bahnhofe, welcher zwischen Elbe und Festungswall eingeklemmt ist. Durch die grauen Kasematten des letzteren gelangte ich zu den Droschken und mittelst einer solchen nach der Hauptstraße, dem „Breiten Wege" und dem Gasthause, dessen Aeußeres nicht vermuthen ließ, daß es das erste Hôtel war.

Meine Meldungen führten mich alsbald durch den größten Theil der, von den Festungswerken so eingeschnürten Stadt, daß man sich ängstlich fragte: wie bekommen die Menschen Luft? In den schmalen Gassen ein dicker, warmer Dunst der ober- und unterirdischen Elemente. Außer dem Dom- und dem Marktplatz nirgends ein freier Raum. Außer dem Breiten Wege, dem Stolz der Magdeburger, nur Straßen größter Engigkeit, oft durch Lastfuhrwerke gesperrt, welche auf dem holperigen Pflaster sich lärmend fort bewegten. Daneben viele Menschen; Jeder bemüht, den besten Weg für sich zu nehmen, Keiner geneigt, Anderen auszuweichen.

Mein Commandeur, der Oberstlieutenant von Krelow, ließ mich durch den Diener in seine Arbeitsstube führen, er käme gleich. Durch die geschlossene

Thür des Nebenzimmers hörte ich lebhaftes Gespräch und Geschrei, was mich wunderte, denn der Oberstlieutenant war unverheirathet. Nicht lange brauchte ich zu warten, bis er eintrat, ein wohlbeleibter Herr mit geröthetem Gesicht und kleinen Augen, die noch dazu von den fleischigen Wangen eingezwängt waren und, während er meine Meldung anhörte, sich fast ganz schlossen. Dann richtete er sie, nicht unfreundlich, auf mich: „Sie sind hannoverscher Officier gewesen? Sehen Sie zu, wie Sie durchkommen. Sie sind unverheirathet?" Und als ich in Folge seines Nickens weggehen wollte: „Wir sind Abends in der Stadt Prag."

Lieber hätte ich den warmen Sommertag im Freien beendigt; aber ich ging doch in die enge Gasse und die Gastwirthschaft der „Stadt Prag." Die erste Stube war voller Menschen und Tabaksrauch. In der zweiten, welche denselben ungemüthlichen Eindruck machte, saß der Oberstlieutenant mit bequem aufgeknöpftem Rock noch allein. „Da sind Sie ja," so begrüßte er mich. „Kommen Sie her." Ich setzte mich ihm gegenüber. „Es wird Ihnen hier gefallen. Man lebt gut in Magdeburg."

Gewiß machte ich kein unhöfliches Gesicht; ganz zuversichtlich werde ich jedoch nicht ausgesehen haben, denn er fuhr fort: „Ich glaubte es auch nicht, als ich hierher kam. Ich war immer geblieben, wo ich geboren bin; doch sage ich: Magdeburg gefällt mir. Besonders im Sommer, wenn man des Abends Ruhe hat. Sie lieben wohl Bälle und so was? Mit den Jahren giebt sich das. Im Winter jeden Abend, ich muß gestehen, das wurde mir zu viel. Aber das ist anderswo nicht besser. — Da sind Sie ja!"

Die letzten Worte galten einem der ältesten Hauptleute unseres Regiments, Frose mit Namen, der eben eingetreten war, ein freundlich, etwas schwärmerisch aussehender Mann von einer gewissen Eleganz.

„Wo sind Sie so lange gewesen? Süßholz geraspelt?"

„Ich komme vom Herrenkrug."

„Sehen Sie den Anger noch nicht genug? Wer war da?"

„Wenig Bekannte."

„Concert?"

„Von der Artillerie."

„Da gehen Sie hin?"

„Unsere Musik hat wieder ausgezeichnet geblasen," sprach jetzt ein zu uns kommender, breitschulteriger, untersetzter Artilleriemajor.

„Das ist Geschmacksache," erwiderte der Oberstlieutenant. „Ich mag das Blech nicht. — Sieh' da, Stubbe!"

Ein Infanteriemajor näherte sich, seine Haare bürstend, und nahm bei dem Oberstlieutenant Platz.

„Wie geht es Molli?" fragte dieser.

Der Major von Stubbe antwortete: „Sie sitzt noch immer so. Wolters weiß nicht, was es ist."

„Wieder Wolters!" fiel der Artilleriemajor ein. „Schicken Sie doch zu Ahlers. Mit Wolters ging es bei meinem Waldemar ebenso, und Ahlers kurirte ihn gleich."

„Na, hören Sie!" rief der Oberstlieutenant. „Waldemar ist nicht Molli."

„Sie wird wohl darauf gehen," meinte der Major von Stubbe. „Dann geben Sie mir eine andere, damit Henno nicht auch stirbt."

„Augenblicklich kann ich keine entbehren. Gewiß ist es übrigens nicht, daß Henno dann stirbt. Ein Mittel ist, Sie setzen einen Spiegel an's Bauer, daß er sich sieht."

Nunmehr begriff ich dieses Gespräch und das Geräusch, was ich am Mittage gehört hatte. Molli und Henno waren Inseparabels, und der Oberstlieutenant züchtete Papageien.

„Ist Waldemar ein Papagei?" fragte ich den Artilleriemajor.

Alle lachten und der Oberstlieutenant rief unnöthig laut: „Da haben Sie es! Ein Cacadu, ein Schimmel, aber mit vier Beinen, den der Major reitet."

Dieser entgegnete: „Und der nicht schreit," worauf der Oberstlieutenant mit noch verstärkter Stimme sich beklagte: „Ihre Kanonen sind heute wieder über unseren Platz gefahren. Der Theil des Angers gehört uns. Gleich giebt es tiefe Löcher. Da können wir keinen Parademarsch machen. Ich habe es gemeldet."

„Das ist Recht," antwortete ruhig der Artilleriemajor. „Sollten es aber wirklich Kanonen gewesen sein?"

„Immer die olle Geschichte!" sagte der Major von Stubbe.

In dieser Art dauerte das Gespräch fort, bis der Oberstlieutenant nach Hause ging. Recht unlustig kam ich in meinen Gasthof.

Der folgende Tag befriedigte mich noch weniger. Ich besichtigte die Quartiere meiner Compagnie. In der alten, finsteren Caserne waren so viele Leute an und übereinander geschichtet, wie ich es noch niemals gesehen hatte, so daß die Soldaten an dieser kameradschaftlichen Häuslichkeit unmöglich Geschmack finden konnten. Und doch waren sie unvergleichlich besser daran, als die in den Bürgerquartieren, welche in großer Zahl zu

Hilfe genommen werden mußten, weil die Casernen für die starke Garnison bei Weitem nicht ausreichten. Ueber schmutzige, kleine Höfe kam ich und mußte in den, mit Menschen und Waaren bepackten, dunkelen Hintergebäuden verfallende Treppen, selbst Leitern hinaufsteigen, um den kaum bewohnbaren, auf das Erbärmlichste ausgestatteten Verschlag unter dem Dache zu erreichen, worin ein oder mehrere Soldaten hausten. Brach während der Nacht Feuer in einem solchen Gebäude aus, diese Menschen waren schwerlich zu retten.

Das war ganz anders wie in Hannover, wo die Soldaten in luftigen, hellen Casernen sauber wohnten, und wie in Cassel, wo man ebenfalls gute Räumlichkeiten vorgefunden hatte. In Magdeburg war der Zustand, den ich soeben beschrieb, nichts Neues, und hier habe ich gelernt, wie man sich in der preußischen Armee behilft.

Was ich in der nächsten Zeit an jenen Mißständen zu bessern vermochte, war sehr wenig. Als ich darüber mit dem Oberstlieutenant sprach, sagte er wie bei meiner ersten Meldung: „Sehen Sie zu, wie Sie durchkommen." Auch die höheren Vorgesetzten konnten diese Verhältnisse nicht ändern.

Schon in Cassel, aber viel mehr noch jetzt wurde ich gewahr, wie anstrengend der Dienst des preußischen Officiers ist. Mein Premier-Lieutenant war abcommandirt, nur der ältere Seconde-Lieutenant eine Hilfe für mich, der jüngere mußte selbst noch lernen. Und weil man in Preußen jeden Officier innerhalb seiner Befugnisse möglichst selbständig handeln läßt und nach seinem Erfolge beurtheilt, so bekümmert man sich nicht sonderlich um die Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hat. Da heißt es: Es muß gehen. Und es geht auch. Daß auf diese Weise der Dienst den ganzen Mann in Anspruch nimmt, seine soldatische Befähigung weckt und fördert, ist nicht zu verkennen. Aber Mancher ermüdet und ergraut vor der Zeit, nur Einzelne erhalten sich über die Anforderungen des Berufs hinaus den Trieb zur inneren Fortbildung, Viele lesen nur das Nothwendige und ruhen im Wirthshause aus.

Als ich bei dem vorhin beschriebenen Geschäfte, die Stadt durchschreitend, an den Wochenmarkt kam, der viele Bauern hergeführt hatte, schlugen plattdeutsche Worte an mein Ohr, nicht im hannoverschen Dialect, aber doch das rechte niedersächsische Plattdeutsch. Es klang mir so vertraut, daß ich einen Augenblick stehen blieb und zuhörte.

Unangenehm dagegen überraschte mich die Formlosigkeit der Magdeburger. Gut gekleidete Bürger gingen Damen, sogar im Schmutz, nicht aus dem Wege; Familien breiteten sich Arm in Arm über das ganze Trottoir,

wo ein solches war; und das unvorsichtige Hantiren mit dem Stock oder Regenschirm schien eine übliche Bewegung zu sein.

Ich bezog eine Wohnung am Breiten Wege, welche den Kameraden ungewöhnlich gut und der Lage wegen beneidenswerth vorkam. Ich hielt sie auch für die beste, welche zu haben war, an sich aber für schlecht. Sie lag vorn in einem der schmalen Häuser, die in der Giebelspitze ein Loch oder eine andere Decoration haben und nach ihrer Form „Handtuch" genannt wurden. Unten war ein Tabakstladen und ein Thorweg mit mehreren Reihen von Kisten und Fässern. Zwischen diesen Eingängen hatte man die Wahl, um nach der dunkelen Treppe zu gelangen, welche in die oberen Stockwerke führte.

Die erste Freude in Magdeburg bereitete mir die Ankunft des Pferdes und seines Ueberbringers; des Jonny, weil Adele ihn besessen hatte, und des Christian, weil er vom Gute kam. Dieser sollte mir viel erzählen; es war indeß nicht leicht, was ich hören wollte, aus dem schweigsamen Holsteiner herauszubringen, wenn es sich um Anderes, als seine Pferde handelte. „Herr Capitän hat dem Schonni noch das Schießen gelehrt," sagte er, „aber bloß mit der Pistole." Ich ließ Christiansen die Schönheiten Magdeburgs genießen und ging, als er abreisen wollte, mit ihm noch einmal in den Stall. Er trennte sich schwer von Jonny. „Schade ist es doch!" rief er aus.

„Was, Christiansen?"

„Daß Fräulein nicht mehr reitet. Es sah gar zu schön aus, wenn sie darauf saß."

Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihm mehr gab, als ich beabsichtigt hatte.

Wäre es nun nur ein Genuß gewesen, bei Magdeburg zu reiten! Aber das Land ist eben und fast baumleer; weite Flächen mit Zuckerrüben und Cichorien. Kein Athemzug reiner Luft, denn weithin dunsten die Fabriken. Und in dieser reizlosen Umgegend entweder Pflasterstraßen oder schweres Erdreich, kein Boden, wie der Reiter ihn liebt.

Der Oberstlieutenant von Krelow widmete den größten Theil der Tageszeit dem Dienst in der Caserne, auf dem Exercirplatze oder zu Hause bei dienstlichen Schrift- und Drucksachen. Was geschrieben werden mußte, schrieb oder controlirte er auf das Sorgfältigste. Die Verfügungen der Behörden las er wiederholt und mit Nachdenken. In allen Dem wußte er genau Bescheid. Er war vor der Front bestimmt, zuweilen sehr derbe, bei den Gefechtsübungen ein scharfblickender, entschlossener Führer, den

Vorgesetzten gegenüber zwar pünktlich gehorsam, jedoch nicht ängstlich, vielmehr selbständig. So hatte er sich als Soldat in Krieg und Frieden bewährt. Der König, den er mit aufrichtigem Herzen liebte, war ihm unbedingte Autorität.

Dieses und die Wahrhaftigkeit des Ehrenmannes waren seine Tugenden. Uebrigens kann ich nichts Angenehmes von ihm sagen. Außer für den Dienst hatte er kein großes Interesse, außer dem oben Angegebenen las er keine Silbe. Er war hochmüthig; neben dem Adel galt ihm nur der preußische Officier etwas. Keinen Anderen rechnete er zu seines Gleichen. — Abends acht Uhr hörte die Arbeit für ihn auf. Dann ging er in die „Stadt Prag". Die Officiere, welche sich hier um ihn versammelten, und die Genossen seines Mittagtisches bildeten seinen Umgang. Die Grazien hatten nicht an seiner pommerschen Wiege gestanden, und was er früher an guten Formen gelernt haben mochte, war bei solcher Lebensweise verloren gegangen. Seiner guten Eigenschaften wegen setzte man sich hierüber hinweg.

Ich ging nicht oft und später selten in die „Stadt Prag". Anfangs nahm der Oberstlieutenant mir dies übel, nachher fand er sich darein.

Von den Compagnie-Chefs des Regiments waren nur Frose und ich unverheirathet, wir Beiden deshalb mehr auf einander angewiesen. Als ich ihn in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft fragte, ob er einen Spaziergang mit mir machen wolle, nahm er den Vorschlag zögernd an. Meine Frage, ob ich ihn in einem anderen Vorhaben störe, verneinte er. Wir gingen über die Elbbrücken, von welchen die letzte, die „Lange Brücke", in mehr als einer Hinsicht Veranlassung zu einem Gespräch über die Merkwürdigkeiten Magdeburgs bot. Frose war in dieser Stadt geboren, erzogen und zu seinem jetzigen Alter gekommen. Wie alt die „Lange Brücke" sei, wußte er dennoch nicht. Anscheinend war sie zur Pfahlbauzeit errichtet; die Steinblöcke, mit welchen ihre Joche beschwert waren, mochten Hünenknaben spielend darauf gelegt haben. Schön war diese Verbindung Magdeburgs mit dem Lande jenseits der Elbe nicht, aber sehr belebt und nicht allein von Lastfuhrwerk, sondern auch von Equipagen und vielen Fußgängern, zwischen denen junge sommergeputzte Damen. Denn hier ging der Weg nach dem beliebten Vergnügungsort, dem „Herrenkrug", den man stromabwärts, über den sonnigen Anger nicht zu langsam gehend, in dreiviertel Stunden erreicht. Und von dieser Brücke, neben welcher sich die Herren-Badeanstalt befand, sah man auf die nackten Gestalten hinab, die sich im Flusse tummelten.

Frose schlug vor, nicht nach dem Herrenkrug, sondern stromaufwärts auf dem Deich nach dem Dorfe Krakau zu gehen. So hätten wir den schönsten Anblick der Stadt. An der geeigneten Stelle blieb er stehen und machte mich auf letztere aufmerksam. Sein schwärmerisches Gesicht hatte einen Glanz von Stolz und Freude. „Sieben Doppelthürme!" sagte er und nannte sie bei ihren Namen, die großen und die kleinen, mit dem Dom beginnend von Süd nach Nord. Ich kannte sie schon vom Inneren der Stadt; die meisten sind massige, schmucklose Bauten von einer gewissen philisterhaften Conception. Aus der Ferne regten sie als Zeugen schweren Leids und mancher Lust vergangener Zeiten Nachdenken und Empfindung an.

Uns zur Linken und zur Rechten röthete die Abendsonne den Fabrikrauch der langen Vorstädte, und bis zu uns herüber schallte die Arbeit der Buckauer Eisenwerke.

Frose declamirte:

„O Magdeburg, du Starke,
Des Reiches fester Halt,
Ein Riegel vor der Marke
Der preußischen Gewalt."

Ich konnte mich nicht besinnen und fragte: „Was ist doch das?"

„Rückerts Magdeburg," antwortete er und sprach, indem wir nun weiter gingen, das Gedicht bis zum Ende.

Frose war ein poetisches Gemüth. Später erfuhr ich, daß er gern allein spazieren gehe und seine intimsten Bekannten, alte Schulfreunde vom Klostergymnasium, wußten, daß er Verse gemacht habe und noch mache. Er selbst sprach in wirklicher Bescheidenheit nicht davon, und ich hielt es für angemessener, ihn auf die Pflichten und Freuden seines Berufs hinzuweisen, in milderer Form als es von unserem Oberstlieutenant zuweilen geschah. Da ich aber seine Liebe zu unseren Dichtern theilte, so bat ich ihn gelegentlich, das eine oder andere ihrer Werke, deren er eine große Zahl auswendig wußte, vorzutragen, was er dann gern und mit Wärme that.

Nach und nach stattete ich die üblichen Visiten ab, deren Zahl groß war. Mein Besuch wurde selten angenommen, und ich machte wenig neue Bekanntschaften. Denn es gab im Sommer nicht das, was man Gesellschaft nennt. Nahe angenehme Vereinigungspunkte im Freien fehlten in Magdeburg.

Das Regiment hatte sich einen Garten eingerichtet, wohin die Familien mit den Kindern gingen und zuweilen die Regimentsmusik bestellt wurde. An solchen Tagen war die Versammlung zahlreicher. Von den unver=

heiratheten Lieutenants — mehrere Lieutenants waren schon Hausväter — kamen wenige, was ich mißbilligte, weil die jungen Männer die Gelegenheit, sich in Damengesellschaft zu bewegen, selten hatten. Die Beachtung des Ranges sogar bei diesen ländlichen Zusammenkünften im Familienkreise des Regiments, fiel mir auf. Nach der Stellung des Mannes regelte sich der Frauen Platz und die Rücksicht, welche sie nahmen und auch verlangten. Die Unterhaltung drehte sich um die gewöhnlichsten Tagesereignisse. Das Allen gemeinsame Gefühl war der Stolz, dem preußischen Officiercorps anzugehören und der Wunsch, in diesem möglichst schnell und möglichst hoch zu steigen. Trotz meiner Höflichkeit wurde ich wenig beachtet, heirathsfähige Töchter waren nicht da, und ich war ein Fremder, ein Eindringling.

So war Alles, was ich in den ersten Wochen von Magdeburg sah, wenig versprechend. Mir fielen die Abschiedsworte des Oberpräsidenten von Möller ein: „Stimmen Sie Ihre Erwartungen etwas herab." Wie viel Erfrischendes und Erheiterndes bot Cassel mit seiner schönen Umgebung und seiner lebensfrohen Gesellschaft, wie viele geistig hoch stehende Menschen hatte ich dort kennen gelernt, wie war ich bei ihnen über mein Maß gehoben und zur Geltung gekommen! In Magdeburg war ich ein Hauptmann wie die anderen Hauptleute. Nein, weniger; denn ich war ein Neupreuße. Ich suchte mich damit zu trösten, daß ich meine Pflicht nach besten Kräften erfüllte, die müßigen Stunden guten Büchern und ernster Arbeit widmete und, was sich nicht ändern ließ, wenn möglich, mit Humor ertrug.

Ein glücklicher Gedanke kam mir zu Statten. Es war ein heißer Sonntagnachmittag. Ich hatte meine, von der Sonne beschienenen Fenster geschlossen, weil von Außen schlechte Luft, von der belebten Straße Staub und Geräusch eindrang. In unserem Regimentsgarten hatten heute die Kinder das Regiment, der einzige schattige Spaziergang unter den alten Bäumen des Glacis war am Sonntag nicht angenehm, und weiter hinaus zu wandern in den Sonnenbrand am wenigsten verlockend. Frose hatte ich an diesem Tage nicht gesehen und wußte ihn, den Einzigen, der mir hätte Gesellschaft leisten mögen, nicht zu finden. Ich setzte mich deshalb wieder zu dem Studium der vom Großen Generalstabe redigirten Geschichte des Feldzuges von 1866, wovon das letzte Heft kürzlich erschienen war, und vertiefte mich in die vor mir liegenden Karten. Indeß, es wollte nicht gehen; die Luft war zu drückend in meiner kleinen und niedrigen Stube. Da fiel mir ein, das Innere des Doms zu besehen und einen seiner hohen Thürme zu besteigen.

Nicht lange, und ich klingelte in dem Kreuzgange an der mit dem Namen Heinrich bezeichneten Wohnung des Küsters. Die Gattin des letzteren, eine dicke, wohlredende Dame, erschien und führte mich in das weite Gotteshaus. Sie verwaltete dieses Geschäft schon Jahre lang, wußte von vielen höchsten Personen zu erzählen, die hier gewesen waren, und kannte ihre Leute. Hatte sie doch manchen Verdächtigen abgewiesen, der ohne Erlaubniß des Gouvernements auf die Thürme oder die hohe, um das Dach herum gebaute Gallerie wollte, um — nach Frau Heinrichs Meinung — dort oben die Festungswerke auszuspioniren. Da es mir darauf ankam, ihre Gunst zu gewinnen, so überließ ich mich ganz ihrem Gespräch, verweilte bei jedem Gegenstande, so lange sie daran zu erklären hatte und nur länger, als sie begriff, bei dem einfachen Stein, unter welchem die neunhundertjährigen Ueberreste des großen Kaisers Otto liegen. Dann verabredeten wir, daß sie die Seitenthür nach dem Kreuzgange offen lasse, damit ich auf dem Thurm und der Gallerie so lange bleiben könnte, wie ich wollte. Ich stieg hinauf und war oben allein.

Bis hierher erhob sich der Erdendunst nicht, unter mir lag er wie ein Schleier über der Stadt, vor mir das Land bis in weite Ferne sichtbar. Da war deutlich der Brocken. Vor neun Jahren um diese Jahreszeit war ich dort mit Alfred und Wichard. — In der Richtung nach der niedersinkenden Sonne mußte Hannover liegen. Ich suchte den Marktthurm mit meinem Fernrohr und glaubte ihn zu sehen. Es konnte auch Täuschung sein, die Luft flimmerte; aber lange, lange sah ich dahin. — Und weiter, nördlich, in einer Richtung, welche meine Karte mir anzeigte, lag das holsteinische Gut. —

Ich wandte mich der Gegenwart, dem Nahen zu und studirte die Festungswerke zu meinen Füßen. Waren sie das wirklich? Kleine grüne Striche, in einem Wirrsal von Winkeln vor einander geschoben. Ich versuchte mich darin zurecht zu finden, es war schwierig. Ich nahm das Fernglas und zergliederte die Linien. Da erkannte ich ein Ravelin, nicht weit von unserer Caserne, von der man dahin und dann weiter nach dem Thor gelangen konnte. Und als ich diesen Weg verfolgte, sah ich auch einen Menschen, einen einzigen. Die Sonne beschien ihn. Er und sein Schatten, den ich deutlich auf dem Walle neben ihm schreiten sah, gingen langsam; wahrscheinlich dachte er nach, und an diesem Orte störte ihn Niemand. Ich blickte genauer hin. Es war ein Soldat, es war Frose. Was mochte er dichten? O, Poesie, Du verläßt Deine Begnadigten nicht, auch nicht in Magdeburg!

Die innerste Wallinie umschnürte den Häuserhaufen; hier oben hatte man es vor Augen, daß er sich nicht rühren, daß er kaum athmen konnte in der Engigkeit. Und dennoch priesen die Magdeburger ihre Stadt, und meine Kameraden, welche darin geboren waren, wünschten sich keine andere Garnison. Das ist die Heimath! Wie würden sie klagen, hätten sie einen Wohnsitz verlassen müssen, so offen und hell, im Inneren freundlich und schön rundum, wie mein Hannover!

Nun betrat ich die Gallerie. An dem Domplatz lag das königliche Palais, die Wohnung des commandirenden Generals. Einst weilte darin die unglückliche Königin Luise, welche Rückert in seinem Liede „Magdeburg" besingt. Und nahe dabei das Haus, welches der Prinz Louis Ferdinand bewohnte. Beide ahnten damals nicht, wie traurig ihr Scheiden aus dieser Welt sein sollte.

Ich ging weiter nach der Chorseite des Doms, wo die Gallerie vom Dache beschattet, die Aussicht am hübschesten war. Unten die Stromelbe mit den Schiffen darauf, jenseits der grüne Werder und die anderen Elbarme. Ich setzte mich auf die niedere Mauer am Dache und genoß, in Gedanken vertieft, die reine Luft und die Abendkühle. Da kam mir der Vorsatz, den ich auch ausgeführt habe: oft hier herauf zu steigen und mit einem Buche zu verweilen. Heute blieb ich lange. Die Dämmerung erblaßte. Ein Käuzchen flog neben mir aus seinem Dachnest, um zu forschen, ob es noch nicht Nacht sei. Da erst stieg ich hinab. Im dunkelen Kreuzgang wartete Frau Heinrich auf mich. Noch einige Worte sprachen wir zusammen, und mit der Versicherung, daß ich bald wiederkommen werde, nahm ich von ihr Abschied.

14.

Im August hatte der Baron sich plötzlich zu einer Reise nach Wien entschlossen. Die Baronin und Adele waren zu ihren Verwandten nach Doberan gefahren. Da Friedrich im October erwartet wurde und auch der Bruder des Barons zu Christians Hochzeit kommen wollte, so setzte ich die unerwartete Reise nach Oesterreich mit Guido in Verbindung.

Anderes kam hinzu, mich aufzuregen. Meine Eltern hatten zwischen den Zeilen meiner Briefe gelesen, daß ich mich in Magdeburg nicht wohl fühle, und nun konnte meine Mutter den Wunsch, welcher ihnen am Herzen lag, nicht länger verschweigen. Sie sprach es aus, daß ich meiner Einsamkeit ein Ende machen sollte, indem ich eine Frau nähme. Ihre Meinung, daß Mathilde Hatfried für mich passen würde, trat deutlich genug hervor.

Deren Brüder waren auf dem Gute gewesen, meine Mutter rühmte sie und ließ dabei wiederum Alles, was auf die junge Dame Bezug hatte, im rosigsten Lichte erscheinen. Daß ich sie, die in manchem kleinen Zuge an Clotilde erinnerte, wie eine Schwester lieb gewinnen könnte, glaubte ich; an ein Anderes hatte ich nimmer gedacht. Und auch sie nicht, wie meine wach gerufene Erinnerung mir sagte. Einerlei, wir kannten einander noch wenig. Der Eltern Wunsch rührte und quälte mich. Sie hätten um meinetwillen gern auf die Freude verzichtet, welche Mathilde Hatfried in ihr vereinsamtes Haus brachte, und ich gerieth in Zweifel, ob es Sohnespflicht sei, das Opfer anzunehmen. Alfred hatte mir gesagt: „Du hast Vater und Mutter, welche hoffen, daß Du ein Haus gründest," und ich fühlte wohl, daß mein Leben an der Seite einer geliebten Frau beglückender sein würde. Aber ich konnte mich noch immer nicht von Adele losreißen. —

Die Manöver, welche jetzt begannen, und die während derselben mehr auf einander angewiesenen Kameraden vermochten nicht, diese Gedanken ganz zu entfernen. Und auch die Sorgen meiner weiteren Verwandtschaft sollten mich beschäftigen.

Mein Onkel Wilhelm in Celle überraschte mich mit einem, mehrere Bogen langen Briefe in schwer leserlicher Handschrift. Solche Briefe können zur Ungeduld reizen, wenn ihr Zweck mit wenig Zeilen zu erreichen gewesen wäre. Weil ich aber von Onkel Wilhelm, überhaupt von einem Welfen, noch niemals einen Brief erhalten hatte, so reizte mich überwiegend die Neugier. Der Zweck seines Schreibens war zu erfahren, was erforderlich sei, um seinen neunzehnjährigen Sohn Justus als Officieraspiranten in ein preußisches Cavallerie-Regiment, wo möglich der Garde, zu bringen. Diese, bei meines Onkels politischer Gesinnung auffallende Absicht erläuterte er wie Jemand, der viel Zeit übrig hat, auf das Umständlichste, und dabei ging Verständiges und Unverständiges durcheinander. Nachdem er mir erklärt hatte, weshalb sein Sohn nichts Anderes als Cavallerist werden solle, ging er die verschiedenen Staaten durch, kam hierauf zu dem Resultat, den Königlich sächsischen und den Königlich preußischen Dienst auf die engere Wahl setzen zu müssen, und entschied sich schließlich für den letzteren aus mehreren Gründen. Dann verdeutlichte er sein Anliegen nochmals und endigte mit folgenden Sätzen:

„Die Königlich hannoverschen Officiere, welche in den Königlich sächsischen Dienst getreten sind, bereuen dies zum Theil. Seine Majestät der König Johann und sein Kriegsminister protegiren sie zwar, aber die geborenen Sachsen sind ihnen nicht so freundlich gesinnt (was ich wegen

des Einschubs wohl begreife), und sie stehen doch unter preußischem Oberbefehl. Entre nous soit dit, mein Neffe Günther hat mir dies im Frühling selbst gesagt, als er hier war, um seine Schwester Marie nach ihren Eltern zu geleiten, wo sie bis zum Winter bleiben wird, um für die saison zu uns zurückzukehren.

„Unser hiesiger Cirkel (der Adel und einige treue Hannoveraner) sagt mir sehr zu. Für die junge Welt ist er weniger amüsant, weil aus Mangel an Herren nicht getanzt werden kann. Unter den preußischen Officieren in Celle, die wir natürlich nicht sehen, sind einige vornehme Leute, denen man wohl ansieht, daß sie eine französische Bonne gehabt haben."

Ich schrieb meinem Onkel sogleich Alles, was er zu wissen verlangte, und machte ihn in ernsten Worten auf die mißliche Lage aufmerksam, in welche sein Sohn gerathen könnte, wenn er als preußischer Soldat in das Elternhaus und den Welfencirkel käme. Ich schloß mit dem Ausdruck meiner Genugthuung, daß Onkel Wilhelm mit mir in Verbindung getreten, trotzdem ich preußischer Officier sei und keine französische Bonne gehabt habe.

Diese Correspondenz hatte weitere Folgen, wie nachstehender Brief zeigt, den meine Cousine Marie mir vom Kehdingschen Gute schrieb:

„Lieber Ernst! Daß Du Onkel Wilhelms Frage so freundlich beantwortet hast, ermuthigt mich zu einer Bitte an Dich. Ich soll im Winter wieder nach Celle. Du glaubst nicht, wie langweilig es da ist, was man recht tief empfindet, denn man hört immer von den Bällen und Plaisirs in der anderen Gesellschaft. Deshalb will ich gern nach Oldenburg, wohin meine Freundin Hermine von Starkenrauch mich eingeladen hat. Ihren Mann hat sie auch in Oldenburg kennen gelernt. Dort tanzen die Damen der Welfenpartei mit den Officieren, die jetzt ja ebenso gut Preußen sind. Also thue mir den Gefallen, Onkel Wilhelm vorzustellen, daß es seine Pflicht ist, mich nicht wieder zu verlangen. Dann erlauben Papa und Mama, daß ich Herminens Einladung folge. Erfülle meine Bitte, aber antworte mir nicht, damit es nicht heraus kommt, daß ich Dir geschrieben habe. Hier hört man gar nichts Neues, es wird nur von der alten Zeit gesprochen und auf die Preußen gescholten. Cordula und ihren Kindern geht es gut. Sie lebt nicht ganz in Frieden mit ihrem Mann, denn dieser ist kein rechter Welfe. Jobst will nicht mehr in Frankreich bei der Legion bleiben. Gott weiß, was er thut. Günther und ich schreiben uns oft."

Eine Woche später erhielt ich auch von Günther einen Brief. Er wünschte mich in Magdeburg zu besuchen. Was ihn herführte, war Sorge

um Jobst. Er brachte sie gleich nach seiner Ankunft zur Sprache. Günther war jetzt ein durch Unglück geläuterter, gutherziger und verständiger Mensch; der brüderliche Zwist hatte mit den eitelen Ursachen, welche ihn in Hannover erzeugten, geendet. Die Sache war folgende:

Der König Georg beabsichtigte zur Wiedereroberung seines Königreichs mit dem Kaiser Napoleon einen Vertrag zu schließen, die Welfenlegion sollte an der Seite der Franzosen in Deutschland einrücken. Der bekannte Meding betrieb das Geschäft in Paris. Die französische Regierung war indeß noch nicht Willens, einen Bruch mit Preußen herbeizuführen, die Einsprache von Berlin brachte das Unternehmen in's Stocken. Die unglücklichen Hannoveraner — es sollten beinahe anderthalbtausend sein —, welche sich als Unterofficiere oder Soldaten für die Legion hatten werben lassen, erhielten keine Waffen, wurden truppweise im Innern Frankreichs vertheilt und von ihren Officieren getrennt. Diese lebten in Paris. Um den Verführten, von denen eine große Zahl zu besserer Einsicht gelangt war, zu helfen, hatte der König Wilhelm befohlen, daß diejenigen, welche sich bis zum 1. Juli 1868 entschlössen, in ihre Heimath zurückzukehren, straflos sein und unterstützt werden sollten. Diese Amnestie habe, so schrieb Jobst, Zwiespalt unter sie gebracht; Einige von ihnen und die französischen Behörden hätten den Leuten die Wahrheit vorenthalten und die Heimreise auf alle mögliche Weise hintertrieben. Jobst war noch weit entfernt, sich von dem König von Preußen amnestiren zu lassen; aber erst die Unthätigkeit in Paris, dann diese Unredlichkeit hatten ihn so heftig verdrossen, daß er von dem König Georg den Abschied erbeten, die Leute, welche er geworben, über die wahre Sachlage aufgeklärt hatte und nun wünschte, Frankreich zu verlassen. Nach Preußen konnte und wollte er nicht, und dem König Georg mochte er nicht länger „auf der Tasche liegen", wie er sich ausdrückte. Zur Abwehr feindseliger Unternehmungen hatte die preußische Regierung das Vermögen Georgs V. mit Beschlag belegt.

Wie ich mich über Günther gefreut hatte, so freute ich mich jetzt über seinen Bruder; es war doch eine gute Art darin. Und hier bemerkte ich, daß mich unbewußt Adele immer beschäftigte; denn sogleich dachte ich an Guido, der auf seinen Gütern den praktischen Jobst vielleicht nützlich beschäftigen konnte. Als ich dies äußerte, stimmte Günther freudig zu und darauf schrieb ich, weil ich nicht wußte, wo Guido war, an Friedrich nach Wien.

Günther war mit seiner Lage und seiner schönen Garnison Dresden nicht ganz zufrieden. Einige hannoversche adelige Familien hatten dort

ihren Wohnsitz genommen, und da ein Theil des sächsischen Adels ebenso exclusiv und particularistisch war, so fanden sich diese Elemente zusammen und bildeten eine antipreußische Gesellschaft, welche die hannoverschen adeligen Officiere an sich zog und in der politischen Unversöhnlichkeit festhielt. Dazu kam, daß mehrere der letzteren — es befanden sich sehr tüchtige Männer darunter — im Dienst bevorzugt wurden. Dies Alles machte böses Blut, und Günther empfand das.

Er hatte mich schon verlassen, als ich Friedrichs Antwort bekam, aus welcher ich ihm sogleich das Erforderliche mittheilte. Sie war aus Wien und lautete: „Es traf sich günstig, daß Guido noch hier war, als ich Deinen Brief erhielt. Er war gekommen, um Vater zu sehen, dessen Besuch eine große Freude für mich war. Leider blieb Vater nicht lange, er mußte zurück, um bei dem Empfang des Königs von Preußen nicht zu fehlen. Ich las Guido vor, was Du über Deinen Vetter Jobst geschrieben hast. Er wünscht ihn persönlich kennen zu lernen und schlägt vor, daß er nach der böhmischen Herrschaft Neubeitzau komme, wo Guido jetzt ist und bis zum 15. October bleiben will. Ich rathe, daß Dein Vetter diese Gelegenheit benutzt und die Reise nicht lange aufschiebt. Ich freue mich auf unser Wiedersehen bei Christians Hochzeit und beabsichtige, langen Urlaub zu nehmen."

Der König Wilhelm bereiste die Elbherzogthümer bis in das nördliche Schleswig hinauf und sprach bei dieser Veranlassung in Kiel Worte, die überall großen Eindruck machten, den größten auf die Franzosen und ihre Freunde. Er betonte die schwere Verantwortung, welche ein Souverain auf sich nimmt, wenn er das Wort Krieg ausspricht, und wies auf die preußische Wehrkraft hin, die geeignet sei, den Frieden zu erhalten, weil sie keinen aufgezwungenen Kampf zu fürchten brauche. —

Auch die Kameradschaft legte mir eine ganz unerwartete Pflicht auf. Während ich selbst Mühe hatte, meine Stimmung zu beherrschen, mußte ich den größten Mißmuth von einem Anderen abwehren. Einer der Compagnie-Chefs des Majors von Stubbe war befördert worden, und seine Stelle hatte Birlach erhalten. Ich telegraphirte ihm gleich meinen Glückwunsch zu seinem Avancement. In der zweiten Hälfte des Septembers traf er ein. Ich empfing ihn auf dem Bahnhof und hatte fast meinen Spaß an dem überraschten, noch nicht zur Fassung gelangten Ankömmling. Sein lockiges Haar schien sich zu sträuben, seine Augen bewegten sich unruhig nach rechts und links, und als ich mit ihm in den Durchgang nach der Straße, in die Kasematten unter dem Fürstenwall treten wollte, stockte

er. „Es ist kein Gefängniß," sagte ich lachend. „Nur dreist, mitten hinein in Preußen."

Die erste Zeit ging über seine Einrichtung leidlich, wenn auch mit manchem Scheltwort seinerseits, dahin. Es wurde aber schlimmer, statt besser.

„Immer neue Bekanntschaften soll man machen," klagte er. „Erst kommen die Fremden nach Cassel —"

„Ich danke für diese freundliche Bemerkung," unterbrach ich ihn. Er lachte nicht, sondern klagte weiter: „Von einem Ort zum anderen wird man versetzt —"

„Sie doch zum allerersten Male."

„Es wird wohl das letzte Mal sein. Von den Nahestehenden wird man getrennt. Nirgends warm zu werden, das gefällt mir nicht."

Solche Reden mußte ich täglich hören.

Nun erhielt ich eine Einladung zu Christians und gleichzeitig die zu Ellerbachs Hochzeit und hatte keinen Grund, sie abzulehnen. Der Entschluß, nach Holstein zu reisen, wurde mir schwer; es war mir angenehm, daß ich nicht lange dort bleiben konnte. Christians Hochzeit sollte am 27. und die Ellerbachs am 29. Oktober stattfinden.

Vielleicht wäre ich weder zu der einen, noch anderen gekommen, sondern in Magdeburg krank geworden, hätte nicht ein rascher Entschluß und ein paar der besten Menschen meine Nerven umgestimmt. Ich fühlte mich schon länger unwohl, schlief mit Träumen der Art, daß ich mich beim Erwachen über die Wirklichkeit freute. Gewöhnlich versetzten sie mich nach Hannover. Tante Balbina gab mir ein österreichisches Käppi und lachte mich aus. Oder mein ehemaliger Regimentscommandeur sagte, ich müsse wieder von unten anfangen, weil ich in Preußen Alles verlernt habe. Oder der Buchbinder holte mich mit großem Gefolge vom Bahnhofe, ließ mich hoch leben und geleitete mich nach meiner Wohnung, aber der Hoffattler stand in seiner Hausthür und ließ mich nicht hinein. Ich hatte Kopfschmerzen und muß elend ausgesehen haben, denn unser Regimentsarzt redete mich an und fragte, ob ich krank sei. Ich fühlte, daß ich mich auf andere Gedanken bringen müsse, und als ich am nächsten Sonntag in solchem Zustande früh aufwachte, entschloß ich mich schnell, nach Berlin zu fahren. Schon vor der Mittagsstunde ging ich unter den Linden spazieren.

Das großstädtische Treiben zerstreute mich. Von den Tausenden, die sich an einander vorbei drängten, kannte ich Keinen; doch unterschied ich die Fremden von den Berlinern. Letztere waren ersichtlich vertraut

mit ihrer bunten Umgebung. Sie wunderten sich über Nichts und wollten Nichts sehen als Menschen, vor Allen den König, von dem sie wußten, daß er aus dem Dom kommen werde. Vor dem Palais und weiter nach dem Lustgarten standen sie in Haufen am Rande des Trottoirs und warteten. Auch ich blieb stehen. In dem offenen Wagen, der nicht sehr rasch fuhr, beobachtete ich den König schon von Weitem. Unermüdlich dankte er für die Ehrenbezeigungen mit freundlichem Gruß nach rechts und links. Man sah ihm die einundsiebenzig Jahre nicht an. Ruhige Kraft drückte sich in seiner ganzen Erscheinung, ernstes Pflichtgefühl und herzliches Wohlwollen in seinem Gesichte aus. —

Christian war schon in Holstein und Ellerbach nach dem väterlichen Gute gefahren. So blieben nur Freimanns. Sie bewohnten in dem mäßig großen Hause mit einem der kleinen Vorgärten, welche in Berlin so schön gepflegt werden, den ersten Stock. Ein Diener in der Mitte der Dreißiger meldete mich an, und ich hörte durch die Thür gerade gegenüber: „Ach, willkommen!“ Herr Freimann streckte mir seine Hand entgegen, Frau Sophie schritt hinter ihm her und sagte: „Das ist reizend.“

Ich befand mich in einem großen, behaglichen Raum, halb Herren-, halb Damenzimmer. Dunkele Vorhänge milderten das Licht der breiten Fenster, Familienbilder hingen an den Wänden. Ein schwerer Schreibtisch mit vielen Papieren, ein hohes Repositorium mit Büchern jeden Formats und eine Chaiselongue an der einen Wand, an der entgegengesetzten Seite ein zierlicher Nähtisch, eine Commode mit Büchern in zartem Einband und noch eine Chaiselongue; in der Mitte ein großer runder Tisch, auf dem Zeitungen lagen, Lehnstühle herum. An der Eingangsseite beschäftigten sich zwei Kinder mit Spielzeug, ein Knabe an einem niedrigen Tische, ein kleineres Mädchen auf dem Teppich.

Es lag etwas ungemein Wohlthuendes in der Art, wie ich als Bekannter empfangen, ja wie ein gewohnter Freund des Hauses behandelt wurde.

„Waren Sie schon einmal hier?“ fragte Frau Sophie. Etwas überrascht antwortete ich: „Hier im Hause nicht“ und erwähnte, daß ich jetzt in Magdeburg stehe.

„Das wissen wir lange,“ erklärte Herr Freimann. „Wir fürchteten, Sie möchten uns früher aufgesucht haben. Der Portier sagte, ein Herr wäre hier gewesen, der keine Nachricht zurückgelassen hat. Wir waren mehrere Monate fort und sind erst im September wiedergekommen. In

der Schweiz waren wir mit Aurelius' zusammen, von denen wir Ihre Versetzung hörten."

„Die Hannoveraner halten eng zusammen," meinte Frau Sophie. „Einer weiß von dem Anderen, so weit sie auch zerstreut sind."

Als hierauf Herr Freimann erzählte, daß sie sich in Baden-Baden ein Rendezvous mit dem jungen Grafen Eschingen gegeben hätten, sagte sie: „In ihm ist eine Veränderung vorgegangen. Sie kennen gewiß die Ursache." Und dabei sahen ihre großen Augen mich so fest an, daß ich lachend erwiderte: „Woraus schließen Sie das?"

„In Cassel ist etwas vorgefallen. Er kam ja eben erst von Wilhelmshöhe."

„War er vergnügt?"

„Himmel hoch jauchzend, zum Tode betrübt."

„Hoffentlich hat er keine von den Casseler Damen meiner Bekanntschaft so lieb gewonnen. Sie sind alle protestantisch."

„Wird ihn das hindern?" sprach Herr Freimann in seiner lebhaften Art. „Wenn man liebt, so muß man heirathen. Man kann es gar nicht lassen."

„Und doch geht es oft nicht," entgegnete ich. Frau Sophie sah mich forschend an. Als ich nun hinzusetzte: „Wenn der Graf eine gemischte Ehe einginge, würde er sich mit seiner Mutter entzweien," rief sie aus: „Das thut er nicht."

Der Diener trat ein. Sobald die beiden Kinder ihn erblickten, ordneten sie mit seiner Hülfe ihr Spielzeug und verließen das Zimmer. Frau Sophie stand auf. Ich wollte Abschied nehmen.

„Was denn?" fragte Herr Freimann. „Sind Sie versagt? — Nun, dann bleiben Sie doch."

Gern nahm ich die Einladung an, und Frau Sophie ging mit den Worten: „Der Tisch ist bald gedeckt" hinaus. Der Diener folgte ihr. Herr Freimann setzte das Gespräch fort: „Aurelius gewinne ich immer lieber, obgleich wir politisch weiter auseinander kommen. Er rückt nach rechts, ich nach links. Ein paar mal schon stimmte er für ein Compromiß mit der Regierung, während ich auf dem Rechtsboden beharrte."

„Wenn mein Zeitungsgedächtniß mich nicht täuscht, so haben Sie am Schluß des Reichstags auch für das Compromiß gestimmt, welches die Regierung vorschlug."

„Das ist richtig. In dem Falle war es Pflicht. Und wissen Sie, wer es mir erleichtert hat? Der General von Moltke, der bei dieser

Verhandlung einmal sprach; der Gedanke, den er entwickelte, daß Deutschland den Frieden in Europa dictiren werde, wenn es ganz geeint und stark gerüstet sei."

Wir wurden von dem Diener unterbrochen, der eine Frau Majorin von Hillbach anmeldete. Herr Freimann machte ein Zeichen nach der Seitenthür und sagte, als der Diener hinaus gegangen war: „Eine unglückliche Wittwe. Ich muß Sie einen Augenblick allein lassen." Dann ging er in das Zimmer nebenan.

Ich betrachtete die Bücher auf der Commode. Obenauf lagen Gustav Freytags „Soll und Haben", Scheffels „Ekkehard", Thackerays „Pendennis". Dann blätterte ich in dem, was auf dem Tische lag: „Augsburgische Allgemeine", „Vossische", „Kladderadatsch", „Revue des deux mondes". Nebenan hörte ich Nichts, bis Herr Freimann die Dame hinaus geleitete. Hierauf kam er wieder zu mir, er sah traurig aus. „Eine arme Officierswittwe!"

„Ist er 1866 gefallen?" fragte ich.

„Wäre er es doch! dann würde besser für die Frau mit ihren sechs Kindern gesorgt. Kurz vor dem Kriege erkrankte und starb er. Ich bin Vormund."

Jetzt trat Frau Sophie ein, sie setzte sich nicht, offenbar sollte gleich die Mahlzeit angesagt werden. Statt dessen meldete der Diener den Studiosus Wemler an. Herr Freimann machte wieder das Zeichen nach der Seitenthür, schloß ein Fach seines Schreibtisches auf, nahm Papiere heraus und schritt in das Nebenzimmer.

„Nun werden wir noch warten müssen," sagte Frau Sophie, indem sie sich in den Schaukelstuhl bei ihrem Nähtisch am Fenster niederließ. „Sie wären wohl lieber in Cassel geblieben?"

„Ich war gern dort."

„Sie sind in der Gesellschaft recht vertraut gewesen, nicht wahr?" fuhr sie fort, indem sie ihren beobachtenden Blick auf mich richtete. Ich glaubte, daß mein leidendes Aussehen die gute Frau auf die Vermuthung einer unbefriedigten Herzensneigung bringe, und erwiderte, daß ich in Cassel eine angenehme Geselligkeit unbefangen genossen.

„Haben Sie eine solche in Magdeburg auch gefunden?" fragte sie mit demselben theilnehmenden Ausdruck.

Lachend antwortete ich: „Noch nicht. Aber da ich in Cassel mein Herz nicht verloren habe, in Magdeburg hat es keine Noth."

Bei dieser Unterhaltung hörten wir Herrn Freimann laut sprechen. Er redete sehr lebhaft; es litt keinen Zweifel, daß er böse war. Frau Sophie beunruhigte dies nicht. Sich auf und nieder wiegend bat sie mich, auf den Knopf an der Wand zu drücken, um den Diener zu rufen. Ich ging nach dem Platze, wo die Kinder gespielt hatten. Als der Diener kam, sagte sie: „Noch ein Couvert, Leister." Dann fragte ich, auf das Spielzeug weisend: „Das sind wohl Kinder von Hausgenossen?"

„Leisters. Als er schon zehn und seine jetzige Frau fünf Jahre bei uns war, wollten sie sich heirathen. Sie konnten es auch gar nicht lassen, wie mein Mann vorher sagte."

Dieser schalt immer heftiger. Sie fuhr fort: „Er spricht mit einem jungen Mann, welcher die hiesige Universität besucht und zu dem Wintersemester wiedergekommen ist, dem Sohn eines Freundes in Mailand. Also Magdeburg ist nicht reizend? Das habe ich immer gehört, jedoch nur von den Zugvögeln wie Sie. Die seßhaften Magdeburger preisen sich glücklich in ihrem Neste."

Jetzt öffnete sich die Seitenthür, Herr Freimann und sein Zorn wurde sichtbar, letzterer verlor sich aber schnell in der Gegenwart seiner Frau. Erschrocken und verlegen folgte ein elegant gekleideter Herr mit kleinem Schnurrbart und blauen Augen. Er eilte auf die Dame des Hauses zu und küßte ihre Hand. Sie empfing ihn mit einiger Kälte. „Soll nun das Studium beginnen?" fragte sie, das Wort Studium so betonend, daß er erröthete. Herr Freimann stellte ihn mir vor. Frau Sophie fuhr fort: „Nach dem letzten Briefe Ihrer Mutter erwartete ich Sie früher."

Herr Wemler wollte sich entschuldigen: „In Berlin kostet Alles viel Zeit, Wohnungen besehen —"

„Vor acht Tagen standen Sie auf dem Pferdebahnwagen nach Charlottenburg," unterbrach sie ihn. „Ihre heitere Gesellschaft war wohl Schuld, daß Sie mich nicht sahen."

Nunmehr gewann das Mitleid in Herrn Freimann die Oberhand, denn seine Frage: „Hast Du jetzt eine Wohnung?" klang freundlich.

„Zwischen zweien die Wahl," antwortete der Student erleichtert. „Ich will mich morgen entscheiden."

In dem sogenannten Berliner Zimmer, worin wir uns zu Tisch setzten, hingen auf der hellen Tapete mit goldenen Arabesken italienische Landschaften in Mahagonirahmen, Aquarelle, von Frau Sophie vor Jahren gemalt.

Die Unterhaltung ging weiter. Am meisten sprach Herr Freimann, Ernstes und Lustiges, Alles mit dem lebendigsten Ausdruck der Sprache und Bewegung. Von der Aufmerksamkeit, mit welcher seine Frau ihm zuhörte, waren ihre liebevollen Blicke oder ein kurzes Lachen oder ein Ausruf wie „Allerliebst!“ „Nicht möglich!“ und dergleichen beredte Zeichen. Es kam auch vor, daß sie eine Behauptung, und nach meiner Ansicht die zutreffende, aufstellte, der ihr Mann in seiner lebhaften Art widersprach. Dies kränkte sie keineswegs, anmuthig hob sie den schönen Kopf und bescheidete sich ihrem Eheherrn gegenüber schweigend.

Herr Wemler, der gescheut und gewandt war, kam bei seinem väterlichen Freunde bald wieder in bessere Gunst. Nicht so gelang es ihm mit Frau Sophie, die auch wohl einen Scherz an ihn richtete, aber fortgesetzt die Strenge durchblicken ließ, welche dem Leichtsinn heilsam sein mochte.

So saßen wir lange, bis ein neuer Besuch, wie es schien zu der besonderen Freude der Wirthe, angemeldet wurde, Herr Schulz und Frau. Wir begaben uns in die Wohnstube zurück. „Ein hiesiger Fabrikant,“ erklärte Herr Freimann auf dem Wege dahin. „Ein ganz junges Ehepaar,“ flüsterte Frau Sophie.

Nun trat eine zierliche Dame ein, eilte auf jene zu und umarmte sie. Ihr folgte ein Herr, der ebenfalls wie ein guter Bekannter herzlich bewillkommnet wurde. Er war ein hübscher Mann von etwa dreißig Jahren mit einem offenen, ehrlichen Gesicht; sie viel jünger, nicht hübsch, aber glückstrahlend und mit guten und sehr sprechenden Zügen.

Während Freimanns mit ihrer Freundin, die zuweilen fröhlich aufjauchzte, am runden Tisch in einem lustigen Gespräch bei einander saßen, unterhielt Herr Schulz mich. Er war Landwehrofficier und nannte seine jetzigen Vorgesetzten. Er sprach von Magdeburg als einer regen Geschäftsstadt, die er früher oft besucht habe. Jetzt mache er die Geschäftsreisen persönlich nur nach Rußland, wo ihm ein neues Feld eröffnet war. Hierin vertiefte er sich so, daß er die lachende Stimme seiner Frau nicht hörte, als sie „Conrad!“ und nach einer kleinen Pause scherzend „Lieber Rath!“ rief. Ich machte ihn aufmerksam und nun ging er dahin. Herr Freimann dagegen stand auf und kam zu mir.

„Ist es nicht eine reizende Frau?“ sagte er.

„Nach ihrem Dialect keine Berlinerin,“ meinte ich.

„Eine Frankfurterin. Schulz ist zweimal siegreich in Frankfurt eingezogen, das erste Mal als Officier 1866, das zweite Mal als Bräutigam in diesem Sommer. Der zweite Friedensschluß war nicht leicht; ihr Vater,

stolzer Reichsstädter, wollte nicht. An den Präliminarien arbeitete ich, als Sie und ich uns kennen lernten."

„Da hat Herr Schulz sich die vollste Garantie schnell verschafft."

„Glücklich, daß er es konnte."

Es war hohe Zeit für mich, Abschied zu nehmen, um den Abendzug nach Magdeburg nicht zu versäumen. Mit einem „Auf baldiges Wiedersehen" wurde ich entlassen.

Unterwegs vergegenwärtigte ich mir alle Eindrücke, welche ich von dem Ehepaar Freimann bekommen hatte. Wie binden doch gute Menschen mit weiten, warmen Herzen Andere an sich, und wenn sie geistig hoch stehen, wie Vielen geben sie Trost und Hülfe! Ist ihnen dazu irdisches Gut in Ueberfluß zu Theil geworden, welches Glück bereitet ihnen die Menschenfreundlichkeit! In wenigen Stunden, auf einer kleinen Schaubühne hatte ich die verschiedensten Lebensbilder an mir vorüberziehen sehen und war dadurch über mich selbst hinaus gehoben. Zum zweiten Male hatten die neuen Freunde mich von einer düsteren Stimmung befreit.

15.

Eines Abends hatten sich in der „Stadt Prag" an dem Tische des Oberstlieutenants von Krelow die Stammgäste recht zahlreich eingefunden. Dazu kam ausnahmsweise der schweigsame Major eines unserer Stäbe. Diesem rief der Oberstlieutenant entgegen: „Klotzen ist hier!"

Ich erfuhr, daß der Major von Klotzen aus seiner alten Garnison Magdeburg vor einem Jahre nach Hannover versetzt worden und soeben auf Urlaub eingetroffen war. Nicht lange, und derselbe erschien.

„Petz ist wieder da!" rief der Oberstlieutenant, und sie schüttelten sich die Hände.

„Ich mußte Magdeburg 'mal wieder riechen," sprach der Angekommene und lachte dazu.

Demnächst fragte der Oberstlieutenant: „Na, wie ist es denn eigentlich in Hannover?"

„Nicht übel! Wir haben es in Gang gebracht. Theater sehr gut, Restaurationen vorzüglich."

Thatsächlich war das Theater nicht mehr so ausgezeichnet, als zu hannoverscher Zeit, denn die berühmtesten Kräfte waren nach Berlin gezogen. Daß die damals eleganten Restaurants noch besser geworden, bezweifelte ich im Stillen. Der Major des Stabes sagte, sich an mich wendend: „Das müssen Sie ja bestätigen können," und der Oberstlieutenant

raunte dem Major von Klotzen in das Ohr, daß ich Hannoveraner sei. Nun rief Letzterer in lustigem Ton mir über den Tisch zu: „Aber mit Ihren schwarzen Eingeborenen kommen wir nicht zusammen."

Ich sah ihn fragend an.

„Wer ist das?" fragte der Artilleriemajor.

„Na!" rief der Oberstlieutenant. „Das weiß der nicht!"

„Die Wölfinnen in schwarzen Kleidern," erklärte der Major von Klotzen.

Jetzt sagte ich: „Wenn Sie die Damen meinen, Herr Major, welche um die verlorene Selbständigkeit Hannovers trauerten oder — ich weiß nicht — gar noch jetzt schwarz gekleidet gehen, so bemerke ich, daß Viele dieses Zeichen von Anhänglichkeit mit Pietät betrachten."

Die Meisten sahen mich erstaunt an, der Major von Klotzen machte eine unwillkürliche Bewegung in der Sophaecke, mein Oberstlieutenant blinzelte mich aus seinen kleinen Augen an, und der Major des Stabes nickte zustimmend. Nachdem Alle einen Augenblick geschwiegen hatten, sagte der Major von Klotzen: „Das thue ich auch."

Nun gab der Oberstlieutenant dem Gespräch eine Wendung, indem er nach den Garnisonseinrichtungen fragte, worauf Jener, der in seinem Fache vollkommen unterrichtet zu sein schien, ausführlichen und, so weit ich es beurtheilen konnte, ganz richtigen Bescheid gab. Nur daß er Manches, was lange vor 1866 bestand, so schilderte, als habe die preußische Regierung es geschaffen. Mag sein, daß er dies glaubte; denn dasselbe that er bei dem, was er weiter von seiner jetzigen Garnison rühmte. Nach seiner Darstellung hatten erst die Preußen aus Hannover den Ort gemacht, der von vielen Officieren und Beamten, besonders den bemittelten, gesucht wurde. Nach dieser Stadt versetzt zu werden, galt für ein glückliches Loos, und viele Familien, welche ihren Aufenthalt wählen konnten, zogen nach Hannover, wo in Folge aller durch die Annexion bedingten Veränderungen die Einwohnerzahl schnell wuchs. Nach dem Plan, welcher schon vor 1866 feststand, entwickelte sich eine rege Bauthätigkeit. Was hiermit zusammenhing, leitete die Verwaltung der Stadt, deren Organisation unverändert geblieben war, und worin großentheils noch dieselben Männer arbeiteten. Die anziehenden Umgebungen hatte einerseits die Natur, andererseits der hannoversche Hof geschaffen. Ich war deshalb wohl im Recht, mich über die Auffassung des Herrn zu ärgern, hielt aber an mich, bis er es gar zu arg machte, wo ich dann einige Erklärungen, ich glaube lebhafter als ich wünschte, im entgegengesetzten Sinne gab. Diese zweite

Zurechtweisung wollte er nicht dulden. Er schien heftigen Temperaments zu sein, denn was er sagte: „Sie beklagen die Annexion wohl gar?" paßte nicht hierher.

Dies machte mich ruhig. Ich antwortete kalt: „Es hätte auch anders kommen können. Das Königreich Sachsen zeigt es," worauf der Oberstlieutenant sagte: „Seine Majestät weiß es am besten. Hätte ich es zu machen gehabt, ich hätte Sachsen auch annectirt." Der Major von Klotzen dagegen brauste auf: „Sie sind jetzt Preuße, und da müssen Sie sich freuen, daß wir gern in Hannover sind."

„Darüber freue ich mich, Herr Major. Wir Hannoveraner haben die Opfer gern gebracht für Deutschland."

„Ach Deutschland," rief er, durch mein theilweises Zugeständniß etwas besänftigt. „Preußen!"

„Wäre es nicht für Deutschland," erwiderte ich, ebenfalls in sanfterem Ton, „die Hannoveraner, welche ihrem alten Königshause anhingen und dennoch freudig unter Preußens Fahnen traten, hätten den Verlust nicht so leicht überwunden."

Der schweigsame Major nickte abermals, der Oberstlieutenant aber rief mir zu: „Das ist Recht, das ist Royalismus und gefällt mir besser, als wenn Sie Ihren früheren König ganz vergessen hätten." Und er ließ sich mit der Erklärung: „Heute sitzen wir doch länger," eine zweite Flasche Wein bringen. Der Major von Klotzen that dasselbe. Jetzt kam die Reihe des Erzählens an die Magdeburger; unter vielem Lachen ging die Unterhaltung weiter, und die kleinen Störungen schienen vergessen zu sein. Wie gewöhnlich bei längerem Zusammensein wurden dann taktische Fragen erörtert. Durch die Verbesserung der Feuerwaffen waren Aenderungen in den Gefechtsformen bedingt, über welche die Ansichten noch auseinander gingen. Diese Verhandlung brachte auch den schweigsamen, scharf denkenden Major zum Sprechen, so daß der Abend besser enden zu wollen schien, als er begonnen hatte. Da brach die Abneigung, welche der, jetzt von dem Gespräch und dem Wein erregte, Oberstlieutenant gegen die Artillerie empfand und an dem Artilleriemajor auszulassen pflegte, in etwas grotesker Weise aus. Zuerst stellte er die ganz überflüssige, weil von Niemandem bestrittene Behauptung auf, daß die Preußen ihre Erfolge im letzten Kriege mehr der Infanterie, als der Artillerie verdankten; er ging noch weiter und sprach letzterer auch für die Zukunft einen erheblichen Einfluß auf die Taktik ab. Der Artilleriemajor antwortete kurz und witzig. Es gelang ihm, den Oberstlieutenant zu seiner, an diesem Tische

schon oft gehörten Klage zu reizen, daß die Artilleristen immer mehr Raum auf dem Anger prätendirten und die Infanterie zum Schaden der Armee beschränkten. Als Jener hierauf erwiderte: „Die gezogenen Kanonen schießen nun einmal so weit,“ stellte der Oberstlieutenant das komische Verlangen, daß wir abstimmen möchten, wer für, wer gegen die gezogenen Kanonen sei und fragte mich als Jüngsten zuerst. Ich gab meine Stimme für die gezogenen Kanonen ab. Da rief plötzlich der Major von Klotzen: „Die haben Sie in Hannover ja auch von uns bekommen. Sehen Sie! Alles Gute haben Sie von uns und, was haben wir von den Fremden bekommen? Jar Nischt!“

Ganz ruhig entgegnete ich: „Unter Anderen den General von Scharnhorst und den General von Goeben“ und stand auf, um wegzugehen.

„Nehmen Sie mich mit,“ sagte der schweigsame Major und erhob sich, indem er den Major von Klotzen anredete: „Viele unserer ausgezeichnetsten Männer sind keine geborene Preußen, Hardenberg Hannoveraner, Stein, Blücher, Gneisenau, Moltke.“

Wir Beiden sagten gute Nacht und gingen hinaus.

Mitternacht war nahe, die Straße leer. Der Major schwieg und deshalb auch ich, bis an die Ecke, wo unsere Wege sich trennten. Da blieb er stehen, reichte mir die Hand und sagte: „Der nächste Krieg wird Sie vollkommen mit uns verschmelzen; dann wird das Ziel, dem Sie die Opfer brachten, hoffentlich erreicht. Schlafen Sie recht wohl!“

Zufrieden kam ich nach Hause. Dieser kluge und ehrenfeste Mann hatte sich meiner angenommen, auch der Oberstlieutenant in seiner Weise mir beigestanden und der Major von Klotzen, der übrigens recht gut sein mochte, seine Zurechtweisung erhalten.

Am anderen Mittage versammelten sich die Officiere zur Garnisonparole auf dem Domplatz. Als der General, bei welchem der schweigsame Major commandirt war, den Platz betrat und an dem Officiercorps entlang ging, redete er mich an und sprach freundlich einige gleichgültige Worte mit mir. Dies war ungewöhnlich und konnte immerhin für eine Auszeichnung gelten, die ich nicht anders zu erklären vermochte, als daß sein Major ihm vom gestrigen Abend erzählt und meine Rolle dabei ihn interessirt hatte. Der Major von Klotzen stattete seine Meldungen ab und kam, als der Dienst beendet war, zu mir. Er gab mir die Hand und fragte: „Gut geschlafen?“

„Vortrefflich.“

„Ich nicht. Man schwatzt an solchem Abend zu viel.“

„Ich nicht," erwiderte ich. Er aber sagte so freundlich, als die Kopfschmerzen, welche man ihm ansah, gestatteten: „Wir kommen wohl noch öfter zusammen."

Dies war nicht bald zu erwarten, denn meine Abreise zu den Hochzeiten stand bevor.

Ich verließ den Domplatz mit Birlach, der mir erzählte, daß ein Hauptmann seines Regiments, welcher in der Garnison beliebt und nahe zum Major heran war, um seinen Abschied gebeten habe, weil man ihm eröffnet hatte, daß er nicht befördert werde. Wir sahen ein, daß der Dienst dies nöthig machte, der Hauptmann eignete sich nicht zum Stabsofficier. Er war ein Ehrenmann und sehr zu beklagen, denn er hatte eine Frau mit einer Schaar unversorgter Kinder, und das kleine Capital, was er und seine Braut vor Jahren, als er ein junger Lieutenant war, zusammenbrachten, trotz größter Sparsamkeit verbraucht. Seine Kenntnisse und Begabung waren gering; auf welche Anstellung, die er haben mußte, um seine Familie zu ernähren, konnte er rechnen?

Diesen traurigen Fall besprechend, gingen wir den Breiten Weg hinunter und waren vor dem Laden eines Modewaarenhändlers angekommen, als aus der Thür desselben eine junge Dame trat, welche in der Hand und unter dem Arm Packete trug, von denen eines zu unseren Füßen fiel. Wir bückten uns, es aufzunehmen; Birlach ergriff es und reichte es ihr. Dabei sahen die Beiden sich an, sie dankte, erröthete und ging fort. Wir schritten weiter. „Ei, war das ein schönes Mädchen! Kennen Sie sie?" sagte Birlach.

„Ich weiß nicht, wer sie ist."

„Ein liebliches Gesicht, und wie natürlich sie dankte!"

„Das haben Sie von Magdeburg wohl nicht erwartet?"

„In der That nicht." Er hatte sich noch mehrere Male nach ihr umgesehen, und von dem unglücklichen Hauptmann war nicht mehr die Rede.

Ich mußte aber an Frose denken, dem es ebenso ergehen konnte. Als ich ihn am folgenden Tage allein traf, machte ich ihn auf die Gefahr, „an der Majorsecke zu scheitern," aufmerksam, welcher er ausgesetzt sei, wenn seine Gedanken so wenig wie in der letzten Zeit bei dem Dienste seien. Er besaß mehr Fähigkeiten als die Meisten von uns, aber die Einzelheiten des Dienstes langweilten ihn, und in dichterischer Zerstreutheit erfüllte er nicht immer die Forderungen seiner Stelle. Er dankte für meine kameradschaftliche Offenheit, gab mir in der Sache Recht, befürchtete indeß, daß es ihm, selbst mit meiner Hülfe, nicht gelingen werde, sich die erforderliche

Dressur anzueignen. Und hierin hat er leider Recht gehabt. Ich erlebte noch in Magdeburg auch bei ihm jene Katastrophe. Dieser Fall war jedoch nicht so betrübend, denn Frose war ein alleinstehender Mann, ohne Existenzsorgen und mit Geistesgaben, deren Ausbildung er nunmehr ungestörter versuchen konnte.

Nicht früher als zwei Tage vor Christians Hochzeit trat ich die Reise an, zu welcher ich mich hätte freuen sollen, weil sie mich zu meinen Eltern führte, zu dem theueren, verehrungswürdigen Vater, der inzwischen krank gewesen, zu meiner sorgenden Mutter, deren beständiger Gedanke ich war. Sie erwarteten mich sehnsüchtig, und dennoch fürchtete ich mich vor den nächsten zwei Tagen und wurde unterwegs um so beklommener, je näher ich dem Gute kam. Wie würde ich Adele finden? War sie ausgesöhnt mit ihrem Entschluß, Guidos Frau zu werden? Wie bald mochte ihre Hochzeit sein! Vielleicht war Guido angekommen, vielleicht sollte bei der bevorstehenden Familienfeier die Verlobung ausgesprochen werden, ich mußte Zeuge seines Glückes sein, selbst Glück wünschen. — Gegen Fräulein Hatfried konnte ich nicht mehr so unbefangen sein, und wie sollte ich meiner Mutter Ermahnungen, mich zu verheirathen, mündlich abweisen? Es war nur gut, daß keine ruhige Stunde zu erwarten, Jeder von dem Feste in Anspruch genommen war.

Erst am späten Morgen des Tages vor der Hochzeit kam ich bei meinen Eltern an. Ich bildete mir ein, daß meine Mutter mich noch inniger umarme, als die lange Trennung es erklärte; daß Mathilde Hatfried mir schüchtern begegne. Sie hatte die Trauer abgelegt, das farbige Kleid paßte besser zu ihrem natürlichen Frohsinn, sie sah sehr gut aus. Das machte mich noch unsicherer, und ich mußte, um mich zu sammeln, in die klaren Augen meines vollkommen genesenen Vaters blicken, die verständnißvoll und zuversichtlich auf mir ruhten. Der Bruder des Barons war mit Friedrich gekommen, Guido nicht, und mein Vater vermied, von Letzterem zu sprechen. Das beruhigte mich etwas.

Wir blieben nicht lange allein, denn Christian und Friedrich kamen. „Ich wollte Dich sehen," sagte dieser, nachdem er die Meinigen begrüßt hatte, „und Christian wurde die Zeit lang. Er hat keine anderen Gedanken, als an Bertha."

„O doch!" widersprach der Bruder und legte seinen Arm um mich, gerade so wie Wichard, an den er mich immer erinnerte, bei lebhaftem Empfinden zu thun pflegte.

Am Abend sollten sich alle Hochzeitsgäste auf Eichborns Gute versammeln, nach Mittag fuhren wir dahin. Fräulein Hatfried und ich theilten den Rücksitz unseres Wagens. Wenn sie hinaus oder vor sich nieder sah und Vater mit mir im Gespräch war, ruhten meiner Mutter liebevolle Augen oft verstohlen auf ihr und mir. Bei unserer Ankunft waren die meisten Gäste schon da, auch Barons und der alte Capitän mit Frau Charlotte. Als ich meinen Eltern und Fräulein Hatfried in den reichgeschmückten, glänzend erleuchteten Empfangssaal folgte, entdeckte ich in der zahlreichen Gesellschaft Adele sogleich. Die Begrüßung der Freunde und zunächst stehenden Bekannten, die Vorstellung bei den vornehmsten Fremden folgte, und ich kam nicht dazu, mich ihr zu nähern; denn als ich die mir entgegengestreckte Hand des Capitäns gedrückt hatte, nahm der Bruder des Barons, jetzt pensionirter Feldmarschall-Lieutenant, mich in Beschlag. Er hatte 1866 noch gedient, aber auf einem entlegenen Posten, so daß er zur Theilnahme an dem Kriege nicht gelangt war. Deshalb und weil ich nicht gegen Oesterreich gefochten, vielmehr bei dessen Verbündeten gestanden hatte, mochte er mit mir ein Gespräch über den letzten Krieg beginnen, welches mich länger, als ich wünschte, festhielt. Zwei Lieutenants von Christians Regiment, die zu der Hochzeit gekommen waren, harrten in unserer Nähe der Gelegenheit, sich mit mir bekannt zu machen; aber der alte Soldat ließ mich nicht los.

Da trat Adele heran, reichte mir ihre Hand und sagte: „Ich muß zu Ihnen kommen, Ernst, damit wir uns begrüßen!“ Das Blut stieg mir in den Kopf, und sie erröthete auch.

„Schau, Mädel,“ sagte lachend ihr Onkel, „ich hab' die Schuld.“

Jetzt näherten sich die beiden Lieutenants, nannten ihre Namen, und mein Gespräch mit dem Feldmarschall-Lieutenant, aber auch mit Adele hatte ein Ende; denn als ich ihr nachgehen wollte, befand sie sich schon mitten unter Berthas Freundinnen.

Ich suchte den Capitän auf. Ich hätte so gern ein andeutendes Wort über Guidos und Adelens Verhältniß gehört, und von Niemandem als von ihm konnte ich es erwarten. Ich fand ihn bald; er schien aber nach einer Unterredung mit mir nicht zu verlangen, blieb vielmehr bei den alten Herren stehen, mit denen er sprach, und benutzte, da ich mich beharrlich zu ihnen gesellte, eine Pause zu nichts Anderem, als einer Frage nach meinem Pferde Jonny.

Nun begannen allerlei Polterabend-Spiele, die in ernster und lustiger Weise den Bund priesen, welcher morgen geschlossen werden sollte. Jeder

nahm an dem Glück des Brautpaars und der beiden lange befreundeten Familien Theil, die sich verwandschaftlich noch inniger vereinigten. Man hörte fröhliches Gelächter und sah die Freude auf allen Gesichtern. Auch auf Adelens. Daß sie sich verändert hatte, erkannte ich, je mehr ich sie sah, um so sicherer. Nichts Gezwungenes lag in der Art, wie sie sich gab. Ihre edelen Züge waren wärmer, ihre Bewegungen leichter. Mehrere Male redete sie mich an, zutraulicher, mit harmlosen Worten; und einmal, als wir allein standen, sagte sie: „Alle sind vergnügt, und doch empfinden die Eltern und wir, Ernst, wie Vieles wir verloren haben!" Ich nahm mich zusammen und sah sie mitfühlend an. Unsere Augen begegneten sich. In den ihrigen war nichts mehr von Unruhe. Wehmüthig, herzlich blickten sie in die meinigen. Dann schlug sie sie nieder, doch nur, um sie gleich wieder zu erheben und mich zu fragen: „Haben Sie schon Alfreds Hochzeitsgeschenk gesehen?" So natürlich diese Frage war, es durchzuckte mich, als sie Alfreds Namen nannte. Ich sagte — ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck — „Nein" und sie ging voran in ein anderes Zimmer, wo die Fülle der Geschenke von Vielen betrachtet wurde. Da standen zwei schöne Vasen, ähnlich wie der Capitän und Frau Charlotte sie zu ihrer Hochzeit bekommen hatten, auf der einen das Schloß, von meiner Eltern Haus, auf der anderen Letzteres vom Schloß aus gesehen. Welche Erinnerungen wurden hierdurch in mir wach gerufen. Und nicht minder in Adele. „Der Capitän hat sie nach Alfreds Angaben besorgt," sagte sie und sah mich fragend an.

„Nach denen, welche er besitzt," setzte ich zagend hinzu.

„Damals waren wir Alle beisammen bis auf Friedrich. Hat der sich nicht auch sehr geändert?" sprach sie kaum vernehmbar.

Ein Arm legte sich in den meinigen, meine Mutter stand neben mir und zog mich zärtlich an sich. Auf ihrem, wie auf meines Vaters Gesicht lag trotz der freudigen Theilnahme an diesem Feste der Schatten der traurigen Erinnerung. Und so war es auch bei dem Baron und der Baronin, welche inmitten des jetzigen Glückes Wichards und Clotildens gedachten.

Als die Gesellschaft, von welcher die Meisten in dem großen Herrenhause übernachteten, sich getrennt und ich das mir angewiesene Zimmer erreicht hatte, gab ich mich ganz den Gedanken an Adele hin. Sie war eine Andere geworden, zur Klarheit gelangt. Welches war die Ursache dieses glücklicheren Zustandes? Hatte die Ungewißheit aufgehört und schlug ihr Herz ruhiger, weil sie Guido angehörte? Oder bestand die Absicht dieser

Verbindung nicht mehr? War Adele wieder frei? Das zu glauben, erfüllte mich mit thörichtem Jubel; aber ach! gleich mit neuem Gram. Denn nun wendete sie ihre Gefühle vielleicht wieder Alfred zu und hoffte auf seine Rückkehr, um noch einmal und nur bitterer den Schmerz seines Verschmähens zu erfahren. —

Am anderen Morgen zu früher Stunde wurde leise an meine Thür geklopft, und als ich öffnete, trat Friedrich ein. „Ich dachte wohl, daß Du auch nicht mehr schliefest," so fing er an. „Was hat Christian für eine Unruhe! Noch eine Stunde hat er geschwatzt, ehe er mich schlafen ließ, und heute sprach er mich aus dem Bette heraus, ehe es hell war. Nun ist er hinaus gelaufen. Er sagte, er müsse ins Freie. Nein, wie der verliebt ist!"

„Glücklich, daß er am Ziel ist!"

„Ja, das sage ich auch, Ernst. Es mag wahrhaftig schön sein!"

„Ich danke Dir nochmals, daß Du Dich für meinen Vetter Jobst interessirt hast. Weißt Du Näheres von ihm?"

„Nichts."

„Er ist in Neubeitzau geblieben. Ich glaubte, Guido würde von ihm gesprochen haben."

„Ich habe Guido nicht wiedergesehen," sagte er — ich täuschte mich nicht — etwas verlegen. „In Neubeitzau ist Dein Vetter an seinem Platz. Er ist ein Mann für unsere Böhmen, hart, aber nicht bös."

Weiter sprachen wir von Jobst und auch von Guido nicht. Friedrich erzählte von seiner Beschäftigung in Wien, von welcher er das Unerfreuliche um des Lehrreichen willen ertrage und in der er eine längere Erholung verdient habe. Er hatte Urlaub bis nach Neujahr, fühlte sich sehr glücklich in seiner Heimath und wollte die ganze Zeit bei seinen Eltern bleiben, nur auf der Rückreise Christian in der neuen Häuslichkeit besuchen.

Als einige Stunden später die feierliche Handlung in der Dorfkirche stattgefunden hatte, versammelte der große Saal des Herrenhauses die Gesellschaft zum Hochzeitsmahle. Mir war Fräulein Hatfried zugetheilt, auf deren anderer Seite Friedrich saß, und mir gegenüber hatte Adele zwischen den beiden Lieutenants von Christians Regiment ihren Platz. Wie war sie schön! Die größere Ruhe in den Zügen, das frischere Roth der Wangen, ein freundliches Lächeln, wenn ihre Nachbaren etwas Artiges sagten, und dabei der edele Stolz, das Selbstgefühl in ihrer Erscheinung, machten sie ungemein reizend. Zuweilen blickte sie mich aufmerksam an,

und einigemal wandten sich ihre Augen von mir nach Fräulein Hatfried, welche Friedrich mit seinem munteren Gespräch festzuhalten verstand.

Als die Tafel aufgehoben war, lud die Musik die junge Welt zum Tanz in den Nebensaal. Adele eröffnete den Reigen mit dem Herrn, welcher sie zu Tisch geführt hatte. Meine Dame nahm Friedrich in genialer Verwechselung für sich. Lachend erzählte ich dies meiner Mutter. Sie sah mich besorgt an, dann ergriff sie meine Hand und sagte, fast ängstlich: „Du kommst doch Weihnachten, geliebter Sohn?"

Sie hatte recht geahnt, die Kürze dieses Besuchs als ein Zeichen genommen, daß ich das Fest lieber gemieden hätte; aber in diesem Augenblicke dachte ich anders. „Das ist meine Absicht," antwortete ich, „und dann laß uns recht glücklich zusammen sein, liebe, liebe Mutter!"

„Ach gewiß, Ernst! Wir sind es ja, wenn Du es bist."

Da ich sie nun durch allerlei Scherze zu erheitern suchte, beachtete ich die Tanzpause nicht, in der ich Fräulein Hatfried um den nächsten Tanz bitten wollte. Als ich zu ihr gelangte, war sie schon engagirt. Da sah ich den alten Capitän in einer Fensternische, wo er mir nicht entwischen konnte, allein stehen. Ich wollte von ihm erfahren, was er von Adele und Guido wußte, stellte mich vor ihn, sah ihn lustig an und that die Frage, welche ihn an unser letztes Gespräch über diesen Gegenstand erinnern mußte: „Ist die Straße durch den Dalwald fertig?"

„Beinah. Wenn Sie länger hier sind, will ich Sie dahin fahren. Ich höre, Sie sind nicht so gern in Magdeburg, wie in Cassel. Ich kenne beide Städte nicht, bin aber der Meinung, daß es in manchem Betracht nützlich ist, oft den Wohnort zu wechseln." Und nun entwickelte er seine Gründe hiefür in fließender Rede, welche erst unterbrochen wurde, als er Adele, die ich nicht kommen sah, in unserer Nähe erblickte. „Sind Sie etwa mit Adele engagirt? Sie scheint zu warten."

Ich wandte mich zu ihr. „Tanzen Sie nicht?" fragte ich, und schon hatte ich sie im Arm und tanzte mit ihr dahin. Wie war ich glücklich in diesem Augenblick, und wie munter sprachen wir mit einander, so lange der Tanz währte!

Jetzt wurde es mir schwer, Abschied zu nehmen. Das Fest war noch weit von seinem Ende, als ich nach der nahen Eisenbahn fuhr, um den Abendzug nach Hamburg zu benutzen. Am anderen Morgen war ich in Cassel.

Ich weiß nicht, ob es meine allerletzten Erlebnisse waren, welche mir — ohne rechten Grund — wie ein neuer Abschnitt meines Lebens erschienen;

oder ob die Qualen des letzten Vierteljahrs in meiner Empfindung eine größere Zeitausdehnung einnahmen, es kam mir vor, als sei ich lange von Cassel fort und werde Vieles verändert finden. Dem war nicht so. Auch das frühere Wohlwollen erwies man mir zu meiner großen Freude.

Norgarts empfingen mich mit derselben Herzlichkeit. Bei ihnen fiel mir ein, was Frau Sophie Freimann vom Grafen Eschingen gesagt hatte. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" sah auch Fräulein Olly aus. Daß ihr Bruder gekommen war, verstand sich von selbst. Er war unzufrieden, weil Ellerbachs ihm die Tochter noch nicht geben wollten, und vermuthete, daß sie seine Absicht, den Dienst zu verlassen, ernstlich übel genommen hatten und ihn noch länger auf die Probe stellen wollten.

Die Hochzeit war prächtig, feierlich und auch sehr fröhlich, die Zahl der Gäste groß. Nur einige der strengen Particularisten fehlten.

Die Braut war die stolze, etwas kalte Schönheit, als welche sie mir immer erschien, und Zweifel stiegen in mir auf, ob der gewandte Cavalier, der sie heimführte, in der Ehe ihr Herr sein werde. Jetzt war Ellerbach so glücklich, wie Menschen es sein können.

16.

Es war ein dunkeler Herbsttag, an dem ich nach Magdeburg zurückkehrte. Die gefärbten Blätter sanken von den Bäumen, im Nebel lag die Landschaft. Und nach der unfreundlichen Fahrt begrüßte mich in der reizlosen Stadt kein liebes Gesicht; kein ermunterndes Willkommen wartete meiner in der einsamen Wohnung. Dennoch war ich zufrieden, beinah glücklich. So fest hafteten die lieblichen Eindrücke, so hell leuchtete Adelens unerwartete Heiterkeit in mir. Vergeblich rief meine Vernunft: Was hast du davon? Sie war freundlich gegen dich, wie gegen die Anderen. Ueber das Nachdenken siegte die Neigung, in der schönen Erinnerung, in einer thörichten Hoffnung zu schwelgen. Die Wirklichkeit, die mich umgab, erschien mir jetzt in besserem Licht, und war nicht Alles rosig, so vertröstete ich mich, daß ich in einige Wochen Adele wieder sehen würde.

Gegen Birlach war ich duldsamer. Je mehr er seine neuen Dienstgeschäfte übersah, je weniger er seine Gedanken darauf zu concentriren brauchte, um so unleidlicher wurde er in dem vertraulichen Umgang mit mir. Er suchte förmlich nach einem Gegenstande, auf den er schelten konnte. Heute war es ein Vorgesetzter. „Er sieht mit seinem runden Kopf und gestutzten Schnurrbart wie ein musterhafter Feldwebel aus. Anzug tadellos, Körperhaltung stramm, Bildung wenig."

„Er gilt für einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann.“

„Er wird wohl nicht gröber sein, als gestattet ist, und für seine Untergebenen sorgen, wie es die Instruction verlangt, Alles nach dem Buchstaben.“

„Es ist sehr viel, wenn Jemand in seinem Berufe keinen Fehler macht und seine Pflicht unausgesetzt erfüllt,“ erwiderte ich.

Ein günstiger Umstand war das schlechte Wetter und die winterliche Jahreszeit, in welcher Birlach nicht hinaus verlangte, so daß er jetzt wenigstens nicht auch die Casseler Gegend entbehrte. Dennoch wuchs seine Melancholie, welcher ich, ob scherzhaft oder ernst, ohne Erfolg entgegentrat. Er kostete mich einen großen Theil meiner freien Stunden. Seine Lustigkeit und Gesprächigkeit waren dahin, sogar sein Klagen nahm ab, er hatte Heimweh. An jedem Sonntag ging er zu einem Gottesdienst, „Die Kirchen sind leer. Materielles Volk, die Magdeburger! Ich halt' es nicht aus. Ich nehme meinen Abschied.“ Dies schien fest zu stehen. Indeß war es viel leichter, aus dem Militärdienst zu scheiden, als einen anderen nützlichen Platz zu bekommen. Er überlegte, was er thun könne, und wollte während des Weihnachtsurlaubes mit seinem Vater sprechen. Die Zeit bis dahin konnte ich zu dem Versuche benutzen, die Freude, welche er trotz seiner Sonderbarkeiten am Soldatenstande hatte, zu beleben.

Ihn zu erheitern wurde mir schwerer, als Nachrichten von Haus meine beglückenden Phantasien zerstörten und mich des helfenden Humors beraubten. Einige Briefe meiner Mutter hatten unbestimmte Besorgnisse enthalten, um deren Erklärung ich bat. Dann folgten Andeutungen, daß meine Eltern mit Fräulein Hatfried eine Reise antreten möchten und nicht wüßten, wohin sie sich im Winter wenden sollten. Auf weiteres Drängen erfuhr ich, daß Friedrich sich um Mathilde auffallend bemühe. Sie weiche ihm aus, er wisse sie doch zu finden, und trotzdem sie niemals mehr als höflich gegen ihn sei, wachse seine Leidenschaft. „Deshalb müssen wir sie entfernen,“ schrieb meine Mutter. „Wir vertreten Elternstelle an dem lieben, verwaisten Kinde, welches, wie einst Clotilde, uns durch Nichts als die unlenkbare Wahl des Herzens Sorge macht. Wie glücklich könnten wir sein, wenn Clotilde Alfred geliebt hätte!“

Nachdem diese Begebenheit die Vorfreude auf Weihnachten getrübt hatte, schwand die Aussicht, Adele bald zu sehen, durch folgenden Brief dahin: „Barons sind nach Schwerin gefahren, um dort mit den Verwandten den ganzen Winter zu verleben, der glänzend werden wird, weil es der erste nach der Wiederverheirathung des Großherzogs ist. Sie haben sich rasch entschlossen. Friedrich war liebenswürdig und sehr traurig, als er

uns Adieu sagte. Mathilde benahm sich vortrefflich, sie läßt Keinen in ihr Herz sehen. Wäre es möglich, so hätte ich sie jetzt noch lieber. Ich glaube, daß Barons Friedrichs wegen das Gut so schnell verlassen haben; nach Schwerin wären sie aber doch wohl gegangen, weil das Verhältniß mit Guido ganz abgebrochen zu sein scheint und der Winter dann für Adele hier wirklich sehr einsam wäre. Ob ihr die Feste am großherzoglichen Hofe besser gefallen? — Ich freue mich nun innig auf Weihnachten, geliebter Sohn, und zähle die Tage bis dahin."

Wie meine Seele vorher gejubelt hatte, so gerieth sie jetzt außer sich. Beides ohne triftigen Grund. Daß Barons den vierundzwanzigjährigen, genialen Friedrich in einer, vielleicht vorübergehenden, Herzensneigung nicht dahin stürmen lassen wollten, daß der Tochter Zukunft ihnen am Herzen lag, war das nicht Recht? Und mußte ich es ihnen nicht danken, daß sie wegreisten, was sonst meine Eltern gethan hätten? Wurde an eine Verbindung mit Guido nicht mehr gedacht, so war ja eingetroffen, was ich wünschte. Wahrscheinlich war unter den mecklenburgischen Herren manch' anderer Freier, aber auf Adelens Entscheidung kam es an. Und besser, das Leben in Schwerin zerstreute sie, als daß sie in der Stille des Landes ihre Gedanken wieder auf Alfred richtete. Dies Alles hätte ich mir gleich sagen, meiner Eltern Liebe mir vergegenwärtigen sollen, statt in eine Qual der Zweifel und blinden Eifersucht zu gerathen, die immer größer wurde, bis sie mich selbst erschreckte und beschämte.

Virlach beruhigte sich in der Vorstellung, daß sein Aufenthalt in Magdeburg nicht lange dauern werde, und da er sich keinen Vorwurf machen lassen, vielmehr als ehemals kurhessischer Officier im besten Lichte erscheinen wollte, so fuhr er fort, seine Dienstpflichten mit der pünktlichsten Genauigkeit zu erfüllen. Seine Antrittsvisiten dehnte er nicht weiter aus, als die Schicklichkeit durchaus verlangte, und nicht einmal so weit. Denn er sollte einem Jugendbekannten seines Vaters, dem in Magdeburg sehr angesehenen Commerzienrath Parke, Grüße bringen und hatte dies von einer Woche zur anderen verschoben. Erst jetzt sprach er davon. Nun scheute er sich, das zu lange Versäumte auszuführen. Mein Schelten und Erinnern half nicht mehr, als daß er versprach, den Besuch zu machen, ehe er nach Cassel fahre.

Des Abends kam er gewöhnlich zu mir, und in den freien Mittagsstunden wanderte er gern durch die Straßen. Er hatte noch keine Stadt größer und lebhafter als Cassel genau kennen gelernt. Ich schlug ihm vor, daß wir einmal nach Berlin führen; dies lehnte er ab. Nur was

am Wege lag, interessirte ihn in seinem verdrießlichen Zustande, und dabei hatte er immer zu tadeln. Das geschäftliche Treiben, welches sich in den Straßen drängte, betrachtete er gern und schalt in demselben Augenblick den Kaufmannsstand philisterhaft. Und so mit Allem und am unrechten Ort. Von der Wahl eines künftigen Berufs war er noch weit entfernt.

„Wenn Sie als Civilist eine befriedigende Stellung erreichen wollen, so müssen Sie mit der größten Energie arbeiten," sagte ich einmal.

„Dazu bin ich zu alt," erwiderte er. Seine Kenntnisse gingen in keinem anderen Fache als dem militärischen über das Maß eines gebildeten Mannes hinaus.

„Dann werden Sie von Ihrer kleinen Pension und dem Gelde Ihres Vaters eine nutzlose Existenz führen."

„Das nicht," meinte er. „In Cassel findet sich wohl etwas."

Nun begegneten wir eines Mittags auf dem Breiten Weg einem älteren Herrn in Begleitung eines Regimentskameraden Birlachs. Als wir einige Schritte vorbei waren, rief Letzterer Birlachs Namen; wir blieben stehen, und die Beiden kamen zu uns. Der Herr in Civil, ein Mann mit grauem Haar, lebhaften Augen und durcharbeitetem Gesicht, redete Birlach an: „Aus Cassel, wie ich höre. Ich bin der Commerzienrath Parke."

„Ach!" sagte Birlach verlegen und mehr höflich, als erfreut. „Mein Vater hat mir Grüße an Sie aufgetragen. Ich bin noch nicht —"

„Ihr Besuch wird mir angenehm sein. Ich hörte gern bald recht viel von Ihrem Herrn Vater. Leider bin ich verhindert, Sie zu begleiten." Und seinen Hut lüftend, ging er mit dem Anderen weiter.

„Sie müssen gleich morgen hingehen," verlangte ich jetzt.

„Nun ja, ich werde es thun," versprach er mürrisch.

Am folgenden Abend hörte ich in meiner Stube, daß Jemand die Treppe hinauf stürzte. Das ist Birlach nicht, dachte ich; denn er hatte in Magdeburg einen müden Gang angenommen. Auch das Anklopfen war stürmischer. Und dennoch war er es, der eintrat. Ich mußte erst das Licht meiner Lampe auf ihn richten, um mich hiervon zu überzeugen. Auch sein Gesicht war anders. Es war kein Zweifel, daß irgend eine erfreuliche Begebenheit ihn umgestimmt hatte.

„Nun?" rief ich überrascht aus.

Jetzt besann er sich; denn während er sich dem Sopha zuwandte, hatte er einen grämlichen Ausdruck angenommen und mit den Worten: „Scheußliches Wetter, dichter Nebel," setzte er sich.

„Was die Engländer fog nennen, Todtschießwetter,“ warf ich hin und blickte ihn mitleidig an.

„Beziehen Sie das auf mich?“ sprach er verwundert. „Sehe ich schlecht aus?“

„Sie sehen immer leidlich gut aus, Birlach; dennoch bezog ich es auf Sie, auf Ihre verzweifelte Lage. Als verabschiedeter Officier nicht zu wissen, was man thun soll, ist zum Todtschießen.“

„So weit bin ich noch nicht,“ murrte er, und eine Pause entstand. Ich legte die Bücher zusammen, mit denen ich mich beschäftigt hatte.

„Ich habe heute einen angenehmen Eindruck gehabt,“ fing er wieder an. „Ich war bei Parkes.“

„Das freut mich. So nehmen Sie doch einen angenehmen Eindruck mit, wenn Sie Magdeburg für immer verlassen.“

„Ach!“ stieß er unwillig aus. Dann sagte er: „Wirklich ein charmantes Haus! Und denken Sie sich, die Tochter ist die Dame, der ich das Packet aufnahm. Erinnern Sie sich?“

„O ja. Sie haben also die Familie kennen gelernt?“

„Ei freilich. Die Mutter, einen Sohn, der im Geschäft seines Vaters ist —“

„Auch ein philisterhafter Kaufmann.“

„Wie so?“ fragte er beinah zornig.

„Sie nannten ja den Kaufmannsstand philisterhaft.“

„Die Kaufmannsstadt habe ich vielleicht gemeint. Ich kann ja selbst noch Kaufmann werden.“

Ich blieb immer ernsthaft. „Das ist nicht leicht in Ihren Jahren.“

„Meinen Sie, ich wäre zu alt? Ich bin jünger als Sie.“

„Sie sagten ja vor einigen Tagen selbst, Sie wären zu alt, um sich in ein neues Fach energisch einzuarbeiten. Doch kommen Sie mit geringerer Anstrengung in zwei, drei Jahren wohl so weit, daß sie einem Cigarrenladen wie hier im Hause vorstehen können.“

Empört rief er: „Nehmen Sie es mir nicht übel, das fällt mir gar nicht ein.“

Ich zuckte die Achseln und trug die Bücher an ihren Platz. Das Schweigen dauerte länger, bis er es unterbrach: „Ich meine den großen Handel.“

„Dazu gehört viel, sehr viel, Birlach. Mein Freund Alfred hat manches Jahr, in die Nächte hinein, lebende Sprachen und Handelswissen=

schaften studirt. Aber wollen Sie es versuchen? Soll ich Alfred schreiben, ob er Sie in Zanzibar gebrauchen kann?"

Er fuhr in die Höhe. „In Zanzibar?"

„Es ist etwas weit von Cassel," sagte ich ruhig.

„Sie treiben heute Ihren Scherz mit mir," entgegnete er und setzte sich wieder. „Nehmen Sie Vernunft an. Außer dem Sohne ist nur noch die Tochter da."

„Wo?"

„Hören Sie doch endlich auf. Ich habe noch niemals ein so liebliches Mädchen gesehen, wie Fräulein Luise Parke."

„O! Führen Sie mich in dem Hause ein."

Er hielt mit der Antwort zurück. „Schickt sich das gleich? Wenn ich erst näher bekannt bin."

„Das werden Sie schwerlich; denn in der kommenden Woche reisen Sie ab. Von Cassel aus wollen Sie um Ihren Abschied bitten."

„Es findet sich wohl noch eine Gelegenheit." — Er wußte nicht, was er sagen sollte, stand auf und ging weg.

Er hatte sich also etwas verliebt. In seiner Vaterstadt war er kühlen Herzens geblieben, mit den jungen Casselerinnen stand er auf brüderlichem Fuß und die dorthin gekommenen fremden Damen hatte er, innerlich particularistisch, ich möchte sagen als nicht ebenbürtig angesehen. Nun führte der schalkhafte Amor ihm in dem verabscheuten Magdeburg die preußische Kaufmannstochter zu.

Als er durch eine Einladungskarte des Commerzienraths zu einem Diner am 23. erfreut wurde, verschob er seine auf diesen Tag festgesetzte Abreise auf den andern Morgen. Ich neckte ihn nicht wieder, sah vielmehr der glücklichen Wandlung schweigend zu; und da er auch in der schlechtesten Stimmung die Vorsicht beobachtet hatte, mit Niemand sonst über die Pläne, an welche er jetzt nicht mehr dachte, zu sprechen, so bemerkten die Kameraden keine Veränderung an ihm, als die, daß er besserer Laune war.

Am Abend des 23. wollte ich nach Holstein abreisen. Er kam von dem sechsstündigen Diner nach dem Bahnhofe, um mir Adieu zu sagen. Er hatte neben Fräulein Parke gesessen und war äußerst vergnügt. Alles war ungemein schön gewesen, zahlreiche Gesellschaft, ein General, ein Oberst, ein Herr von der Regierung und einer von dem Appellgericht, einige Commerzienräthe und andere Herren mit ihren Damen.

„Wann kommen Sie wieder?" fragte ich.

Er sah mich sehr komisch an. „Am 2.,“ antwortete er kurz.

Weil ich hierauf nicht weiter eingehen wollte, so sagte ich, mich in der ungemüthlichen, dumpfen Kasematte, die als Wartezimmer diente, umsehend: „Abscheulicher Bahnhof!“

„Ei warum? Er liegt doch sehr günstig, unmittelbar an der Stadt und dem Fluß, viel zweckmäßiger als der Casseler.“

Bevor er Luise Parke kannte, gehörte in seinen Ergüssen der Bahnhof zu den tadelnswerthesten Gegenständen des garstigen Magdeburgs. Ich that, als ob ich dies vergessen hätte, und stimmte seiner Bemerkung über den Casseler Bahnhof mit den Worten zu: „Ja, der liegt an der verkehrten Stelle.“

„Oben auf der Höhe! Der Kurfürst wollte es, der wollte die ganze Eisenbahn nicht. Nein! Ich muß doch sagen, dergleichen kommt in Preußen nirgends vor.“

Auch dieses Zugeständniß hätte er vor Kurzem nicht gemacht.

Nun fuhr ich mit dem Vorsatz, meinen Urlaub den Eltern so wohlthuend wie möglich zu machen, nach dem Gute, welchem diesmal der lieblichste Reiz für mich fehlte. Das Schloß war leer, bis auf die Wohnung des Capitäns jedes Fenster verhängt. Meiner Eltern Haus dagegen hatte mehr Gäste aufgenommen: Fräulein Hatfrieds Brüder, den jungen Arzt Carl und den Rechtscandidaten Theodor, hübsche und angenehme Männer, welchen das Glück, bei der Schwester zu sein, aus den Augen leuchtete. Letztere war gegen mich natürlicher als das vorige Mal, oder ich glaubte dies, weil ich selbst unbefangener war.

Meine gute Mutter konnte die Freude an dem Weihnachtsfeste nicht wieder gewinnen, wollte dasselbe aber doch heiter gestalten und trieb allerlei Heimlichkeiten unten im Saal, worin morgen, am ersten Festtag, bescheert werden sollte. Auch trug sie mit Mathildens Hülfe alsbald die Geschenke herbei, welche für den Kantor und andere Gutseingesessene, Groß und Klein, bestimmt waren, damit wir sie einpacken hülfen und die Packete rechtzeitig zum heiligen Abend nach den Häusern getragen würden. Ein großer Nußknacker mit rothem, goldbesetztem Rock und großem schwarzen Schnurrbart brachte das Gespräch auf die schöne Weihnachtsgeschichte vom Nußknacker und Mausekönig, mit der meine Mutter manchesmal mir und Clotilde die Zeit vertrieben hatte, wenn wir vor Ungeduld den Eintritt in den Lichtersaal kaum mehr erwarten konnten. Die Brüder Hatfried kannten die Geschichte, ihre Schwester nicht, und als diese sie zu lesen wünschte, sagte Vater: „Ich habe die Serapions-Brüder, aber wo?“ Da

freute sich meine Mutter, ich wußte nicht weshalb, und wiederholte lachend „Ja, wo?“ Vater war nämlich noch immer nicht dazu gekommen, seine ansehnliche Bibliothek wieder zur bequemen Benutzung aufzustellen. Mit dem, was er oft gebrauchte, war das eine, mit dem Neuen das andere Repositorium in seinem Arbeitszimmer gefüllt, das Meiste aber seit dem Auszuge aus dem Stader Hause in den Kisten geblieben, und oft mußte ein Buch, welches wir besaßen, aus der Bibliothek des Barons geholt werden.

Am ersten Festtage kam der Pastor mit seiner Familie, der Capitän mit Frau Charlotte zu uns, und als es Abend geworden, warteten wir in Vaters Arbeitszimmer, bis meine Mutter uns in den anstoßenden Saal rief, wo sie die Tannenbäume und Geschenke geordnet hatte. Mir fiel die Veränderung in diesem Raume sofort auf: Die Bilder an den Wänden hatten schönen, neuen Bücher-Repositorien Platz machen müssen, die sämmtlich leer und für meinen Vater bestimmt waren. Er dachte, wie immer, an sich zuletzt und sah nicht gleich, wie zweckmäßig meine Mutter ihn beschenkt hatte; dann aber freute er sich herzlich. Es leuchtete ihm und Jedem ein, daß der Saal als Bibliothek die beste Verwendung finde, und er nahm meinen Vorschlag, daß wir die Bücher alsbald aufstellen wollten, mit Vergnügen an.

Am ersten Morgen nach dem Feste wurden die Kisten in den Saal getragen, und mein Vater und ich begannen das Ordnen der Bibliothek. Er hatte den allgemeinen Vertheilungsplan bereits entworfen, die Anordnung und Raumverhältnisse, wie sie in Stade waren, noch genau im Gedächtniß und bezeichnete, neben den Büchern sitzend und sie mir einhändigend, Repositorium und Fach, wohin ich sie stellen sollte. Zuerst ging dies rasch von statten. Es waren die Genossen seiner Berufsarbeiten, die juristischen Werke, an welche er nur mit Wehmuth denken konnte und von denen er sich, sobald er sie in die Hand genommen, gewaltsam losriß, indem er sie mir schnell reichte. Als andere Wissenschaften an die Reihe kamen, gewann die Freude, die alten Bekannten wiederzusehen, die Oberhand. Oft rief er: „Sieh', sieh'!“ oder „Da ist es!“ Er schlug das eine und andere Buch auf, legte dieses und jenes zur Seite, um es mit in seine Stube zu nehmen, machte Bemerkungen über den Schriftsteller, den Inhalt oder die damalige Zeit und wurde so gesprächig, daß wir nur langsam vorwärts kamen. Nach mehreren Stunden hatten erst einige hundert von den beinah viertausend Bänden, welche im Hause waren, einen vorläufigen Platz erhalten, weshalb mein Vater das ihn erfreuende Ge-

schäft an den folgenden Tagen doch etwas schneller gehen ließ. Die Brüder Hatfried boten ihren Beistand an, wir zogen aber vor, unter uns zu bleiben und die jungen Männer bei der Schwester zu lassen. Meine Mutter dagegen leistete uns oft Gesellschaft.

Noch einmal, als wir an die Schriften über die hannoversche Geschichte gelangten, konnte mein Vater, ein genauer Kenner der letzteren und des vielfach gespaltenen und wieder zusammengewachsenen Geschlechts der Braunschweig-Lüneburgischen Fürsten, kein Ende finden. Jedes der größeren Werke veranlaßte ihn zu einer längeren Erörterung. Da war zuerst ein Foliant aus dem sechszehnten Jahrhundert; „Braunschweigische und Lüneburgische Chronika" von Bünting. Dann folgten, mit dem Namen des seligen Großvaters versehen, Spittlers „Geschichte des Fürstenthums Hannover", Feders „Sophie, Kurfürstin von Hannover", Eichhorns „Urgeschichte des Erlauchten Hauses der Welfen von 449 bis 1055". Was Vater selbst angeschafft hatte, war, wie er sagte, sehr vollzählig. Das Letzte war Sicharts „Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee. Erster Band. Von 1631 bis 1705. Hannover. Hahnsche Hofbuchhandlung 1866. Seiner Majestät dem Könige Georg V., dem ritterlichen Welfen-Fürsten in tiefster Ehrfurcht gewidmet vom Verfasser;" mit einer Vorrede vom Januar 1866.

Als gegen das Ende meines Urlaubs alle Bücher aufgestellt waren, freute mein Vater sich des gethanen Werkes und sagte: „Nun fehlt nur Eines."

„Ein Katalog."

„Da hast Du Recht. Ich meinte freilich etwas Anderes. Wenn Du die Sammlung fortsetzest, wird eine hübsche Bibliothek daraus. Doch wer bekommt sie nach Dir?"

Da rief meine Mutter: „Ja, wenn wir das noch erlebten!"

Lachend umarmte ich sie. „Böse Mutter, das möchtest Du erleben?"

Vater wollte den Gegenstand nicht weiter verfolgen und kam auf meinen Gedanken zurück. „Ein Katalog ist wünschenswerth, aber nicht so schnell zu machen."

„Laß uns nur anfangen. Wir setzen es fort jedesmal, wenn ich komme."

Die obige Thätigkeit war die Ursache, daß ich nicht mit dem alten Capitän nach dem Dewald fuhr, wie er bei Christians Hochzeit in Aussicht gestellt hatte. Aber eines Nachmittags, als ich ihn allein zu Hause traf, brachte er das Gespräch auf Adele. „Ihr ist ein Stein vom Herzen, seitdem die Sache mit Guido vorbei ist."

„Bitte, erzählen Sie! Meine Mutter schrieb mir so etwas.“

„Ich zweifele nicht daran. Des Barons Reise nach Wien hatte keinen andern Zweck. Guidos Briefe an ihn werden immer zaghafter geklungen haben, Landesgesetze standen ihm nicht mehr im Wege, aber die clericalen Verwandten. Hohe Prälaten, Vettern und Basen haben ihn in ein irdisches Fegefeuer genommen. Aus der ersten Ehe hat er nur eine Tochter. Seine Besitzungen einem protestantischen Erben hinterlassen — welcher Gedanke! Da ist er schwankend geworden, und als der Baron dies merkte und Adele darüber statt Trauer Freude zeigte, ist er hingereist und hat sich mit Guido freundlich auseinander gesetzt. Auf Christians Hochzeit war ich dessen noch nicht sicher, jetzt bin ich es. Und nun wollen wir kein Wort mehr davon sprechen.“

Er schwieg und ich auch. Um endlich die Stille zu unterbrechen, fragte ich: „War Friedrich in Fräulein Hatfried wirklich verliebt?“

„Bis über die Ohren!“ antwortete er lachend. „Hierin ist er wie Christian, der war es auch gleich. Und wie der selige Wichard. — Aber Mathilde hat ihn nicht nahe kommen lassen. Ein Prachtmädchen! Wenn Gott mir das Leben läßt, hoffe ich noch zu sehen, daß sie glücklich wird. Nein, Friedrich! Nicht allein bei Tage, auch in der Nacht schlich er um ihr Haus herum. Tolle Schwärmerei! Doch nun erzählen Sie mir, wie weit ist die Verbesserung des Zündnadelgewehrs fortgeschritten? So viel ich aus den Zeitungen ersehen habe, glaubt man, damit das Chassepotgewehr einzuholen. Wir werden uns doch nicht überrumpeln lassen?“

Je heiterer ich nun mit meinen Eltern war, um so freier fühlte Mathilde Hatfried sich. Ihre Brüder trugen ebenfalls dazu bei, daß uns Allen die Tage angenehm verflossen. Als wir uns trennen mußten, sagte meine Mutter: „Das war eine schöne Zeit!“

17.

In Magdeburg kam jetzt die Jahreszeit, welche dem Oberstlieutenant von Krelow am wenigsten gefiel, der Carneval mit seinen Abendgesellschaften. Jede Familie gab „ihre Gesellschaft“. Der Oberstlieutenant hatte sich jedoch auf den Fuß gesetzt, daß er außer Diners, die freilich in den reichen Magdeburger Stadthäusern viele Stunden dauerten, nur die Gesellschaften der höchsten Spitzen und seines Regiments besuchte.

Birlach hatte die Visiten nachgeholt, die zu machen er früher versäumte, und nahm jede Einladung mit Vergnügen an. Eines Mittags, als wir in den Gasthof zum Essen gehen wollten, wartete im Eingange der

Lohndiener Wiemüller, um hier mehrere Einladungskarten abzugeben. „Von Beskaus," sagte Birlach. „Zum Thee und Abendessen. Werde die Ehre haben. Wird getanzt?" — „Da wohl nicht möglich," antwortete lächelnd Herr Wiemüller.

Wenn man in die engen Magdeburger Wohnungen kam, auf den schmalen und kurzen Corridor, wo die geschäftigen Lohndiener und die Ankommenden sich gegenseitig Platz machen mußten; dann in die kleinen Stuben trat, wo der Herr und die Frau des Hauses ihre Gäste mit gebührender Feierlichkeit empfingen und die vornehmsten Damen nach dem Sitze geleiteten, der ihrem Range zukam — eine sehr wichtige Sache —, so hatte man gleich den Eindruck, daß diese Familie ihre Gesellschaft als eine Haupt- und Staats-Action auffaßte. Die Räume waren auf das Schönste ausgeputzt, wohl erhaltene Bilderbücher und Albums aufgekramt, an die kahlen Wände der für das Fest geleerten Schlafzimmer einige Bilder gehängt, in einem derselben Spieltische, im anderen — man sah es vom Corridor, wenn die Lohndiener aus- und eingingen — die für das Abendessen fertig gedeckten Tische nicht allein neben, sondern auch über einander aufgestellt.

Birlach trat mit freudig erwartungsvollem Ausdruck ein, machte seine Complimente, schritt zierlich über die langen Schleppen der Damen hinweg, sagte der schönen Regierungsräthin Holzlin, welche in allen Häusern bekannt war, einige Artigkeiten, schob sich — mit wachsendem Mißmuth — von Stube zu Stube, bis er, niedergeschlagen, weil er Fräulein Parke nicht fand, in dem letzten Zimmer ankam. Gewöhnlich fand er sie nicht, denn aus ihrem Kreise kamen unsere Einladungen selten. Deshalb war seine Stimmung wie Aprilwetter, im Allgemeinen unangenehm, aber wechselnd; heiter — leider nicht oft — wenn er die Dame seines Herzens gesehen hatte, unsicher, wenn er ihr zu begegnen hoffte, höchst schlecht, wenn hierzu keine Aussicht war. In solchem Falle konnte sich seine übele Laune wie ehedem über Preußen ergießen, wogegen bei gutem Wetter Alles vortrefflich war. Dann hieß es: „Wären Sie doch bei Poppenstoppels bekannt! Da war es hübsch gestern Abend." Oder: „Nicht wahr, eine nette Straße, in der ich wohne?" Und wenn sein Himmel grau war: „Das war wieder ein Commißthee. Sind erst Alle da, so weiß man ganz genau, wo man bei Tisch sitzen wird. Immer nach der Anciennetät. Nein, ist das eine Gesellschaft!" Oder: „Wonach riecht es heute in meiner Straße? Jeder Tag ein anderer Geruch!" Und dergleichen mehr. Ich schwieg still; denn stimmte ich zu oder widersprach

ich, so wurde es nur schlimmer, und daß ich ihn neckte, wollte er nicht mehr leiden.

Für mich hatten die Gesellschaften nicht das gleiche Interesse. Eine war wie die andere, und was man darin lernte: die hauptsächliche Beachtung der Rangstufen, so zu sagen den Staatsdienst auch da, wo die schönere Hälfte im höchsten Staat war, ging mich in meiner untergeordneten Stellung wenig an. Eine Gesellschaft, wie ich sie aus Hannover gewohnt war und auch in Cassel gefunden hatte, das anmuthige Zusammenkommen befreundeter Menschen zum gefälligen Austausch der Gedanken und Kenntnisse — war sie überhaupt noch zu finden oder hatte die rollende Zeit sie, wie manches andere Schöne, weg genommen?

Eine briefliche Anfrage des Herrn August Freimann, ob ich am Sonntage bei ihm in Berlin essen wolle, Aurelius' kämen, war mir wie der Ruf von der Oase dem Wanderer in der Wüste. Der Morgenzug brachte mich hinüber. Zuerst besuchte ich Christian und seine Bertha, die mich jubelnd empfingen und Alles lachend im hellsten Freudenscheine sahen. Sie wären ebenso glücklich in einem Dorfe, wie in der großen Stadt gewesen, und verlangten nicht nach Vergnügungen außer ihrem Hause.

Dann fuhr ich zu Ellerbachs, die in einer der vornehmsten Straßen wohnten. Eine Equipage hielt vor dem Hause, ein reich galonnirter Diener meldete mich an und in der prächtig eingerichteten Wohnung kam Ellerbach mir entgegen: „Willkommen! Bitte, treten Sie ein. Meine Frau freut sich, Sie zu sehen. Sie finden die Gräfin Somiza bei ihr."

Frau Julia begrüßte mich in einem aus Herzlichkeit und Zurückhaltung gemischten Tone und stellte mich der jungen Gräfin Somiza vor, die sich gleich darauf erhob, um wegzugehen. „Also am Donnerstag, nicht wahr?" sagte sie. „Um sechs Uhr. Sie finden nur Möllendorffs, Winterfelds und den Prinzen Victor." Und weiter gehend: „Wer stellt Sie Ihrer Majestät vor?"

„Die Gräfin Limow will die Güte haben."

Ellerbach begleitete den Besuch hinaus, Frau Julia lud mich ein, Platz zu nehmen.

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihren Eltern?" fragte ich.

„Recht gute; sie klagen nur über die Einsamkeit. Seit Wochen hatten mein Mann und ich die Absicht, für einige Tage nach Cassel zu fahren; wir kamen aber nicht dazu. Irgend etwas hält uns hier immer fest, und nun können wir vor Schluß der Saison nicht daran denken."

Ellerbach trat mit einem blassen jungen Herrn ein, dem seine Frau

die Hand reichte und den er mir als Baron von Güldenberg nannte. „Also ganz gesund?“ redete sie diesen an.

Während der Baron sich für ihre Theilnahme bedankte, erfuhr ich von Ellerbach, daß sein Freund bei einer Parforcejagd gestürzt und verletzt war. Frau Julia sprach weiter: „Ihre Schwester wird mit mir und Frau von Wildern verkaufen.“

„Leonie kündigte es mir glückstrahlend an, und ich freue mich, daß sie unter Ihrem Schutz steht.“

„Ein Bazar,“ erklärte Ellerbach, um mich ins Gespräch zu ziehen.

„Wissen Sie Neues von Norgart?“ fragte ich ihn.

„Er war Weihnachten bei meinen Eltern und auf der Rückreise ein paar Stunden hier. Er wünscht natürlich zu heirathen. Mein Vater kommt bald zum Herrenhause, dann werde ich auch ein wenig drängen.“

Als ich Abschied nehmen wollte, bat Frau Julia: „Können Sie nicht bleiben? — Wie schade! Das wäre so hübsch gewesen. Heute sind wir zu Tisch einmal allein.“

Etwas zu früh kam ich nach Freimanns Hause. In anderen Fällen wartete ich draußen, bis die rechte Zeit war. Hier fühlte ich mich schon so heimisch, daß ich gleich die Treppe hinauf stieg. Leister öffnete die Thüren, Herr Freimann stand von seinem Schreibtisch auf, Frau Sophie war nicht da. „Schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte er. „Es war vielleicht der einzige Sonntag, an dem Aurelius hier ist. In der Regel fährt er am Sonnabend nach Hannover. Als er in der vorigen Woche zum Abgeordnetenhause kam, brachte er seine Frau mit, die nicht lange hier bleibt.“

Ich bedankte mich, daß er an mich gedacht hatte.

Nun trat Frau Sophie ein, ihr Mann setzte sich wieder an den Schreibtisch und siegelte einen Brief, während sie sprach: „August wollte Ihnen die Fahrt nicht zumuthen; ich glaubte aber, Sie kämen gern.“

„Das glaubte ich auch, sonst hätte ich Sie nicht eingeladen,“ erklärte er.

Aurelius' kamen und wir freuten uns des Wiedersehens; Herr Freimann wandte sich an sie: „Bockholt ißt mit uns.“

„Wer?“ fragte Aurelius erstaunt. „Der Welfe?“

„Sophie und ich trafen ihn hier vor dem Hause, als wir ausgingen.“

„Wollte er Sie besuchen?“

„Er wollte und wollte nicht,“ antwortete Frau Sophie. Ihr Mann widersprach: „Ach was! Er wollte.“

„Nein, er war unsicher," behauptete sie.

Aurelius rief lachend: „Er hat keine Ahnung, in welche Mördergrube er geräth."

„Was bringt ihn nach Berlin?" fragte ich. „Er ist doch nicht im Landtage."

„Wahrscheinlich holt er sich von Windthorst Rath für die Welfenzeitung," meinte Aurelius und setzte scherzend hinzu: „Dann hätten Sie doch auch Windthorst als Hannoveraner einladen sollen, Freimann."

„Kinder, Kinder!" klagte Frau Sophie. „Wie wird das gehen!"

Wieder öffnete Leister die Thür. Ein kleiner, elegant gekleideter Herr mit spärlichem Haupthaar, glatt rasirten Backen und Lippen und einem Henri-quatre erschien, machte der Frau des Hauses eine Verbeugung und nahm die ihm entgegengereichte Hand des Wirthes, Beides mit unsicherer Haltung.

„Willkommen!" redete der Letztere ihn an. „Sie kennen meine Freunde, Landsleute. — Nicht?"

„Habe nicht die Ehre," sagte der Fremde mit einer dünnen Stimme, wobei sein Gesicht so steif wurde, als wäre es aus Holz geschnitzt. Meine Uniform übersah er ganz und Aurelius erkennend, drehte er den Hals in seinem Kragen, als wenn ihn etwas peinige.

Herr Freimann nannte hierauf unsere Namen.

„Wollen Sie sich Berlin auch einmal ansehen?" begann Aurelius, als habe er, wie es wirklich der Fall war, einen Bekannten vor sich.

„Ich bin gekommen, um einige meiner Parteigenossen zu sprechen, die zufällig hier sind," war die Antwort, welche der Welfe in die Luft richtete, gleichsam als sei kein Mensch um ihn, und womit er die Vertretung Hannovers in dem preußischen Landtage als eine vorübergehende Zufälligkeit bezeichnen wollte.

„Zufällig, das heißt im Landtage," entgegnete Aurelius trocken.

Die Thüren des Eßzimmers wurden geöffnet, Herr Freimann führte Frau Aurelius zu Tisch und Frau Sophie sagte, indem sie an Herrn von Bockholts Seite trat: „Es freut mich, daß wir Ihnen gestern zufällig begegnet sind", und als der in eine ganz unerwünschte Gesellschaft gerathene Gast ihr verlegen den Arm reichte, fragte sie, weiter gehend, in ihrer niedlichen Weise: „Oder wollten Sie uns wirklich besuchen?"

Zuerst führten Freimanns und Aurelius das Tischgespräch fast ausschließlich. Herr von Bockholt sagte nur das Unvermeidliche, außer einigen freundlichen Worten, welche er den Wirthen mehrere Male unaufgefordert

gönnte. Er schien auch den Zahlreichen anzugehören, welche Herrn Freimann auf die eine oder andere Weise verpflichtet wurden. Das mochte vor Jahren geschehen sein, als noch Frieden zwischen Herrn von Bockholt und Preußen und er noch nicht welfischer Zeitungsschreiber, sondern ein lustiger Assessor war. Seiner anderen Tischnachbarin, Frau Aurelius, erwies er durch gelegentliche Bewegungen die schicklichen, freilich stummen Höflichkeiten. Aurelius beachtete er so wenig wie möglich und mich gar nicht. Das war der Zustand während der ersten Gänge. Allmälig machten ihn die ausgezeichneten Leistungen von Küche und Keller gesprächig, und da nun Aurelius in der gemüthlichsten Weise die Unterhaltung erst auf die allgemeine Politik, dann auf die jetzige Verfassung des preußischen Staates lenkte, rief er laut: „Die ist für uns gar nicht vorhanden, wir erkennen sie nicht an!"

„Wir? Wen meinen Sie damit?" fragte Aurelius.

„Meine Parteifreunde."

„Windthorst auch?"

„Ihn zu allererst!" antwortete er mit einem unwillkürlichen Neigen des Hauptes, als wolle er den abwesenden Chef ehren.

„Der hat ja als Abgeordneter die Verfassung beschworen."

„Er mußte es, um unserer Sache willen," erwiderte Jener mit Eifer.

„Mit anderen Worten: Der Zweck heiligt die Mittel," warf Aurelius hin.

„Ich mag Windthorst eigentlich gern leiden," sagte jetzt Herr Freimann. „Er ist ein angenehmer Gesellschafter —"

„Hat er Sie auch gefangen?" fragte Aurelius.

„Das hat er wirklich. Aber wenn er ein Jesuit ist, so hänge ich ihn auf. Wahrhaftig, ich thue es."

Wir lachten fröhlich.

„In Ihnen sind Optimist und Pessimist wie siamesische Zwillinge zusammengewachsen, Freimann," sagte Aurelius, wobei Frau Sophie eine allerliebste bestätigende Kopfbewegung machte. Dann wandte er sich wieder an Herrn von Bockholt: „Ihre ungenannten Rathgeber gehen frei aus. Sie dagegen und die anderen Herren in Hannover, die mit Ihnen arbeiten und den Namen hergeben, müssen die strafbaren Zeitungsartikel mit Criminaluntersuchung und Arrest büßen."

„Das erleiden wir gern," entgegnete selbstzufrieden der Welfe, der sich nach dem Weingenuß in seinem Fanatismus glücklich fühlte. „Die funfzehn Jahre halten wir aus."

„Wie so?" fragte Herr Freimann.

„Bis 1884," antwortete er mit größter Bestimmtheit. „Dann besteigt unser angestammter König seinen Thron wieder."

„O, das habe ich noch nicht gewußt!" rief Aurelius aus. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Es ist gewiß, die großen historischen Katastrophen folgen sich von 18 zu 18 Jahren: 1812, 1830, 1848, 1866. Also 1884."

„Die Rechnung ist richtig," sprach Aurelius. Wir lachten. Herr von Bockholt verharrte in feierlichem Ernst und sah uns zuversichtlich an. Frau Sophie wollte als höfliche Wirthin nicht lachen und fragte statt dessen: „Sie haben wohl das Jahr 1866 auch prophezeit?"

„Wer hätte Das vorhersehen können!" antwortete er, traurig vor sich niederblickend. Während hierauf Herr Freimann gutmüthig rief: „Ja, schnell kam es, das ist wahr!" flüsterte Aurelius mir in's Ohr: „Wir sahen es kommen."

Als nun eine Pause trüber Erinnerungen eintreten wollte, hatte Frau Sophie einen zierlichen Witz bei der Hand und ihr Mann brachte mit einer lustigen Geschichte die heitere Stimmung zurück, welche bis zum Ende des Mahles andauerte. Bald nachher empfahl sich Herr von Bockholt, weil er noch eine Conferenz mit seinen Freunden in dem Hôtel de Russie habe, und leider konnte auch ich nicht länger bleiben.

In Magdeburg fand ich eine Einladung von dem Regierungsrath Holzlin und Frau zu „Thee und Tanz im Casino" für die nächste Woche vor. Frau Regierungsräthin Holzlin, eine schöne Gestalt mit hübschem Kopf, sehr lebens- und tanzlustig, weniger gescheut, aber gut, fehlte seit mehreren Jahren in keiner Gesellschaft, und es war ein Herkommen geworden, daß auch diejenigen, welche ihre Visiten einschränken wollten, dieser Dame einen Besuch machten. So hatten Holzlins viele Verpflichtungen und um diese mit einem Schlage abzumachen, gaben sie ihre Gesellschaft in dem für Subscriptionsbälle, Concerte und dergleichen bestimmten Locale. Sie hatten dieselbe, wie man zu wissen glaubte, in diesem Jahre auf einen Tag gleich nach dem Berliner Ordensfeste angesetzt, um damit die Verleihung des Ordens zu feiern, welchen der Regierungsrath erwartete.

Trotzdem diese Hoffnung getäuscht wurde, empfingen beide Holzlins ihre Gäste mit den liebenswürdigsten Mienen, auch den Commerzienrath Parke, welcher mit dem Rothen Adler-Orden vierter Classe decorirt worden war und, diesen Schmuck an der Brust, seine durch letzteren mitbeglückte Frau am Arm, von der Tochter gefolgt, eintrat. Letztere blickte bescheiden und fröhlich in die Welt, noch etwas unsicher, denn es war ihr „erster

Winter". Der Commerzienrath hatte alsbald viele Gratulationen entgegenzunehmen. Die Commerzienräthin sah ich hier zum ersten Male und ließ mich ihr, sobald es anging, vorstellen.

Der Tanz begann, und als alle Gäste erschienen und begrüßt, die nicht tanzenden Damen an den Wänden placirt waren, tanzte auch Frau Holzlin. Nur mit Infanteristen. Artilleristen und Ingenieure galten in der gesellschaftlichen Welt nicht für ganz so viel, wie die Infanteristen, und diese weniger als Cavalleristen. Letztere kamen jedoch, weil die Garnison keine Cavallerie hatte, gewöhnlich nicht in Vergleich.

Der Regierungsrath Holzlin hatte für die vornehmsten Herren Spieltische arrangirt und dann in dem Bureau des Gastwirths seine Listen nach den wirklich erschienenen Personen nochmals controlirt, um die Plätze definitiv zu bestimmen, welche die Herrschaften an den, später für das Abendessen aufzustellenden Tischen haben mußten. Dies war in einer aus Civil und Militär gemischten Gesellschaft keine leichte Aufgabe. Der Regierungsrath Holzlin hatte zwar die Rangordnung fleißig studirt, wußte aber doch nicht immer, was Rechtens sei, und suchte bei anderen Kundigen Rath; denn Verstöße gegen die würdige Reihenfolge konnten die gute Laune bei Tafel mehr stören, als wenn Personen, die sich nicht leiden mochten, neben einander gesetzt wurden. Der Regierungsrath hatte endlich diese Pflichten erfüllt und konnte in die Clubzimmer gehen, wo die nicht tanzenden und nicht Karten spielenden Herren, Cigarren rauchend, sich unterhielten.

Im Tanzsaal war neben der Hauptmannin Lamey, einer guten Frau von gebildetem Herzen und Geiste, ein Platz leer. Ich ging dahin und setzte mich zu ihr. „Tanzen Sie nicht?" fragte sie.

„Es sind genug jüngere Tänzer da."

„Sie unterhalten die älteren Damen, das ist liebenswürdig; und gehen auch nicht hinunter zum Rauchen. Ich finde, daß Letzteres eine häßliche Sitte ist."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht."

„Mein Mann ist es auch und thut es doch. Helfen Sie mir, es ihm abzugewöhnen."

„Ich will es versuchen. Wie geht es Ihrer Frau Schwester?"

Diese war mir bekannt geworden, eine liebenswürdige Frau, Wittwe eines im letzten Kriege gefallenen Officiers.

„Sie befindet sich wohl, kann sich aber noch immer nicht entschließen, in große Gesellschaften zu gehen. Sie braucht es ja auch nicht mehr. Nicht einmal zu uns will sie in nächster Woche kommen. — Sie dürfen

wir erwarten, nicht wahr? Trotzdem ich weder Wiemüller, noch die Kochfrau habe, ohne die keine Gesellschaft für voll gilt. Ich hatte sie schon engagirt, da wollte unsere Frau Generalin sie haben."

„Können wir nicht auch einen Bund, wie gegen das Rauchen, gegen Lohndiener und Kochfrauen machen?"

„Wir würden schwerlich Erfolg haben."

Jetzt näherte sich die Oberstin Rauschenberg, eine sehr corpulente Dame, welche mit ihrem Mann erst kürzlich nach Magdeburg gekommen war. Wir standen auf, sie nahm meinen Platz ein und wandte sich an die Hauptmannin: „Ich wollte gern recht viel von Ihrer Schwester hören. In Stettin waren wir sehr befreundet. Der Tod ihres Mannes, so ruhmvoll er war, hat mir unendlich weh gethan."

Frau Lamey theilte ihr ungefähr dasselbe mit, was sie mir erzählt hatte.

„Ich habe die Arme nicht besucht," sagte hierauf die Oberstin. „Ich scheue mich, ich mag sie nicht so betrüben. Mein Mann stand hinter ihrem Mann, nicht unmittelbar, Weghauer war noch dazwischen. Aber der mußte abgehen, das war ja vorherzusehen. Also Ihr Schwager, wenn er noch lebte, wäre auch Oberst. Deshalb ist es für Ihre liebe Schwester gar zu traurig —"

„Sie begegnen ihr doch, Frau Oberstin."

„Nun, bereiten Sie sie vor. Ach, es ist gar zu traurig. Ich sehe ihre Excellenz dort ziemlich allein, es ist ein guter Moment." Sie stand auf, nickte gnädig und schritt auf die Excellenz zu.

Während eines anderen Tanzes unterhielt ich mich mit der Commerzienräthin Parke.

„Für kleine Tanzgesellschaften ist der Saal recht hübsch," sagte sie. „Bei den Casino-Bällen muß es sehr eng sein."

„Besuchen Sie die nicht, gnädige Frau?"

„Wir kommen nur zu einigen Privatgesellschaften hierher. Wir haben zu viel. Unser Logenhaus haben Sie wohl noch nicht gesehen?"

Ich mußte dies verneinen.

„Das schönste Local in Magdeburg! Viele und große Räume, vortrefflich eingerichtet und ausgestattet, wirklich sehr schön. Wir haben große Feste darin, auch Concerte, die besten in Magdeburg. Wir lassen die ersten Künstler aus Berlin kommen. — Unser Theater scheinen Sie nicht zu besuchen, ich habe Sie dort noch nicht gesehen."

Ich mußte gestehen, daß ich dies bis jetzt versäumt habe; daß ich zwar wisse, das Theater liege am Breiten Wege, aber nicht wo.

„Man kann es von Außen nicht erkennen. Der Eingang ist häßlich, das Innere gar nicht hübsch und die Truppe im Großen und Ganzen schlecht. Aber wir haben unsere Plätze und gehen hin, wenn wir sonst nicht aus sind. Ich liebe den Theaterbesuch und wir bauen ein neues, wenn die Stadt erweitert ist. Sie wissen, daß die Festungswerke weiter hinausgebaut werden? Dann wird die Stadt sich prächtig ausdehnen. Der Oberbürgermeister sagt, in sechs Jahren müsse Alles fertig sein. Sie werden es also noch in Magdeburg erleben."

Die gesprächige Frau hatte keine Ahnung, wie sehr ihre letzte Vermuthung mich erschreckte. Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht. Wahrscheinlich war es. Sechs Jahre in Magdeburg! Ob dieser Schrecken mir anzusehen war und sie geneigt machte, mir etwas Angenehmes zu sagen — denn gutmüthig war sie — sie fuhr fort: „Mit Ihrem Theater in Hannover werden wir uns freilich nicht messen können. Das ist sehr schön."

„Sie sind also in Hannover bekannt?"

„Vor Jahren, als mein Mann noch Geschäftsreisen machte, nahm er mich oft mit, besonders nach Hannover, und dann war ich an jedem Abend im Theater. Kennen Sie dort Herrn Hausmann?"

„Der die Bildergallerie und Kupferstichsammlung hatte?"

„Davon weiß ich Nichts. — Sie kamen ja wohl aus Hannover zu uns?"

„Das nicht. Aus Cassel."

„O! Dann kennen Sie vielleicht Birlachs. Ach ja, mein Mann sagte mir, Sie wären ihm mit dem Hauptmann Birlach begegnet."

„Ganz recht, und seine Eltern kenne ich sehr gut."

„Ach, warum haben Sie uns — haben wir —. Der Herr Doctor Birlach ist ein alter Freund und Logenbruder meines Mannes. Mein Mann wird sich sehr freuen. Herr Hauptmann Birlach hat uns Grüße gebracht. Hat sein Vater Ihnen keine aufgetragen? — Kommen Sie doch zu uns."

In diesem Augenblick trat der Oberbürgermeister heran, um Frau Commerzienräthin zu Tisch zu führen. Als sie seinen Arm nahm, wandte sie sich noch einmal nach mir um: „Bitte, kommen Sie. Gleich morgen. Darf ich darauf rechnen?"

Nach solcher Aufforderung ging ich anderen Tags hin, wurde angenommen und viel nach Birlachs gefragt. Und schon am nächsten Morgen erhielt ich eine Einladung zum Diner in der folgenden Woche.

Birlach hatte anscheinend bei Holzlins Feste von Parkes ungefähr dasselbe gehört, wie ich. Denn schon am Abend darauf — und nun sehr

oft — ging er in's Theater. Auch sprach er fortan gern von der Freimaurerei. Sein Vater sei Freimaurer, er selbst hätte Lust es zu werden. Viele Officiere, in Magdeburg Generale und Obersten, wären es. Er wollte meine Meinung hören. „Außenstehende können diese Sache bekanntlich nicht sicher beurtheilen," sagte ich. „Jedenfalls muß man einen solchen Schritt ernst nehmen und nicht zu schnell thun. Ich fühle kein Bedürfniß dazu. Haben Sie es, erwarten Sie für sich und Andere von Ihrem Eintritt in den Bund Heil und Segen, so fragen Sie Ihren Vater."

Bei Parkes Diner, mit welchem, nach der Zusammensetzung der Gesellschaft — es waren mehrere „Spitzen" da — zu schließen, die Ordensverleihung gefeiert werden sollte, wurde ich durch den Platz neben der Tochter des Hauses ausgezeichnet, auf deren anderer Seite Birlach saß. Nach zwei Stunden, als wir bei dem ersten Dessert angelangt waren, präsentirten die Diener andere Menüs. „Eine kleine Ueberraschung meiner Frau," hörte man den Commerzienrath an der Mitte der Tafel sagen. Demnächst wurde, mit einer neuen Suppe beginnend, ein zweites Diner servirt. Mehrere Gäste freuten sich über die ungewöhnlich lange Session. Auch Birlach. Er war glücklich und ich begriff dies wohl; denn unsere Nachbarin widmete ihre Aufmerksamkeit viel mehr ihm, als mir.

18.

In den größeren preußischen Garnisonen finden während der Wintermonate Zusammenkünfte der Officiere statt, wobei, wie in der „Militärischen Gesellschaft", welche, von Scharnhorst gegründet, in Berlin noch besteht, Vorträge gehalten werden, die, gewöhnlich von älteren Officieren mit Sorgfalt ausgearbeitet, wenn auch nicht immer von großem wissenschaftlichen Werth, doch stets für die Meisten lehrreich sind.

Auch bei diesen Gelegenheiten zeigte sich der Eifer, welcher das ganze militärische Dienstleben in Preußen beseelt. Die Leistungsfähigkeit der Armee zu heben, ist die nie ruhende Triebfeder. Statt auf den Lorbeeren zu ruhen, wurde in allen Zweigen mit größter Emsigkeit weiter gearbeitet, um nach dem ersten großen, alle neueren Hülfsmittel benutzenden Kriege, welchen Preußen seit einem halben Jahrhundert geführt hatte, die wahrgenommenen Mängel reiflich zu erwägen und so schnell wie möglich zu verbessern.

Da ich aufgefordert wurde, einen der Garnisonvorträge zu übernehmen, so gab ich mir Mühe, meine Aufgabe möglichst gut zu lösen. Begreiflicherweise hatte bis jetzt der Krieg von 1866 den Stoff hergegeben, und ich

wollte dieses Thema nicht vermeiden, weil ich es für passend hielt, als „Fremder" nicht die erste Ausnahme zu machen. Der Oberstlieutenant von Krelow und Naturen wie er meinten, ich könne über Nichts besser sprechen, als über den Feldzug von Langensalza. Hieran dachte ich am allerwenigsten, ich wollte nicht alte Wunden aufreißen. Die früheren Zusammenkünfte hatten zumeist Referate über die neusten Kriegsereignisse gebracht, ich ging von bekannten Thatsachen aus und zog Schlüsse für die Zukunft. Meine Arbeit gefiel mir nach ihrer Vollendung, und der Vortrag gelang, was ich nicht etwa nur aus dem Lobe der anwesenden Generale — diese pflegten zur Ermuthigung und als Vertreter aller Zuhörer zum Dank immer einige freundliche Worte zu sagen —, sondern mehr noch aus den lebhaften Besprechungen des Gegenstandes schloß, welche nachher in der Gesellschaft stattfanden. Ich war froh, als Hannoveraner günstig hervorgetreten zu sein.

So eifrig in dieser Zeit an der Vervollkommnung der Armee gearbeitet wurde, an einen nahen Krieg glaubte man nicht. Die Wortführer unserer westlichen Nachbaren richteten ihre Kampflust mehr gegen das persönliche Regiment ihres Kaisers; dieser hingegen stützte sich auf den Friedenswunsch der Massen und stellte in der Rede, womit er am 18. Januar das französische Parlament eröffnete, eine lange Friedenszeit in Aussicht, auf welche er um so sicherer rechne, als Frankreich zu einem vollkommenen Zustand seiner Wehrkraft gelangt sei. Daß Preußen einen solchen Zustand der deutschen Wehrkraft noch nicht erreicht sah, trieb unsere Militärbehörden und Truppen zu rastloser Thätigkeit.

Neben den dienstlichen Pflichten mußten die gesellschaftlichen erfüllt werden, auf die als ein Mittel, Kameradschaft und Collegialität zu fördern, mit Recht Werth gelegt wurde. Sie häuften sich in den Wintermonaten und arteten hier und da in einen Luxus aus, welcher dem Zweck entgegenwirkte und die Unbemittelten in eine peinliche Lage brachte. Diese konnten nur das Unerläßliche thun und mußten sich auf den gegebenen Kreis des Regiments oder der Behörde beschränken, wo sie mit einem einmaligen „Commißthee" ihre Schuldigkeit abmachen konnten.

Ein paar Gelegenheiten gab es indeß, wo Alles, was zu der Gesellschaft gehörte, sich unter demselben Dache versammelte: die „Völkerfeste", wie man die großen Bälle nannte, welche der commandirende General und der Oberpräsident in ihren Repräsentationsräumen gaben. Die Einladungen erstreckten sich über die Provinz. Officiere und Beamte aus anderen Städten, adelige Familien von den benachbarten Gütern kamen

zu diesen Festen nach Magdeburg. Die Damen erschienen in ihren reichsten Toiletten, um dieselben wenigstens bei'm Eintritt in vollkommener Frische zu zeigen und gleich darauf in dem Gedränge zerknittern zu lassen. Die Herren mit allen Orden, deren viele waren, Sterne und kleine; denn die Souveräne, welche an die Provinz grenzten, vertheilten sie reichlich. Nicht der gewöhnliche Tanzpianist oder das für größere Parthien übliche Quartett spielte auf, sondern eine vollständige Militärcapelle ließ ihre Weisen durch die Säle schallen. Es waren viele Tänzerinnen, aber noch viel mehr Tänzer. Frau Regierungsräthin Holzlin strahlte in Freude und ganz neuem Kleide und hatte sofort alle Tänze an Cavallerieofficiere und einige Bevorzugte aus Magdeburg vergeben. Die meisten Lieutenants standen an den Wänden herum, zu meinem Aerger stumm, steif, langweilig und den Moment des Büffets ersehnend.

In den entfernteren Zimmern war es leerer. Als ich sie durchwanderte, hatten sich in dem vorletzten um den runden Tisch in einer Ecke mehrere Magdeburger Herren niedergelassen. In dem letzten stand der commandirende General im Gespräch mit einem Herrn, welcher einen Stern des Rothen Adler-Ordens und das Johanniterkreuz trug und dessen Gesicht mich an irgend Jemand erinnerte. Ich konnte mich nicht besinnen, an wen, und zog mich aus der Nähe der Beiden zurück. Da begegnete mir der Commerzienrath Parke, welcher sich zu seinen Bekannten in jene Ecke begeben wollte, nun aber stehen blieb und mich anredete. Er sprach erst von diesem Feste, dann von Magdeburg, bald aber von Cassel. Ich errieth, was er wollte, und sprach von Virlachs. Als wisse er von ihnen genug, wandte er das Gespräch, indem er sagte: „Es ist gut, daß die wüste Wirthschaft zu Ende ist. Zu kurfürstlicher Zeit haben die Casseler ein wüstes Leben geführt."

„Das kann man nicht sagen," erwiderte ich. „Wenigstens hat keiner meiner dortigen Bekannten daran theilgenommen. Virlach, der Hauptmann, mit dem ich doch recht vertraut geworden bin, hat dergleichen nie erzählt. Und wie er, lebten die meisten häuslich in ihren Familien."

Seine geschäftsmäßig ernsten Züge wurden heiterer und mit den Worten: „Wollen wir uns auch dahin setzen?" wandte er sich der Ecke zu, als der commandirende General mit jenem Herrn an uns vorbei kam.

„Wissen Sie, wer der Herr bei dem commandirenden General ist, Herr Commerzienrath?" fragte ich.

„Das ist der Graf Eberhard auf Hilsleben in der Altmark."

„O, dann entschuldigen Sie. Ich möchte mich ihm bekannt machen lassen, weil ich seinem Neffen, der bei Königgrätz fiel, befreundet gewesen bin." Ich verbeugte mich und ging Jenen nach.

Nicht lange nachher sah ich den Grafen neben dem mir wohlgesinnten schweigsamen Major stehen und diesen bat ich, mich vorzustellen. Er that es mit dem Zusatz: „früher hannoverscher Officier." Bald waren wir in lebhaftem Gespräch. „Dort ist ein einsamer Platz, lassen Sie uns dahin gehen," sagte der Graf und ich folgte ihm. Zuerst gedachten wir seines verstorbenen Neffen, sprachen dann von seinen hannoverschen Verwandten, und darauf sagte er, auf meine Langensalza-Medaille blickend: „Ich betrachte das ähnliche Bild Ihres vormaligen Königs mit Wehmuth. Ich kann mich mit seiner Entthronung nicht aussöhnen."

Es war das erste Mal, daß ich diese Ansicht von einem Preußen hörte, und überrascht, weil selbst hochconservative Mitglieder des Herrenhauses im Sommer 1866 der Annexion zugestimmt hatten, entgegnete ich: „Es war eine politische Nothwendigkeit für Preußen."

„Eine beklagenswerthe Nothwendigkeit! Was soll daraus werden, wenn wir auch in Deutschland legitime Könige absetzen!"

„Wir haben zu kleine Königreiche."

„Und sind wir denn viel weiter gekommen? Deutschland ist nach wie vor vieltheilig und uneinig, und für Deutschland soll es doch geschehen sein."

Mit einem Lächeln erzählte ich, daß im Herbst ein preußischer Major aus Hannover behauptete, nicht um Deutschland, um Preußen handele es sich.

„Ja, so sind Viele! Der König nicht, auch Bismarck nicht," erwiderte hierauf der Graf. „Die Verständigen sehen ein, daß Preußen wohl einige Millionen Einwohner, aber viel bittere Feinde mehr hat."

„Dennoch ist Deutschlands Macht unvergleichlich gewachsen," warf ich ein und setzte, weil ich seine welfischen Verwandten aus seinem Munde zu hören glaubte, hinzu: „Die welfischen Umtriebe sind doch in keiner Weise zu rechtfertigen, Herr Graf."

„In keiner Weise! Die welfische Trauer dagegen ist begreiflich und ich hoffe, daß dermaleinst eine geringe Entschädigung eintritt dadurch, daß Ihr ehemaliger Kronprinz das Herzogthum Braunschweig bekommt."

„Das kann ich ihm und auch Hannover nicht wünschen. Mit welchen Gefühlen würde der Prinz als kleiner Herzog in Braunschweig residiren, so nahe dem Lande, dessen König er sein könnte! Und Hannover käme dann gar nicht zur Ruhe; die Welfen würden das Braunschweiger Schloß förmlich belagern, und der Herzog nicht die Energie besitzen, sie abzuweisen.

Der Prinz Ernst August ist, man kann sagen, zur Unselbständigkeit erzogen. Schon in Hannover wurde er und seit der Katastrophe ist er in Österreich wahrscheinlich noch mehr von Katholiken beeinflußt. Er würde aus dem Zwiespalt nicht heraus kommen, während er glücklich leben kann, wenn er sich als fürstlicher Privatmann einen großen Grundbesitz erwirbt und diesem eine nützliche Thätigkeit widmet."

Da jetzt der Gastgeber dieses Festes suchend sich uns näherte, gab der Graf mir die Hand und ging Jenem entgegen.

Die Gesellschaft strömte in die Räume, worin das Souper bereit war. Ich bot Frau Hauptmann Lamey meinen Arm. „Lassen Sie uns warten. Es ist zu eng in den Thüren." Wir ließen die Gesellschaft vorüberziehen und folgten den Letzten nach.

Gleich im Anfang saß die Oberstin Rauschenberg, einen bereits geleerten Teller in der Hand. „Wieder mit der Lamey!" rief sie mich an, um mir mit diesem Spaß ihren Teller einzuhändigen. „Bitte, gelegentlich noch etwas Schoten und Schinken." Und da ich mich zu ihr beugte, flüsterte sie: „Ich halte nicht viel von dem Büffetessen." —

Nach dem Souper folgte der Cotillon. Als ich unter den Zuschauern stand, drängte sich ein Herr, Gutsbesitzer und Rittmeister der Landwehr, zwischen mich und den neben mir stehenden Major von Stubbe, seinen Jagdfreund, und redete diesen an: „Welche ist denn heute ohnmächtig geworden?"

„Noch keine."

Darauf sagte Jener: „Was die Holzlin noch flott tanzt!" Und nach einer Pause: „Sehen Sie 'mal den Hauptmann von Ihrem Regiment, wie der die Cour macht. Ganz Leidenschaft! Wer ist das?"

Der Major von Stubbe sah hin und lachte. „Hat wieder die kleene Parke! Er heißt Birlach. Ein Kurhesse, aber als Compagnie-Chef sehr jut."

So verlief dieses Völkerfest.

Der Winter war zu Ende. Die Bäume auf dem Glacis begannen ihre Sommertoilette. Birlach hatte das letzte Logenconcert dieser Saison genossen, ging in den Feldern spazieren, um die Lerchen zu hören, und sprach von einer Partie nach dem „Vogelgesang", einem buschigen Kaffeegarten, welche Parkes veranstalten wollten, sobald die Nachtigallen da wären.

In dieser Jahreszeit war es, als ein Telegramm aus Berlin vom Grafen Emon von Eschingen mich überraschte, welches seine Reise durch

Magdeburg ankündigte und mich nach dem Bahnhof bestellte. Dort war seine erste Frage: „Störe ich Sie, wenn ich die Nacht hier bleibe?"

„Gar nicht. Sie erfreuen mich."

Wir fuhren nach dem Hôtel und saßen bald gemüthlich und in der besten Stimmung allein. Von dem „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" merkte ich Nichts an ihm, er war in der fröhlichsten Laune. Grüße von Freimanns hatte er mir schon bestellt. Nun pries er ihre Güte, ihren feinen Verstand, und nach und nach erfuhr ich, daß er nach Berlin aus keinem anderen Grunde gereist war, als um Freimanns zu sprechen. Das Resultat dieses Wiedersehens machte ihn so froh.

„Meine Eltern und ich müssen noch einmal nach Cassel. Vater ist mit seiner Arbeit im vorigen Jahre nicht fertig geworden. Ich fahre von hier dahin, um die Wohnung auf Wilhelmshöhe für den Juni und Juli zu miethen."

„Das können Sie ja brieflich thun," bemerkte ich.

„Nein, besser ich fahre die paar Meilen mehr. Ich soll ja auch für Freimanns eine Wohnung aussuchen."

„O, wollen Die auch hin?"

„Erzählte ich das noch nicht? Im vorigen Jahre im Hôtel war ja schon die Rede davon. Erinnern Sie sich dessen nicht? Ich hatte es nicht vergessen und habe sie jetzt gebeten, ihren Vorsatz mit uns zusammen auszuführen; sie wollen es thun. Und dann kommen Sie auch."

„Ich bin nicht so Herr meiner Zeit, wie Sie und Freimanns. Bei mir fragt es sich, ob ich Urlaub bekomme."

„Den werden Sie doch bekommen? Mein Gott, ist denn das so schwer?"

„Sie haben gar keine Vorstellung vom Militärdienst. Der Compagnie-Chef ist sehr gebunden, die Ausbildung einer Compagnie in der gegebenen Zeit ist schwer —"

„Diese Preußen!" rief er. „Sie sind schon ein Vollpreuße. Immer als wenn der Krieg vor der Thür wäre, und er ist weiter entfernt, denn je. Ich habe vor einigen Wochen die Kammerreden in Paris gehört und viele Franzosen gesprochen, an Krieg denkt keiner. Der Marschall Niel und einige Generale sind die einzigen Heißsporne. Das Land will nach Außen Frieden, im Inneren mehr Freiheit haben. Die Opposition wächst. Haußmann, der Seine-Präfect, hat es zu arg getrieben, und sonst Mancherlei hat böses Blut gemacht. Eher giebt es Revolution in Frankreich, als Krieg. Ich rechne darauf, daß Sie nach Wilhelmshöhe kommen. Es war

schön da im vorigen Sommer, und wenn Freimanns —. Meine Eltern werden sie leiden mögen, Jeder mag sie leiden, überall wissen sie zu helfen —." Er stockte wieder.

„Wollen Sie jetzt länger in Cassel bleiben?" fragte ich.

Verlegen antwortete er: „Ich denke, ein paar Tage. Die nächsten Bekannten vom vorigen Jahre möchte ich besuchen, — sie waren sehr freundlich gegen meine Eltern."

„Dazu gehören Birlachs. Soll ich nach dem Hauptmann schicken?"

„Nach welchem Hauptmann?"

„Birlach. Sie wissen doch, daß er jetzt Hauptmann in Magdeburg ist."

„Woher sollte ich das wissen?"

„Man konnte es Ihnen aus Cassel geschrieben haben."

Noch verlegener und etwas betrübt sagte er: „Wir haben keine Correspondenten in Cassel. — Also, Sie haben Birlach hier?" fuhr er fort. „Das freut mich; aber lassen Sie uns allein bleiben. Grüßen Sie ihn. Kann ich seinen Eltern sagen, daß es ihm gut geht?"

„Sehr gut."

„Was wissen Sie von Herhudt, dem braven?"

„So viel ich aus Birlachs Mittheilungen entnehme, halten er und Fräulein von Molinska fest."

„Das ist Recht! Kommen Sie nach Wilhelmshöhe, wir wollen die Mutter mürbe machen. Der Vater ist zu schwach gegen die Frau —"

„Ein tüchtiger Soldat."

Ich glaube es; er nimmt sich ganz gut aus auf seiner Höhe. Aber sie ist de bas lieu."

„Sind Sie auch in unserem Parlament gewesen?"

„Natürlich! Herr Freimann verschaffte mir an dem interessantesten Tage Zutritt. Ich habe Bismarck gesehen und reden gehört. Ein ungeheurer Mann!"

„An welchem Tage war das?"

Als er gegen den Antrag auf verantwortliche Bundesminister sprach. Haben Sie die Rede gelesen?"

„Gewiß. Was sagen Sie zu den Aeußerungen über den Particularismus der Süddeutschen und die Duldung, welche die nach fremden Bajonetten ausblickenden Landesverräther dort finden?"

„Vortrefflich! Er will gar nicht centralisiren und die süddeutschen Staaten nicht zwingen. Seine Rede wird bei uns Eindruck machen. Er erkannte das Gute in den kleinen Staaten, besonders auch Ihre ehemalige

hannoversche Verwaltung an und hoffte, daß der Fluch der hohen Meinung, womit der Mensch sich selbst betrügt, von den Preußen genommen werde. Diese hohe Meinung fiel mir bei den Preußen in Cassel so auf —"

Nun war er wieder in Cassel. Ich holte ihn aber zurück, indem ich ihn unterbrach: „Bei Herrn von Möller doch nicht. Auch in Magdeburg habe ich bemerkt, daß die für Deutschland zu enge preußische Anschauung sich allmälig erweitert. Man muß nur nicht erwarten, daß es schnell geht. Tragen Sie dazu bei, daß Bismarcks Ansichten in Ihrem Lande zur Geltung kommen. Die süddeutschen Staaten bleiben, wenn sie sich uns nicht näher anschließen, der Spielball Napoleons, des Grafen Beust und der Ultramontanen."

„Sie wissen, wie ich über die Ultramontanen denke," rief er jetzt lebhaft aus. „Ich mache mit dem Jesuitengeschmeiß persönlich die bittersten Erfahrungen. Mein Vater wird alt und will Ruhe haben, und ich kann meiner guten Mutter nicht scharf entgegentreten. Deshalb lege ich Werth darauf, daß sie wieder nach Wilhelmshöhe in ihr zusagende protestantische Umgebungen kommt und daß sie die klugen und edel denkenden Freimanns kennen lernt, denen ich Alles gesagt habe —"

Diesmal unterbrach er sich selbst und schnell setzte ich das Gespräch fort: „Welch' verabscheuungswürdigen Unsinn die Jesuiten wohl den Verdummungsmitteln der letzten Jahre durch das bevorstehende Concil hinzufügen werden?"

Da sprach er aufgeregt, wie ich ihn nie gesehen hatte: „Wenn der Papst seine Unfehlbarkeit durchsetzt, schlägt er alle denkenden und wahrhaftigen Katholiken in's Gesicht. Freuen Sie sich, daß Sie Protestant sind!" Er strich mit der Hand die lockig auf die Stirn gefallenen Haare zurück, stand auf und ging unruhig umher. Sein denkender und wahrhaftiger Geist war gequält von den Uebergriffen seiner Kirche, denen er sich nicht fügen konnte und um seiner Eltern willen nicht widersetzen mochte. Er lebte in seiner deutschen Heimath unter Protestanten, die elterliche Besitzung lag in dem nicht katholischen Theile des Landes. Aber seine Mutter wies dort allen Umgang außer den von ihrem Caplan empfohlenen Gästen ab, und sein Vater besaß nicht die Kraft, dies zu ändern. Hätte der Graf Emon in der Welt allein gestanden, er würde aus Ueberzeugung Protestant geworden sein und diesen Schritt jetzt auch aus weltlichen Rücksichten, um Olly von Norgart zu besitzen, gern thun. Unser Gespräch hatte ihm seine traurige Lage wieder vergegenwärtigt; vielleicht besann er sich erst in diesem Augenblick, daß auch Freimanns, von deren Hülfe

sein lebhaftes, natürlich frohes Temperament Großes erwartet hatte, daran Nichts ändern könnten.

Es war leicht, ein heiteres Bild für ihn hervor zu zaubern. Nach einer Weile unterbrach ich die Stille, in welcher Nichts zu hören war, als seine leisen, melancholischen Schritte. „Seit meiner Versetzung war ich schon wieder in Cassel, bei der Velenburgschen Hochzeit," fing ich an.

Er blieb stehen. „O, erzählen Sie!" Er setzte sich und ich berichtete. Als ich dann hinzufügte, daß Norgarts Hochzeit noch nicht bestimmt sei, fragte er: „Weshalb nicht? Den Beiden steht ja Nichts im Wege. Was sagt denn Frau von Norgart dazu?"

Endlich waren wir so weit. Ich sprach von ihr und Fräulein Olly, und er wurde ebenso fröhlich, wie aufrichtig. „Meine Mutter wollte mich verheirathen. Das hat sie aufgeben müssen."

„Wie war das?"

„Kennen Sie französische Heirathen? Die Eltern verabreden sie und führen die jungen Leute, wenn das Mädchen aus dem Kloster gekommen ist, zusammen in der Hoffnung, daß sie sich leiden mögen. Das war bei mir, seit wir uns kennen, dreimal nicht der Fall."

„So oft waren Sie seitdem in Frankreich?"

„Zweimal. Einmal machte die Familie die Reise vergeblich zu uns."

Nachdem wir hierüber weiter gescherzt hatten, fragte ich: „Haben Sie in Frankreich Etwas über die Welfen=Legion gehört?"

„Nur weil ich mich danach erkundigte. Sonst spricht man nicht davon. Mehrere Herren, ehrenhafte, ritterliche Leute, zuckten verächtlich die Achseln, am meisten über den welfischen Agenten Meding."

„Daß die französische Regierung das duldet, ist nicht was der Engländer fair play nennt," warf ich ein.

„Gewiß nicht! Es gehört mit zu den unverantwortlichen Handlungen des Napoleonischen Regimes. Als ich die Rede las, welche der Meding in St. Dizier gehalten hat," — ein französischer Bürger dieser Stadt hatte den König Georg zu Gevatter gebeten, was daselbst Veranlassung zu einem Banket gab — „fühlte ich, daß ich ein Deutscher geworden bin. Zorn und Scham trieben mir das Blut in die Wangen."

„Das freut mich," sagte ich mit Wärme und drückte ihm die Hand. So saßen wir bis spät in die Nacht zusammen. Am Morgen reiste er ab.

Inzwischen waren Barons nach dem Gute zurückgekommen. Meine Mutter schrieb, daß Adele von dem Schweriner Leben nicht entzückt, vielmehr gern heimgekehrt sei und zu Mathilde Hatfried, mit der sie viele Briefe

gewechselt, in einem vertraulicheren Verhältniß als früher stehe. Meinem Vater hatte der Arzt die Wiederholung der Karlsbader Kur verordnet. Die Eltern wollten schon Anfangs Mai dahin reisen, diesmal ohne ihre junge Hausgenossin; ich vermuthe, um diese von Friedrich fern zu halten, dessen Besuch von Wien aus sie zu erwarten hatten. Fräulein Hatfried würde so lange im Schlosse wohnen.

Meine Eltern wußten, wie hoch ich Freimanns schätzte und daß der Graf Emon von Eschingen mir nahe stand. Nachdem ich ihnen nun geschrieben hatte, daß Freimanns und Eschingens auf Wilhelmshöhe sein würden, kam zu ihrem Wunsche, diese Menschen kennen zu lernen, der andere, jenen schönen Aufenthalt wieder zu genießen; und da ihr Arzt einwilligte, so bestellten sie ebenfalls für den Juni und Juli Zimmer in Schombardts Hôtel.

Auf der Reise nach Karlsbad besuchten sie mich und blieben einen Tag in Magdeburg. Wir durchwanderten die Straßen zusammen, und ich freute mich über die Lebhaftigkeit meines Vaters, welchen die alte Stadt interessirte. Bei dem Denkmal Otto's des Großen verweilte er länger. Den Ort, wo Tilly's Scharen eingedrungen waren, mußte ich ihm zeigen. Die wenigen sichtbaren Erinnerungen, welche Magdeburg aus diesem schrecklichsten Kriege gerettet hat, erfüllten ihn mit Theilnahme, und alles Das erläuterte er mit seinen geschichtlichen Kenntnissen.

Zum Mittagessen fuhren wir mit Birlach nach dem außerhalb der Festungswerke an dem Orte des alten Klosters Bergen liegenden Friedrich-Wilhelms-Garten und freuten uns des jungen Laubes der Sträucher und Bäume, welches von den Schornsteinen des nahen Buckau noch nicht geschwärzt war. Ein leichter Ostwind führte von der anderen Seite der Elbe frische Luft herbei, es war heute einmal ein angenehmer Tag im Freien. Birlach bemühte sich, seine Herzensnoth zu bezwingen und das Gespräch zu beleben. So verlief unser kleines Diner in der heitersten Weise.

Nun blieb noch Magdeburgs Sehenswürdigkeit, der Dom, für den wir die hellen Nachmittagsstunden bestimmt hatten. Birlach verließ uns, Frau Heinrich schloß die Seitenpforte auf und ging, wie es zwischen ihr und mir zur Regel geworden war, in ihre Wohnung zurück. Ich machte den Führer, und meine Eltern, besonders mein Vater, betrachteten den weiten Bau und seine einzelnen Merkwürdigkeiten mit dem größten Interesse. Dann scheuten sie auch die Mühe nicht, nach der Gallerie — meinem Garten, wie ich sie nannte — hinauf zu steigen, und durch mein Fernrohr suchte Vater, wie ich es das erste Mal gethan hatte, Hannover. Ich

erklärte die Stadt und Landschaft zu unseren Füßen, und als Alles betrachtet war, setzten wir uns auf die Steinplatten am Fuße des Daches. Meine Eltern waren vergnügt, und ich war es in der Freude, sie so zufrieden und gesund zu sehen, ebenfalls.

Ueber uns am blauen Abendhimmel schwebten einzelne, von der Sonne vergoldete Wolken; unter uns schimmerte der silberglänzende Stromlauf, und noch leuchtete durch die einbrechende Nacht das helle Frühlingsgrün der Bäume und Wiesen. Die Einsamkeit unseres Platzes und die großen Abmessungen des Doms, welche an dieser Stelle am deutlichsten empfunden werden und bei dem abnehmenden Tageslicht noch gewaltiger erschienen, machten meine Mutter beklommen. „Ich werde diesen Ort nicht vergessen und immer denken, daß Du hier allein bist," sagte sie und blickte mich zärtlich an. „Ich würde mich ängstigen in solcher Einsamkeit," fuhr sie fort. „Es käme mir vor, als wäre ich aus der bekannten Welt geschieden. — Ja, so ist es — ich werde an Dich denken, wie ich an Alfred denke. Er ist unter Menschen; auch unter guten und klugen und die ihn lieb haben — und doch allein! So ist es mit Dir."

„Beide erfüllen ihren Beruf auf dem Punkte, der ihnen angewiesen ist," entgegnete mein Vater. „Alfred macht dem deutschen Namen Ehre und nutzt seinem Vaterlande unmittelbar und vielleicht mittelbar, für die Zukunft, noch mehr. Seine Berichte über die zu erstrebende Ausdehnung des deutschen Handels, seine Rathschläge über feste Ansiedelungen in dem noch wenig erschlossenen Lande sollen von größter Voraussicht zeugen. Seine Pläne, für das einzelne Handlungshaus zu groß, für den Augenblick unerfüllbar, machen durch die Weite des Gesichtskreises und die Solidität des Urtheils Aufsehen und werden für die Folge nicht verloren sein."

„Ich bin beinah stolz auf diese Erfolge meines liebsten Freundes," sagte ich, „an den ich nicht ohne Rührung denken kann und den ich tief bedauere. Seit Clotilde für ihn verloren war, ist er nicht froh geworden."

„Den Mann hebt sein ernstes Tagewerk über das persönliche Weh," erwiderte mein Vater.

„Und der Himmel hat gewollt, daß er denselben Verlust ertragen muß, wie wir," sprach Mutter leise vor sich hin. Ich legte meinen Arm um sie und zog sie an mich. Sie sah zu mir auf, indem sie weiter sprach: „Clotildens Herz hatte sich nicht geirrt, und darum brach es. Wie anders ist Adele!"

Die letzten Worte waren meinem Vater, glaube ich, unlieb; denn er verließ uns, ging an die Balustrade und blickte in die Ferne. Mutter beachtete dies nicht, sondern fuhr fort: „Sie hat Alfred angestaunt, aber nicht geliebt."

„Mutter!" sagte ich zitternd und ganz leise.

„Laßt uns hinunter gehen, es wird zu dunkel auf den Treppen," rief mein Vater. Sie stand auf, küßte mich, dann stiegen wir in die geräuschvolle Stadt hinab.

In meinem Herzen war ein neuer Frühling angebrochen. Wie der Sonnenschein draußen neue Blumen hervorholte, so hatte meiner Mutter Aeußerung über Adele meine Hoffnung belebt, die nun zu meiner thörichten Freude die lustigsten Blüthen trieb. Jetzt sah auch ich meine Umgebungen mit freundlicheren Augen an und widmete mich, ohne weitere Pläne, als mir einen achttägigen Urlaub nach Wilhelmshöhe zu ermöglichen, mit frischerer Lust dem Dienste. Weitere Pläne! Wie konnte ich die machen? Hatte doch meine Mutter nichts Anderes gesagt, als daß Adelens Herz sich geirrt habe. Nun besann ich mich auf alle Worte Adelens, aber sie wollten nicht klar werden, und die letzten, die mich beglückten, waren vielleicht nur der heitere Ausdruck eines befreiten Gemüths.

Die Wochen gingen dahin. Sie brachten Nichts, was ich in meine Erzählung aufnehmen müßte, als die Nachricht des Militär-Wochenblattes, daß Norgart wieder nach Cassel und der Oberst von Molinska nach einem viel weniger angenehmen Orte versetzt war. Weiteres erfuhr ich über diese, mich interessirenden Veränderungen vorerst nicht. Norgart war persönlich zu sehr in Anspruch genommen, um mir zu schreiben; Ellerbach liebte das Briefschreiben nicht, und Herhudt scheute sich in diesem Falle, wie Wallenstein, Schriftliches von sich zu geben. Birlachs Eltern ließen sich gegen ihren Sohn über Casseler Stadtneuigkeiten nicht weitläufig aus, und diesem selbst lag die Nähe in so rosigem Licht, daß er für das Ferne keinen Sinn hatte.

19.

Im Juni hatte sich auf Wilhelmshöhe eine Colonie alter und neuer Bekannter gebildet, welche, so verschieden sie waren, durch das Zusammenleben auf dem kleinen schönen Fleck Erde schnell befreundet wurden: meine Eltern, Freimanns, Eschingens und die Doctorin Birlach, wozu der Doctor Birlach fast täglich und andere Casseler nicht selten kamen. Nur eine Person befand sich dazwischen, welche den Meisten fremd war und blieb:

ein Neffe der Gräfin Eschingen, in Emons Alter, Herr François de Peyrade. Er war seinen Verwandten nachgereist, trotzdem er kein Wort Deutsch verstand, weshalb er in der Gesellschaft meistens schwieg. So hatte meine Mutter mir geschrieben.

In der zweiten Juliwoche fuhr ich nach Cassel. Am Bahnhofe erwarteten meine Eltern und Graf Emon mich, auch Herhudt war da. Es war ein freundlicher Empfang. Vater wie Mutter sahen vortrefflich wohl, Emon und Herhudt ernst, aber nicht unglücklich aus. Nachdem ich mit Letzterem für morgen eine Begegnung verabredet hatte, fuhren wir anderen Vier nach Wilhelmshöhe. Vor Schombardts Hôtel standen die Uebrigen der Colonie. Freimanns bewillkommneten mich in der herzlichsten Weise, Birlachs Eltern mit Fragen auf den Gesichtern, die ich vorläufig mit den fröhlichsten Grüßen ihres Sohnes beantwortete. Der alte Graf Eschingen ging gebeugter, der Ausdruck der Gräfin war trüber, verschlossener geworden; Herr François de Peyrade ein höflicher junger Mann, nach Tracht und Wesen unverkennbar aus der französischen vornehmen Welt.

Dann war ich kurze Zeit mit meinen Eltern allein, und darauf versammelte sich die Colonie mit den anderen, ihr nur oberflächlich bekannten, Gästen des Hauses zum Diner an der table d'hôte.

Herr Freimann und der Doctor Birlach glichen sich in der Neigung und guten Art, am rechten Orte lustige Geschichten zu erzählen oder komische Bemerkungen in das Gespräch einzustreuen, mit dem Unterschiede, daß der Doctor Birlach hierbei gewöhnlich einen Hintergedanken hatte, welcher auf den einen oder anderen Zuhörer zielte. Dies kannte ich von früher her, weshalb es mir auffiel, daß er in diesem Cirkel jede Spitze vermied. Der alte Graf, dessen Hände stärker zitterten, als im vorigen Jahre, amüsirte sich vortrefflich, wogegen man seinem Neffen den Verdruß ansah, die Ursache des Gelächters nicht zu verstehen. Seine Tante neben ihm gab zuweilen eine Erklärung, die nicht immer richtig war, wo dann meine Mutter, seine andere Nachbarin helfend eingriff, so viel sich dieses in der raschen Unterhaltung thun ließ. Die Gräfin war nicht so gesprächig und dominirend, wie ich sie kennen gelernt hatte, im Gegentheil ihr Blick zuweilen ängstlich, als beargwohne sie Alle, mit einziger Ausnahme von Frau Sophie Freimann, an welche sie sich am liebsten wandte.

Nach Tisch zogen die älteren Herrschaften sich zurück. Nur Birlachs wollten gleich mit mir in's Freie gehen, der Doctor veranlaßte jedoch seine Frau umzukehren: „Leg' Dich erst eine Stunde ruhig hin."

Er ging mit mir aus dem Hause, wir setzten uns unter die Bäume.

Da hörte ich meinen Namen rufen; es war Graf Emon, der aus dem Hôtel kam. „Ach so!" sagte er, als er mich bei dem Doctor sah, nicht eben vergnügt, blieb stehen und nahm, da sein Vetter jetzt nachfolgte, dessen Arm, um mit ihm in den Park zu gehen.

„Meine Frau wird nicht lange wegbleiben," fing nun der Doctor an, „und in diesem Jahre hat man hier selten Gelegenheit zu einem vertraulichen Zwiegespräch. Also gleich zur Sache! Ich weiß, Sie behalten für sich, was ich Ihnen sage. Was ist Luise Parke für ein Mädchen?"

Bei solcher Klarheit des Geschäfts konnte ich ihn schnell befriedigen, und dies war im Verlaufe einer Viertelstunde geschehen, als die Doctorin ihre einstündige Ruhe schon beendigt hatte und zu uns kam.

„Lassen Sie sich nicht unterbrechen. Wir sprechen von Louise Parke," sagte er, und ich erzählte, zahlreiche Zwischenfragen der Doctorin nach bestem Wissen und Gewissen beantwortend, weiter, bis sie sich, ihre Herzen mit Freude gefüllt, erhoben, um nun ihrerseits einige Nachmittagsruhe zu suchen. Ich wanderte nach dem nächsten meiner Lieblingsplätze im Park, fand da die beiden Vettern und setzte mich zu ihnen. Um mit Herrn de Peyrade eine fließende Unterhaltung zu führen, redete ich sie französisch an, und nun sprach er sogleich mit der volubilité und Lebhaftigkeit seiner Nation von den verschiedensten Dingen, so daß Emon, der immer wußte, wo hinaus ich wollte, den Abschweifenden oft zurückführen mußte.

Der gesetzgebende Körper war im Mai neu gewählt worden, wobei Herr de Peyrade, seinem orleanistischen Standpunkte entsprechend, für eine Mittelpartei gestimmt hatte, welche die Revolution abwehren, dagegen das persönliche Regiment des Kaisers beschränken wollte. Napoleons Ansehen war gesunken. Er hatte keinen Erfolg mehr in der auswärtigen Politik gehabt; die Kraft, womit er bis dahin die Franzosen zügelte, erlahmte. Während die offiziöse Presse nicht aufhörte, Deutschland zu bedrohen, und der clericale Einfluß der Kaiserin sich immer mehr geltend machte, bot der Minister Rouher Alles auf, um das Volk im Napoleonischen Sinne zu leiten. Aber das Verlangen des Landes nach einer friedlichen und freisinnigen Regierung war stärker. Dazu kamen die radicalen Aufwiegelungen in den großen Städten, Paris voran. So wurde eine Kammer gewählt, welche der Kaiser fürchtete und deshalb vorläufig nur behufs ihrer Constituirung einberief. Doch gleich nach ihrem Zusammentritt war die Abneigung gegen das absolute Regiment unwiderstehlich hervorgebrochen. Eine Interpellation, welche Ministerverantwortlichkeit und andere parla-

mentarische Befugnisse forderte, hatte die Majorität erhalten. Dies war geschehen, als ich Herrn de Peyrade kennen lernte.

Seinen, mit weniger esprit als assurance aufgestellten Behauptungen fehlte zwar der Boden gründlicher Sachkenntniß, indeß sein Urtheil war das seiner Partei und deshalb interessant. Er gab zu, daß die Orléans wenig Aussicht hätten, den französischen Thron wieder zu besteigen; er fürchtete die Radicalen, welche auf die Republik hinarbeiteten, und hielt ein constitutionelles Napoleonisches Kaiserthum für den besten Ausweg, welcher gerade jetzt mit Zuversicht betreten werden könne, weil das vollständig gerüstete, unvergleichliche französische Heer den Frieden sichere.

Herr de Peyrade hatte Frankreich vor einigen Wochen, zum ersten Male in seinem Leben, verlassen. Er war ohne Aufenthalt nach Cassel gereist und hier von seinen Verwandten unzertrennlich gewesen. Als ich meine Vermuthung aussprach, daß er die Rückreise langsam und auf Umwegen machen werde, um etwas mehr von Deutschland kennen zu lernen, erwiderte er: „Ach! dieser reizende Ort, diese liebenswürdige Gesellschaft haben mich zu lange gefesselt. Morgen ist der letzte Tag, an dem ich sie genieße, und dann bin ich gezwungen, ohne Unterbrechung nach Hause zu fahren.“

Hierauf machte ich die Bemerkung, daß die Franzosen wenig reisen. „Warum sollen sie?“ rief er aus. „Wir sehen die Fremden bei uns. Paris ist ihre Stadt, wie sie die der Franzosen ist. Und unser Land ist so schön, daß wir es nicht verlassen mögen.“

Graf Emon sagte Nichts dazu, und ich glaubte, daß lediglich der Wunsch, die Verwandten zu sehen, Herrn de Peyrade zu dieser Reise bewog, welche er angetreten hatte, als große politische Veränderungen, die jetzt in Frankreich bevorzustehen schienen, noch nicht erwartet wurden.

Wir kamen nach dem Platz vor Schombardts Hôtel, als unsere Colonie sich wieder versammelte, um den schönen Abend im Freien zu genießen. Nicht viel später fuhren Velenburgs und mit ihnen Julia von Ellerbach herauf. Daß Letztere zum Besuch der Eltern gekommen sei, war bei Tisch schon erzählt worden; ihre Bekannten auf Wilhelmshöhe hatten sie aber noch nicht wiedergesehen, und Eschingens und Freimanns sahen sie zum ersten Male. Sie war auffallend schön, doch anders wie früher. Ich bemerkte den prüfenden Blick, welchen der Doctor Birlach auf sie richtete, als sie zu uns kam. Sie war nicht so blühend; der Berliner Gesellschaftswinter mochte sie angegriffen haben. Und als Birlachs, meine Eltern und ich sie begrüßten, die Anderen mit ihr bekannt gemacht

wurden, hatte das Abgemessene ihrer Erwiderung etwas von Hochmuth und Eitelkeit. Herr de Peyrade war bald mit ihr in einer lebhaften und lustigen Conversation; sie schien an der französischen Unterhaltung Geschmack und er sie reizend zu finden. Dies wurde sogar auffallend. Da fragte in einer Pause Frau Sophie: „Sprechen Sie in Berlin auch so viel französisch, Frau von Ellerbach?“ Wir erschraken. Frau Julia aber verstand den Wink und setzte das Geplauder mit dem Franzosen nicht fort.

Als die Gesellschaft aufbrach und vor der Trennung die Einen und Anderen beisammen standen, zog der Graf Emon mich auf die Seite, flüsterte hastig: „Ich bitte Sie um einen Dienst, führen Sie heute Abend meinen Vetter noch eine Stunde spazieren“ und ging weg. Meine Mutter kam zu mir, legte ihren Arm in den meinigen und fragte bittend: „Morgen früh sind wir doch allein, bis Du nach der Stadt mußt?“ Nun traten Freimanns heran, und Frau Sophie sagte: „Nehmen Sie Abschied von August, er fährt morgen schon wieder weg.“

„Doch nur für drei oder vier Tage,“ versetzte Herr Freimann.

„Nur drei oder vier Tage!“ klagte sie. „Seit wir hier wohnen, ist es immer so gegangen. Erst das Zollparlament und der Reichstag, und als die endlich vorbei waren und ich ihn in Ruhe zu behalten dachte —“

„Hat er andere Geschäfte,“ unterbrach er sie. „Wozu bin ich denn eigentlich da?“

Herr de Peyrade und ich waren die Letzten auf dem Platze. „Für uns ist es zu früh zum Schlafen,“ redete ich ihn an. „Gehen Sie noch etwas mit mir? Es ist ein köstlicher Abend.“

„O ja, kommen Sie,“ sagte er, sich nach dem Parke wendend. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schritt vorwärts. Wir sprachen nicht. Er machte zuweilen trala, trala oder sang französische Verse vor sich hin, die ich nicht verstand. Das war Alles. Endlich brach ich das Schweigen. Damit er nicht zu früh die Lust, weiter zu gehen, verliere, brachte ich ihn auf Paris, und es gelang mir, durch die seiner begeisterten Schilderung gewidmete Aufmerksamkeit, ihn bis zu der Löwenburg hinauf zu locken.

„Ist es hier nicht auch schön?“ sagte ich jetzt.

„Ah ja!“ antwortete er, „und Sie haben schöne Damen in Cassel.“

„Haben Sie mehrere kennen gelernt?“

„Zwei vorzüglich. Mademoiselle de Norgart. Sehr schade, daß sie fort ist, aber —. Und die schönste heute, die junge Frau —.“

Daß Olly von Norgart nicht in Cassel war, überraschte mich. Ich hatte absichtlich nach Norgarts nicht gefragt, und von den Anderen waren sie noch nicht genannt worden. „Ich bedauere, daß Mademoiselle de Norgart verreist ist," unterbrach ich ihn. „Wissen Sie, ob sie lange fort bleibt?"

„Ich weiß nicht. Sie reiste gestern mit ihrem Bruder. Sie wird mich nicht wiedersehen."

„Schwerlich, wenn Sie uns übermorgen verlassen."

„Ich weiß nicht. Die junge Frau von heute Abend, wie heißt sie doch, Julie de?"

„Frau von Ellerbach, sie ist die Tochter des Herrn von Velenburg."

„Weshalb ist ihr Mann nicht mitgekommen?"

„Er hat keinen Urlaub."

„Ah bah —."

Diese Aeußerungen des Libertins waren mir unangenehm, und da Zeit genug verstrichen war, setzte ich den Weg fort. Wir sprachen nicht viel mehr, wahrscheinlich dachte er an Frau von Ellerbach. In Schombardts Hôtel waren alle Fenster dunkel, als wir eintraten.

Am anderen Morgen beim Frühstück mit meinen Eltern erzählte ich meinen Spaziergang mit Herrn de Peyrade. Da lachten sie, und meine Mutter sagte: „Er bildet sich ein, daß Fräulein von Norgart in ihn verliebt und deshalb weggeschickt ist. Er hat keine Ahnung, daß sie mit dem Grafen Emon verlobt ist."

„Na, na" unterbrach mein Vater sie. „Das wissen wir doch nicht, und wenn es wäre, sind Umstände da, welche die größte Verschwiegenheit zur Pflicht machen."

Dann erfuhr ich, daß Herr de Peyrade acht Tage später als Eschingens und diesen ganz unerwartet hier angekommen war und daß man in ihrer Gegenwart von Norgarts nur das Gleichgültigste spreche.

„Die Gräfin glaubt auch halb und halb, daß Fräulein von Norgart sich in ihren Neffen verliebt hat," sagte lachend meine Mutter.

„Sie weiß nicht, was sie glauben soll. Sie ist argwöhnisch," setzte Vater hinzu.

„Fräulein von Norgart ist an der albernen Vermuthung gewiß unschuldig," bemerkte ich.

„Es ist Nichts als französische Einbildung," erklärte er. „Sie war kaum höflich genug, Frau von Norgart etwas zuvorkommender gegen ihn. Und der Graf Emon hielt sich zurück."

Es wurde angeklopft. Frau Sophie Freimann ließ mir sagen, daß sie in die Gemäldegallerie wolle und ich mit ihr in die Stadt fahren könne. Ihr Mann war bei Sonnenaufgang abgereist.

Im Wagen fragte ich nach ihrer Ansicht über Emons Verhältniß zu Olly von Norgart. „O Gott, o Gott," antwortete sie, „sprechen Sie kein Wort hiervon. August wird es Ihnen sagen, wenn es Zeit ist."

Nun erzählte ich auch ihr meine Promenade mit Peyrade.

„Ein feiner Diplomat," äußerte sie, „nicht wahr? Die Familie muß keinen klügeren gehabt haben."

„Wie so?"

„Er ist abgeschickt, zu beobachten und zu berichten. Das hängt Alles zusammen, der Eschingensche Hauskaplan, der katholische Geistliche hier. Glücklicherweise amüsirt die Gräfin sich zu gut oben, sie fuhr in der letzten Zeit nicht so oft nach der Stadt, wie anfangs. Leider scheint es wieder anzufangen, gestern und heute früh sind sie hingefahren."

„Der alte Graf und Emon sind zu Hause bei der Arbeit."

„Die Gräfin mit ihrem Neffen. Wäre der nur fort."

„Morgen reist er."

„Wenn nicht Frau von Ellerbach ihn festhält."

Wir waren angekommen. „Ich möchte um drei Uhr vom Rondel wegfahren. Paßt Ihnen das?" sagte sie, und wir trennten uns.

Meine Meldungen waren bald abgemacht. Den commandirenden General und Herrn von Möller sah ich zu meinem Bedauern nicht, sie waren verreist. Der Oberstlieutenant von Trzemonski empfing mich herablassend freundlich, lud mich zum Niedersitzen ein, fragte nach den Generalen in Magdeburg und was man dort über die Avancements-Aussichten wisse, und hielt mich nicht länger fest, als ich wünschte.

Dann ging ich zu Herhudt. Er beklagte, daß man auch im vorigen Winter Veranlassung gehabt habe, sich über Frau von Molinska lustig zu machen. Die Tochter hatte aber allmälig Einfluß im Hause gewonnen, und der Vater schien sich zuletzt ermannt zu haben. So hoffte Herhudt, daß in Molinskas neuer Garnison die Sache etwas besser gehen werde. Der Tochter Neigung war er sicher und er verzagte nicht.

Auf dem Wege nach Frau von Norgarts Hause begegnete ich dem Doctor Birlach. Er hatte in dieser Jahreszeit wenig Kranke und, wohl um von seinem Sohn und Parkes noch mehr zu hören, begleitete er mich. Er schlug sogar einen Umweg ein, und so kamen wir auf einen Kreuzpunkt, wo man die Straße hinab ins Freie blickt. Unten lag Velenburgs

Haus mit seiner schönen Aussicht auf das Land, und längs der Baumreihe gegenüber wanderte, uns nicht bemerkend, langsam, als betrachte er die Landschaft, Herr François de Peyrade. Aus Besorgniß, daß er sich zu mir gesellen und mich weiter begleiten würde, bat ich, auf ihn zeigend: „Lassen Sie uns umkehren.“ Gleich darauf waren wir seinem Gesichtsfelde entschwunden. Nun erzählte ich zum dritten Male meine gestrige Promenade mit dem Franzosen und setzte hinzu, daß ich ihn für so insolent halte, Frau von Ellerbach den französischen Hof machen zu wollen. Der Doctor hörte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, sah er nach seiner Uhr. „Auf Wiedersehen oben bei Tisch. Ich muß noch einen Besuch machen,“ sagte er und kehrte wieder um, während ich zu Frau von Norgart ging.

Sie war heiterer, als ich sie jemals gesehen hatte. „Sie finden mich allein,“ so redete sie mich an. „Meine Kinder sind bei Ellerbach's, aber Hugo werden Sie noch sehen. Ich erwarte ihn morgen Abend zurück, er konnte nicht länger abkommen. Ich bin so glücklich, ihn wieder hier zu haben.“ Von ihrer Tochter war nicht weiter die Rede und Eschingens erwähnte sie nur flüchtig, als sie von der angenehmen Gesellschaft sprach, welche sich in Schombardts Hôtel zusammengefunden hatte. Länger verweilte sie bei meinen Eltern, am längsten bei Freimanns, deren geistreiche Liebenswürdigkeit sie lebhaft hervorhob. Dann war von Casseler Bekannten die Rede, von Herrn von Möller und Anderen. Auch ich mußte erzählen, und theilnehmend hörte sie den Bericht über mein Leben in Magdeburg an. Dieser Besuch war für mich erquickend und, wie ich empfand, ihr willkommen, so daß ich ihn ausdehnte, bis ich nach dem Rondel gehen mußte, um Frau Sophie Freimann zu erwarten.

Während der Rückfahrt sprach sie zuerst in ihrer treffenden Weise von den Bildern, mit welchen sie sich heute in der Gallerie beschäftigt hatte, und deren großen Werth ihr feines Urtheil mir ganz klar machte. Darauf war eine kurze Pause in der Unterhaltung gewesen, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ihr durchdringender Blick mein Gesicht traf und ihre herzlich klingende Frage mich durchzuckte: „Sind bei Ihnen auf dem Gute die beiden Freundinnen Adele und Mathilde wirklich so verschieden?“ Ich glaube, daß ich wie ein junges Mädchen erröthete. Ihre großen, guten Augen ließen mich nicht los. Ich suchte mich zu fassen und bestätigte die Verschiedenheit. Das genügte ihr aber nicht, ich mußte die beiden Mädchen charakterisiren, und aus dem Verhör, welches sie erbarmungslos fortsetzte, hatte sie ohne Zweifel entnommen, daß Adele diejenige war, welche mich am meisten interessirte. Denn nun schloß sie

die Akten und fragte, wie es mir in der Stadt ergangen sei. Ehe ich dies berichtet hatte, waren wir zu Haus.

Bei Tisch drehte sich heute das Gespräch hauptsächlich um Politik. Der französische Kaiser schien den Forderungen des gesetzgebenden Körpers entgegenkommen zu wollen, denn er hatte Reformen in Aussicht gestellt und sein bisheriges Ministerium entlassen. Der alte Graf Eschingen schüttelte den Kopf und die ihn kannten, wußten, daß er hierdurch das Mißtrauen ausdrückte, welches er in alle Handlungen Napoleons setzte. Herr de Peyrade schwatzte über die glückliche Veränderung, welche er bereits als vollendet betrachtete. Als der Gegenstand erschöpft war, ließ der Doctor Birlach sein Glas klingen und sprach in zierlichem Französisch: „Zu unserem Bedauern will der liebenswürdige Herr de Peyrade uns morgen verlassen. Ich hoffe, daß er Deutschland etwas lieb gewonnen hat und öfter besucht. Ich bitte, daß wir auf sein Wohl trinken und ihm glückliche Reise wünschen."

Nach dem ersten Satze hatte die Gräfin non, non! gerufen, ohne daß der Doctor sich stören ließ. Die Gesundheit wurde getrunken, und Herr de Peyrade bedankte sich, indem er versicherte, daß er nie aufhören werde, diese ausgezeichneten Menschen und dieses schöne Land (wovon er Nichts kannte als die Wilhelmshöhe und einige Straßen in Cassel) in seinem Herzen zu bewahren, daß er sehr dankbar für die ihm erwiesene große Freundschaft sei und sich glücklich schätze, in dieser interessantesten und angenehmsten Gesellschaft noch einige Tage bleiben zu können.

Bei den letzten Worten schlüpfte ein leises, klagendes Ach! über Frau Sophie Freimanns Lippen. Mein Vater aber sagte: „Sehr schmeichelhaft für uns, um so mehr, als Sie gewiß begierig sind, die wichtigen politischen Ereignisse in Ihrem Vaterlande zu beobachten."

„Was wollen Sie!" erwiderte Herr de Peyrade. „Das ist die Sache der politischen Männer. Wir Anderen haben unsere Pflicht mit den Wahlen abgemacht."

Der alte Eschingen sah traurig vor sich hin. Die Gräfin flüsterte: „Ich trenne mich so ungern von ihm," worauf Frau Sophie, um das ihr entschlüpfte Ach! gut zu machen, ein theilnehmendes „Das kann ich mir denken" hören ließ, welchem die Doctorin Birlach zustimmte, während ihr Mann ein vergnügtes Gesicht machte. Ich sah nach Emon hinüber, dessen Augen zornig funkelten.

Nach Tisch setzten wir Beide uns vor das Haus; da aber Herr de Peyrade sich einfand, wollte die Unterhaltung nicht recht vorwärts, und wir gingen bald in unsere Zimmer.

Am Abend versammelte sich die Gesellschaft auf dem gewöhnlichen Platze, und da fuhren zu meinem großen Erstaunen, ich kann wohl sagen zu meiner Betrübniß, Velenburgs mit Frau von Ellerbach wieder herauf, stiegen aus und schritten ohne Säumen dahin, wo wir waren. Herr de Peyrade erhob sich zuerst, stolz auf seine Eroberung und begierig auf den weiteren Sieg. Meinen Eltern und Frau Sophie sah ich den Verdruß über seinen Triumph an, der Doctor Birlach dagegen blinzelte mir komisch zu.

Frau Julia beachtete Herrn de Peyrade gar nicht. Als er sich ihr näherte, wandte sie ihm den Rücken, und als er sie mit einem Compliment anredete, antwortete sie kurz und deutsch. Man wollte sich setzen; Herr de Peyrade war an Frau Julias Seite geblieben, um sich neben ihr niederzulassen. „Ich möchte heute bei Ihnen sitzen, wenn Sie erlauben," sagte sie meiner Mutter, und sich nach dem Doctor Birlach umsehend, „und bei Ihnen." Peyrade setzte sich ihr gegenüber. Es war schon etwas Verlegenheit in unserem Kreise.

Nach einer Weile richtete Peyrade über den Tisch eine Bemerkung über ihr vollkommenes Französisch an sie. Da sah sie ihm ernst ins Gesicht und versetzte in seiner Sprache: „Mich däucht, ich habe gestern zu viel französisch geredet." Und nun sprach sie kein Wort mehr mit ihm. Die Verlegenheit der Meisten und die Freude des Doctors und die meinige wuchs. Frau Sophie that, als sei gar Nichts vorgefallen, und unterhielt eifrig und amüsant die alte Gräfin. Nicht lange blieben Velenburgs, sie hatten ihren Wagen halten lassen. Als sie Adieu sagten, bekam Herr de Peyrade weder Blick noch Gruß.

An diesem Abend war von einem gemeinschaftlichen Spaziergang nicht die Rede. Ich allein wanderte noch umher. Als ich nach Hause kam, war nur in Emons und seines Vetters Zimmern Licht.

Im Laufe des anderen Vormittags ging von Eschingens die Mittheilung aus, daß Herr de Peyrade, nachdem er selbst die Nachrichten aus Paris in den Zeitungen gelesen, seine Abreise nicht länger hinausschieben wolle. Um die Mittagsstunde machte er Abschiedsvisiten im Hôtel, und als wir uns an der Table d'hôte versammelten, fehlten er und Emon, der ihn nach dem Bahnhofe begleitete.

Nachdem dieses Gewitter sich über unsere Colonie entladen hatte, lebten wir in vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Im Laufe des Tages trafen, wenn nicht die Familien für sich blieben, gewöhnlich dieselben Paare zusammen. Der alte Graf liebte die Unterhaltung meines Vaters, die Gräfin verlangte immer nach Frau Sophiens anmuthiger Nähe, meine

Mutter und die Doctorin suchten einen schattigen Ort unter den prächtigen Bäumen am kühlenden Wasser, Emon und ich durchstreiften den Wald. Und gegen Abend kamen täglich Bekannte aus der Stadt, Herhudt, dann auch Frau von Norgart mit ihrem Sohn, der freudestrahlend heimgekehrt war, denn seine Hochzeit sollte im Herbst stattfinden. Frau von Norgart war gegen Eschingens nicht anders, wie gegen die Uebrigen. Wohl aber konnte ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen, daß Emon ihr seine Höflichkeiten mit besonderer Wärme erwies. Velenburgs kamen ebenfalls wieder, unbefangen, als gedächten sie Peyrade's nicht mehr.

Eines Morgens erfuhren wir, daß Herr Freimann wieder da war, und später von der Gräfin, daß sie einen Brief erhalten hatte, welcher ihr die Ankunft anderer Verwandten, eines Ehepaars aus dem Elsaß, ankündigte. Emon erzählte mir dann, daß diese Verwandten, Reinval mit Namen, eine Erholungsreise durch Deutschland machten, daß Monsieur Reinval ein Cousin seiner Mutter, Besitzer großer Fabriken und Katholik, Madame Reinval eine Deutsche und protestantisch sei. „Sie haben viele Kinder, auch schon Großkinder, und diese Alle sind Protestanten,“ setzte er hinzu.

Herr Freimann behandelte seine Reise wie eine Geschäftssache, von der man nicht redet. Auf einem längeren Spaziergange mit mir allein sprach er von dem Verhältniß zwischen Emon und Norgarts kein Wort.

Mein Urlaub ging zu Ende. Als ich am letzten Tage von den Abschiedsbesuchen nach Hause kam, hielt ein Wagen vor dem Hôtel, Emon trat schnellen Schrittes heran, begrüßte die Angekommenen und führte sie hinein. Ich hörte die Willkommen-Rufe seiner Eltern. Reinvals waren da.

Bei Tisch lernten wir sie kennen. Herr Reinval war ein kräftiger Mann mit dichtem, dunkelm, zum Theil ergrautem Haar und glatt rasirtem Gesicht; Madame Reinval eine noch hübsche, etwas corpulente Frau von ruhigem, energischem Wesen. Beide sprachen deutsch, sie in der Mundart ihrer schwäbischen Heimath, er geläufig, jedoch mit französischen Redewendungen. Ihr Verhältniß zu Eschingens schien herzlich zu sein, und mehreremale ließ sich erkennen, daß die Gräfin diese Verwandten für hervorragend kluge Menschen hielt. Reinvals hatten Herrn Freimann auf dessen Reisen früher — wo? kam nicht zur Sprache — kennen gelernt und gewannen hierdurch auch zu Frau Sophie schnell ein näheres Verhältniß.

Am Abend kamen Frau von Norgart, ihr Sohn und Herhudt, so daß auf unserem Platze wieder ein großer Kreis versammelt war, der heute länger als sonst, bis spät in die warme Sommernacht, vereinigt

blieb. Im Verlaufe der Stunden schienen Frau von Norgart und Reinvals einander besonders gut zu gefallen, und überhaupt wurde ersichtlich, daß die Fremden aus Elsaß sehr willkommene neue Elemente in der Gesellschaft waren, von welcher ich jetzt leider Abschied nehmen mußte.

20.

Der Gegensatz zwischen der Ruhe und Stille in der schönen Natur, aus welcher ich kam, und dem Erwerbslärm meiner Garnison war groß. Schon in der Vorstadt lag eine dicke, heiße Luft und die Dampfhämmer waren lauter als das Geräusch des Eisenbahnzuges. Nach den genossenen Tagen fühlte ich um so herber, daß ich mit den Umgebungen, in denen ich wieder leben sollte, auf keinem guten Fuße stand. Die Festungsmauern blickten mich starrer, die dicht vor einander stehenden Häuserreihen grämlicher an, und die Leute in den Gassen kamen mir rücksichtsloser vor.

Näherer Umgang fehlte mir. Den leidenschaftlichen Birlach hatte die Liebe in Beschlag genommen und Frose war nach Berlin übergesiedelt. Er hatte den Abschied, mit dem Titel Major, erhalten und trotz der Anhänglichkeit an seine Vaterstadt in Magdeburg nicht bleiben mögen. Ich suchte mir die Grillen zu vertreiben, indem ich viel las und arbeitete; und meine volle Aufmerksamkeit widmete ich den jetzt beginnenden größeren Truppenübungen.

Inzwischen hatte die Gesellschaft auf Wilhelmshöhe sich getrennt. Meine Mutter schrieb bald nach ihrer Heimkehr: „Nach langer Abwesenheit thut uns das eigene Haus und der lieben Mathilde Gegenwart ungemein wohl. Sie und Adele sind noch befreundeter, Adele ist viel heiterer geworden.“ Am Ende des Briefes stand: „Für den armen Emon von Eschingen hat der Wilhelmshöher Aufenthalt den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Auch er muß seinen Kampf bestehen.“ Zwischen den Zeilen, die ich etwas später von ihm erhielt, konnte ich lesen, daß er zwar nicht Alles erreicht, was er gehofft hatte, aber guten Muthes war.

Im letzten Drittel des August kam der König zur Truppenbesichtigung nach Magdeburg. Die Stadt hatte sich auf das Schönste geschmückt und empfing den greisen Landesherrn mit einem Jubel, so ungekünstelt und lebhaft, wie ich es noch nicht erlebt hatte. An mir selbst machte ich die Bemerkung, wie sehr die zwei Jahre seit der ersten Parade vor dem König Wilhelm, an der ich in Cassel theilnahm, mich verändert hatten. Meine hannoverschen Erinnerungen waren nicht verblichen; ich zweifelte, daß ich jemals das Preußenlied mit dem Enthusiasmus eines Altpreußen singen

könne, und noch immer hoffte ich, daß es einst heißen werde: „Ich bin ein Deutscher! Kennt Ihr meine Farben?“ Aber ich hatte meinen Antheil an der Mühe und Arbeit in der preußischen Armee gehabt, erkannte vollständiger ihren Werth und gehörte ihr mit ganzer Seele an.

Nach den Manövern ging Virlach auf Urlaub. Daß er sich mit Fräulein Parke verloben würde, vermuthete ich ebenso bestimmt, wie daß der Commerzienrath vorsichtig handeln und dieses Geschäft nicht eher abschließen wollte, bis er von seiner Tochter Neigung und Virlachs Charakter vollständig überzeugt sei.

Eines Tages im October sagte mir der Oberstlieutenant von Krelow: „Sie kommen ja gar nicht mehr nach der Stadt Prag. Kommen Sie heute. Ich bringe meinen Vetter, Capitän-Lieutenant von Krelow aus Wilhelmshafen, mit. Er ist nach Berlin in das Marine-Ministerium versetzt.“

Am Abend versammelten sich mehr als die gewöhnlichen Gäste an dem Tische des Oberstlieutenants in der Stadt Prag; auch der schweigsame Major erschien. See-Officiere kamen selten nach Magdeburg, und von ihnen konnte man Neues erfahren. Vor einigen Monaten hatte der König den Kriegshafen an der Nordsee, der fortan seinen Namen tragen sollte, eingeweiht, und jetzt war der Kronprinz unterwegs, um der Eröffnung des Suez-Kanals beizuwohnen, welchen er auf einem preußischen Kriegsschiffe durchfahren wollte. Bei diesen Nachrichten mußte ich oft an den alten Capitän, der seit den schleswig-holstein'schen Kriegen sich lebhaft für eine deutsche Seemacht interessirte, und an Alfred denken, welcher unseren Handel im Auslande kräftiger geschützt sehen wollte. Die öffentliche Meinung in Deutschland stand der preußischen Kriegsmarine, die man für ein Pfand wachsender Einigung und Kraft der Nation hielt, zur Seite. Dagegen hörte man in der Armee, welche noch durch einen gemeinschaftlichen Minister mit der Marine verbunden war, auch die Ansicht, daß letztere zu viel von den Mitteln hinweg nehme, welche der Staat für seine Vertheidigung ausgeben könne und vor Allem dem Landheere zuwenden müsse, weil dieses in jedem Kriege den Ausschlag gebe.

Der Capitän-Lieutenant von Krelow, nicht gesprächig von Gewohnheit, theilte sich, dazu aufgefordert, angenehm und verständig mit. Er beschrieb uns die großen Panzerschiffe, deren wir jetzt drei besaßen, welche uns zur See bereits stärker als Dänemark machten, die er aber nur als den Anfang unserer künftigen Schlachtenflotte charakterisirte. Die Nothwendigkeiten einer solchen wurde jedoch von mehreren seiner Zuhörer be-

stritten, und hierin stimmten sogar — ein seltener Fall — der Oberstlieutenant von Krelow und der Artillerie-Major überein.

„Giebt es für die Panzerflotte schon eine See-Taktik?" fragte der schweigsame Major.

„Das kann man nicht sagen," antwortete der Capitän-Lieutenant. „Einige suchen die Entscheidung in dem Geschütz, Andere in dem Sporn."

„Artilleristen und Cavalleristen!" rief der Oberstlieutenant. „Euer Capitän Werner soll so ein See-Kürassier sein, der den Feind niederrennen will."

„Er hält vom Schießen nicht viel und ist mehr für das Rammen," bestätigte der Vetter.

„Die Marine ist von der Artillerie abhängig, beide sind in einer noch unübersichtlichen Entwickelung", bemerkte der schweigsame Major.

„Unsere Marine richtet sich zu sehr nach der englischen," sprach nun der Artilleriemajor. „Nachdem jetzt unsere neuen Kanonen die englischen geschlagen haben, hört das hoffentlich auf."

„Dann dürft Ihr auch Bärte tragen," sagte hierauf der Oberstlieutenant, sich an den Seeofficier wendend.

Dieser entgegnete: „Bei uns ist die Artillerie im Rückstande. Wir sind mit den Schiffen weiter, als mit den Küstengeschützen. Unsere Häfen und Ströme sind offen. Da ist es doch wohl gut, daß wir unsere Panzer haben. Wenn wir in den nächsten Jahren einen Krieg mit Frankreich bekommen, müssen sie das Beste thun."

„Wie so?" fragte der schweigsame Major.

„Die Franzosen haben Alles bereit, um in erstaunlich kurzer Zeit ein Armeecorps mit voller Kriegsausrüstung an unseren Küsten zu landen. Die Küste ist unsere schwache Grenze und hält in unbewehrtem Zustande einen beträchtlichen Theil unserer Feldarmee fest."

Diese Behauptung bestritt ich nach meiner Kenntniß von der hannoverschen und holsteinischen Küste, und der Oberstlieutenant erklärte, daß an der pommerschen Küste das Landen noch schwerer sei. Obgleich unsere Urtheile hierüber nur oberflächlich waren, gelangten wir doch in großer Uebereinstimmung zu der Ansicht, daß unsere Armee in möglichster Stärke der feindlichen entgegentreten müsse und alles Andere erst in zweiter Linie komme.

„Und dann muß ich sagen," rief der Oberstlieutenant, „ich glaube, der Krieg geht eher mit Oesterreich wieder los. Freilich, daß unser Kron-

prinz jetzt in Wien gewesen ist, sagt viel; wir können uns aber die Beust'schen Hetzereien beinah nicht mehr gefallen lassen."

Der Oberstlieutenant von Krelow, welchem das Politisiren fern lag, mochte in diesen Tagen zufällig in einer Zeitung gelesen oder an seinem Mittagstische gehört haben, wie der österreichische Reichskanzler in der Hoffnung, Preußen niederzuwerfen, einen gegen Norddeutschland gerichteten süddeutschen Bund zu Stande bringen wollte und Frankreich in den Intriguen gegen Deutschland zu unterstützen trachtete. Es war aber nicht denkbar, daß wir einen Krieg mit Oesterreich allein zu führen haben würden; Frankreich und im Norden Dänemark ließen eine solche Gelegenheit, an Preußen Rache zu nehmen, gewiß nicht unbenutzt. Ob dem Norddeutschen Bunde alsdann aus den Allianzverträgen mit den süddeutschen Staaten ein Kraftgewinn erwüchse, konnte bezweifelt werden, weil die particularistischen und ultramontanen Feinde Preußens eifrig am Werke waren, es zu verhindern.

In den Kreisen der Officiere wurde selten von Politik gesprochen, im Allgemeinen fehlten dazu Kenntnisse, wie Neigung. Und wären der Feinde auch noch mehr gewesen, die Gewohnheit des Dienstes und das Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Armee ließen es nicht dahin kommen, daß man sie zählte. Uebrigens glaubte Niemand an einen nahen Krieg, und die Gegner, welche sich laut machten, trugen dazu bei, daß die Zusammengehörigkeit der Deutschen diesseits und jenseits des Mains lebhafter empfunden wurde und der Geist der Nation sich kräftigte.

Birlach war zurückgekommen. Cassel hatte ihm diesmal nicht wie ehemals gefallen. Er freute sich, wieder in Magdeburg zu sein, und war nicht sehr mittheilend in Bezug auf seine Heimath. Nur auf Befragen erfuhr ich, was ich wissen wollte. Von Norgarts erzählte er Nichts, als daß er alle drei gesund gesehen hatte und sie sich auf Hugo's Hochzeit, zu der ich schon eine Einladung erhalten hatte, bereiteten. „Na endlich!" sagte Birlach. „Wenn ich verlobt bin, warte ich nicht so lange."

Im Anfange des Novembers bekam ich einen Brief von Christian: „Vater, Mutter und Adele sind seit Montag hier. Am nächsten Montag wollen sie nach Holstein zurück. Kannst Du am Sonntag kommen, um sie, Bertha und mich zu sehen? Wir erwarten Dich um vier Uhr."

Meine Eltern hatten von dieser Reise, zu welcher sich Barons schnell, wie es ihre Gewohnheit war, entschlossen, Nichts geschrieben. Die unerwartete Freude, Adele zu sehen, wurde durch die Art der Einladung beeinträchtigt, auf den letzten Tag, auf eine bestimmte Stunde, was ein langes Zusammen-

sein ausschloß. Wollten Barons, wollte Adele nicht, daß ich sogleich käme und alle die Tage mit ihnen verlebte? Oder waren dies eitele Vermuthungen? Christian meinte es gewiß gut, aber es verdroß mich.

Mein lebhaftes Verlangen, Adele zu sehen, zeigte mir nur zu deutlich, wie lieb ich sie hatte. Und zu dieser Qual kam sonderbarer Weise jetzt noch die Einbildung, daß ich untreu an Alfred handele, wenn ich ihre Liebe zu gewinnen trachte. Es half wenig, daß ich mir die Vergangenheit vergegenwärtigte; es gelang mir nicht, die Sache so einfach anzusehen, wie sie war. Doch kam ich zu dem Entschluß, natürlich gegen Alle, herzlich gegen Barons und das junge Ehepaar und gegen Adele zurückhaltend zu sein.

Ich fuhr wieder früh nach Berlin und gleich nach Freimanns Hause. Herr Freimann saß am Schreibtisch, Frau Sophie auf ihrem Platz am Fenster, ein aufgeschlagenes Buch und eine Handarbeit vor sich. Ich setzte mich zu ihr, und Herr Freimann, uns den Rücken zuwendend und dann und wann eine Bemerkung in das Gespräch werfend, schrieb weiter. Es war eine Behaglichkeit in diesem Raume, eine wohlthuende Natürlichkeit in diesen anmuthigen Menschen, die mich sonst unbeschreiblich gefesselt hatten. Aber heute war ich nicht ganz bei ihnen, meine Gedanken flogen oft nach Christians Hause. Frau Sophie mochte es bemerken, denn sie sah mich zuweilen fragend an. Indeß, ich war diesmal nicht lediglich ihretwegen gekommen; ich wollte erfahren, wie es um Emon von Eschingen stand, und fragte geradezu hiernach. Da erhob sich Herr Freimann mit einer raschen Bewegung und sprach, indem er zu uns kam: „Seine Mutter auf den Tod verletzen, kann er nicht, und wenn er noch so verliebt ist. Entweder wir überzeugen sie, oder er wartet, so lange Gott will."

„Reinvals, die von Ihnen wohl zu Hülfe geholt waren, haben also auch Nichts erreicht?" fragte ich.

„O ja," antwortete Frau Sophie.

„Gar Nichts!" sagte ihr Mann, sich wieder dem Schreibtische zuwendend.

„Doch! Die Gräfin kam zum Nachdenken."

„Was hilft das?" rief er. „Sie mußte Ja oder Nein sagen, und sie sagte Nein!" Er setzte sich und schrieb weiter.

„Die schreckliche Gewalt der katholischen Geistlichen!" fing nun Frau Sophie an. „Kein Pfäfflein ist so klein, ein Päpstlein ist darein." Die arme Gräfin gerieth immer mehr in eine Seelenqual, an der, wie ihr Sohn erklärte, die Briefe Schuld waren, welche sie täglich von ihrem

Caplan erhielt. Sie fuhr an jedem Morgen nach der katholischen Kirche und blieb da länger als sonst."

„Wie mag der alte Graf über die Sache denken?" fragte ich.

„Er ist vernünftig," antwortete Herr Freimann, ohne sich umzusehen. „Nur zu schwach gegen seine Frau."

„Am meisten vermögen der Sohn und Reinvals über sie," setzte Frau Sophie hinzu. „Aber ihre anderen französischen Verwandten stehen gegen uns."

„Zwei oder drei wollen selbst eine Tochter an Emon verheirathen," rief Herr Freimann dazwischen.

„Ich bedauere ihn, es ist ein schwerer Kampf," äußerte ich.

„Das Gold wird rein im Feuer," sprach sie. Ihr Mann stand wieder auf, faßte in seiner Lebhaftigkeit meinen Arm und sagte: „Im nächsten Sommer machen wir mit Eschingens und Reinvals eine Reise. Reisen Sie mit! Wie?"

„Das wäre reizend!" fiel Frau Sophie ein. „Wir freuen uns auf die Zeit, auch die Gräfin. So viel haben wir erreicht, sie hat uns gern um sich."

„Und da soll kein feindlicher Sendbote uns finden," rief er, indem er abermals an den Schreibtisch zurückkehrte.

„Norgarts erfahren hoffentlich Ihre Reiseroute," flüsterte ich lachend, worauf sie zum Zeichen des Schweigens einen Finger auf ihren Mund legte.

„Sophie!" sprach er jetzt von seinem Platze aus. „Wie wäre es, wenn wir Henrich fragen ließen, ob er mit uns essen will?" Er drehte sich nach mir um. „Das ist ein allerliebster Mensch, Lehrer an unserem nächsten Gymnasium. Sie werden ihn leiden mögen."

Die freundliche Absicht veranlaßte mich zu erklären, daß ich einer Einladung Christians folgen müsse.

„Dann laß!" sagte Herr Freimann und fuhr in seiner Arbeit fort.

Nun trieb Frau Sophiens Frage: „Seine Eltern sind wohl gekommen?" mir das Blut in die Wangen. „Auch seine Schwester?" fragte sie weiter, und ohne die Antwort, welche sie von meinem Gesichte las, abzuwarten: „Haben Sie sie schon gesehen?"

„Noch nicht. Ich bin auf vier Uhr bestellt."

„Laß uns frühstücken, Sophie," nahm jetzt wieder Herr Freimann das Wort, indem er ein paar Briefe schloß und andere Papiere weglegte. „Dann fahren wir in den Thiergarten. Es ist noch ein schöner Tag."

Wir fuhren die Linden entlang nach dem Brandenburger Thor. Die

Wagen folgten, begegneten sich und rollten an einander vorbei, und auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger. Ich mußte beständig grüßen, dann diesen Officier in der Equipage, dann jene unter der Menge, alle mir unbekannt. Und eben war ich wieder an einem vorüber, den ich jetzt erkannte. „Christian!“ rief ich, und er und die bei ihm waren, drehten sich um. Es waren Barons und Adele.

„Sind das Barons?“ fragte Frau Sophie.

„Ja!“

„Halt!“ rief Herr Freimann.

Eine kurze Strecke noch und der Wagen hielt. Ich sprang heraus und ging auf Christian zu, der freudigen Gesichts herbei kam und dem die Anderen folgten. Ein schneller Händedruck, und weiter eilte ich, sie zu begrüßen. Mein Vorsatz der Zurückhaltung war vergessen, ich streckte Adele meine Hand entgegen und sah in ihr schönes Gesicht. Das meinige wird wohl des Glückes zu viel gezeigt haben, denn sie erröthete.

„Mit wem fuhrst Du?“ fragte Christian.

„Mit Freimanns.“

„Ah!“ fiel der Baron ein. „Die möchte ich kennen lernen.“

Wir gingen nach dem Wagen, den Freimanns, als sie uns kommen sahen, verließen, und der Baron sagte nach der ersten Begrüßung: „Ernsts Eltern werden sich freuen, daß wir Sie gesehen haben.“

Die Unterhaltung fand in dem Menschengedränge statt. Herr Freimann blickte sich nach den Häusern um, ob wir in der Nähe eines Restaurants wären, wo wir ungestört sprechen könnten.

„Das Beste wäre,“ meinte Frau Sophie, „wir führen eine Strecke zusammen.“

Der Baron und die Baronin schienen hierzu wohl geneigt zu sein.

„Ja. Wir können aber nicht Alle in den Wagen,“ versetzte Herr Freimann.

„Die jungen Leute kommen uns zu Fuß nach, nicht wahr?“ entgegnete sie, einen ihrer herzlichen Blicke auf Adele richtend. Diese neigte den Kopf mit einem Ausdruck, der, wie ich zu meinem Entzücken beobachtete, über ihre Bereitwilligkeit keinen Zweifel ließ. Die Baronin sah nach ihrem Manne auf. „Werden wir uns nicht verfehlen?“ fragte dieser.

Herr Freimann wandte sich an Christian: „Wir fahren nach dem Hofjäger, da steigen wir aus und gehen die Thiergartenstraße zurück.“

Der Wagen fuhr mit den beiden Ehepaaren davon, Adele ging zwischen Christian und mir. „Ich habe Sie länger als ein Jahr nicht gesehen," fing ich an.

„Wir reisten so früh nach Schwerin," erwiderte sie. „Ich wäre Weihnachten lieber zu Hause geblieben." Und schnell setzte sie hinzu: „Während unserer traurigen Erinnerungszeit waren meine Gedanken immer dort."

„Nachher waren Sie gern in Schwerin?" fragte ich nach einer Pause.

„Es dreht sich Alles um den kleinen Hof. Schwerin ist ganz vorwiegend das Schloß mit dem, was dazu gehört."

„Einige Theile sollen sehr hübsch sein."

„Die Landschaft ist wunderhübsch und das schöne Schloß zwischen den Bäumen und Wasserflächen ein überraschendes Bild, auch im Winter. Ich habe es an warmen Tagen von verschiedenen Punkten gezeichnet, sehr flüchtig, denn ich hatte wenig Zeit."

„Was war denn zu thun?"

„Toiletten berathen, Besuche machen und annehmen. Und das Gespräch war immer dasselbe: die großherzoglichen Herrschaften und die Gesellschaft. Nein, Ernst, lieber das Land oder eine große Stadt."

„Adele mag Berlin gern," bemerkte Christian.

„Berlin ist schön," sagte ich.

„Nicht allein das! Es ist eine Stadt, die mit ihren Monumenten das Land ehrt. Und man merkt, wie hier gedacht und gearbeitet wird."

Während sie dies sprach, sahen wir uns an. Ihre Züge schienen mir veredelt, die Kraft ihres Geistes geregelter.

Ich knüpfte an ihre Aeußerung an: „Denselben Eindruck hatte ich, als ich zum ersten Male hier war, mit Alfred."

Da wandte sie plötzlich, wie unwillig, den Kopf und ging, vor sich nieder blickend, schweigend weiter.

Christian nahm das Gespräch wieder auf: „Ist es nicht eine Freude für mich, daß meine Eltern und Adele gern in Berlin sind?"

„Gewiß. Auch für mich, weil ich sie um so öfter hier zu sehen hoffe. Schon diesmal wäre ich gern früher gekommen —"

„Die Eltern meinten, wir dürften nicht mehr von Ihnen verlangen," unterbrach sie mich.

„Kein Opfer, nur Freude; denn an Magdeburg fesselt mich außer dem Dienst gar Nichts. Die Stadt würden Sie nicht leiden mögen, Adele, und es ist doch eine recht große und sehr lebhafte Stadt."

„Warum nicht? Ihr Vater erzählte interessant davon. Die rege, nützliche Thätigkeit der Menschen zu sehen, würde mir gefallen.“

Mein Herz jubelte auf in dem Wahn, daß sie mit mir dort leben möchte.

Wir kamen an den ersten der Leiermänner, welche im Thiergarten die verstimmten und vernutzten Orgeln zum Vergnügen der Kinder und zur Pein empfindlicher Ohren drehen. Adele sah nach Christian auf, und dieser gab dem Manne etwas.

„Der Arme!“ sagte sie leise.

„Der ist nicht arm,“ entgegnete ihr Bruder. „Ein Drehorgelstand ist ein sehr begehrter Posten.“

„Das ist, was mich quälen würde,“ sprach sie weiter. „Das Unübersehbare, das Unbesiegbare des Elendes in einer großen Stadt. Für wenige Gebrechliche oder Kranke, die man persönlich kennt, zu sorgen, das ist bald gethan. Und mehr kommt auf dem Gute ja nicht vor. Geschieht in Magdeburg viel für die Armen?“

„Ich glaube wohl. Allerlei Vereine sind da.“

Sie erwiderte Nichts, und ich dachte, daß sie überlege, ob ich in dieser Beziehung zu theilnahmlos sei. Wir gingen einige Schritte schweigend.

„Du wolltest ja mit Ernst über Frau Charlottens Jubiläum sprechen,“ nahm jetzt Christian das Wort, worauf Adele sagte: „Im nächsten Oktober ist sie fünfundzwanzig Jahre bei uns. Vater will ein kleines Fest veranstalten. Sie müssen sich so einrichten, daß Sie dazu kommen können. In einigen Wochen sind Sie ja bei uns, dann wollen wir berathen, ob wir etwas Passendes aufführen können.“

„Ich helfe gern.“

„Hoffentlich kommt auch Friedrich zu Weihnachten. Er soll Etwas dichten.“

„Das können Sie selbst. Zu Frau Charlottens Hochzeit hatten Sie es sehr hübsch gemacht. Alfred lobte Ihr Gedicht.“

Und wieder wie das erste Mal, als sie an Alfred erinnert wurde, brach sie unlustig das Gespräch ab.

In der Menschenmenge unter den Bäumen der Thiergartenstraße erkannten wir Barons und Freimanns, die uns entgegen kamen. Voran ging die Baronin, in ein Gespräch mit Herrn Freimann vertieft, und als wir sie erreicht hatten, nahm Frau Sophie Christian und Adele an ihre Seite. Der Baron und ich folgten. Nachdem wir Dieses und Jenes gesprochen hatten, sagte er: „Ich denke, wir kommen im März oder

April wieder nach Berlin. Ich hoffe dann ein Großkind über die Taufe zu halten."

Am Brandenburger Thor trennten wir uns, Freimanns und Barons, nachdem sie nochmals die Freude über diese Begegnung ausgedrückt hatten. Letztere nahmen eine Droschke nach Christians Wohnung. „Eine tüchtige Familie!" sagte Herr Freimann, als sie wegfuhren, und: „Lassen Sie sich bald wieder sehen," Frau Sophie, als sie ihren Wagen bestieg.

Ich war der erste der Gäste, welche die glückliche Frau Bertha erwartete. Gleich nachdem sie mich begrüßt hatte, fing der Baron an, von Freimanns zu sprechen, die ihm ungemein gut gefallen hatten, und die Baronin, Christian und am lebhaftesten Adele stimmten in dieses Lob ein.

Unsere jungen Wirthe hatten zu dem kleinen Diner Christians Oberst und Oberstlieutenant mit ihren Gemahlinnen eingeladen. Ich hatte die Freude, meinen Platz neben Adele zu erhalten. Sie war heiter und nahm an der Unterhaltung auf das Liebenswürdigste theil. Mit mir allein sprach sie wenig und so unbefangen, daß ich befürchtete, mein Hoffen sei Irrthum gewesen und ihre Freundlichkeit nur schwesterliche Zuneigung.

Christian und Bertha waren bei seinen Vorgesetzten und deren Frauen offenbar wohl gelitten. Es war eine muntere, warme Stimmung in der kleinen Gesellschaft.

Nicht viel länger als die anderen Gäste konnte ich bleiben. Adele sah, während ihre Eltern zum Abschiede in dem herzlichsten Tone mit mir sprachen, mich an. Da unsere Blicke sich nun begegneten, schlug sie die Augen nieder und reichte mir die Hand. „Adieu!"

Die Erinnerung an die heute mit ihr verlebten Stunden war das Einzige, woran ich jetzt denken mochte. Ich drückte mich in die Ecke des Coupés und that, als ob ich schliefe, um mich ungestört mit Adele zu beschäftigen. Jedes Wort, jeden Blick von ihr suchte und fand ich. Meine Hoffnungen erhoben mich, meine Zweifel schlugen mich nieder. Es soll klar werden zwischen ihr und mir! Das nahm ich mir vor. Von Mund zu Mund, von Auge zu Auge. Um Weihnachten, auf dem Gute, wo wir allein mit einander sprechen können, soll sie mir sagen, ob sie mich liebt oder nicht.

Aber Alfred, der treue Alfred! Ihn hatte sie geliebt oder zu lieben geglaubt; er sie nicht. Fühlte er noch so? Konnte nicht auch in seinem Herzen eine Aenderung vorgegangen sein? Rechnete er jetzt, nun er ein reiches Ansehen, die hohe Achtung weit bekannter Männer gewonnen hatte, vielleicht auf Adele? Gegen ihn untreu mochte ich nicht einmal scheinen.

Ich wollte ihm Alles erzählen. Bevor ich Adele wiedersehen würde, konnte ich seine Antwort haben, wenn ich gleich schrieb. Und wollte der edele, sich aufopfernde Freund seine Hoffnung verleugnen, scheinen, als verlange er Adelens Liebe noch immer nicht für sich, — ich kannte ihn zu genau, ich hörte seinen Zeilen an, was er bei'm Schreiben empfand. —

„Ist Jemand hier gewesen?“ fragte ich meinen Diener, als er, die Lampe tragend, mein Zimmer öffnete.

„Kein Besuch, Herr Hauptmann. Nur ein Brief ist gebracht vom Regiment.“

Der Dienstbrief lag auf dem Tische vor dem Sopha. Ich kleidete mich um, setzte mich an den Schreibtisch und begann den Brief an Alfred. Als ich die erste Seite geschrieben hatte, lehnte ich mich nachdenkend in den Stuhl zurück. Da fiel mir der Dienstbrief ein. Ich stand auf, nahm ihn, setzte mich wieder, öffnete ihn. Von dem Regiments-Adjutanten geschrieben. Was? Eine vorläufige Mittheilung? — Ich war zur Dienstleistung bei einer der oberen Militärbehörden in Berlin commandirt! Ich sprang auf. Welche Ueberraschung, welcher Wechsel! Wie werden meine Eltern sich freuen! Und vor Adele stehe ich jetzt anders da. Das Commando ist eine Auszeichnung. Auch meine alten hannoverschen Kameraden und Freunde werden dies mit Genugthuung hören. Den Eltern will ich gleich morgen früh telegraphiren. Dann wird Adele mit der Nachricht empfangen. — Diese Gedanken trieben mich in der Stube auf und ab.

Doch ehe ich mich schlafen legte, schrieb ich weiter und beendigte einen langen Brief an Alfred.

21.

So war ich denn in Berlin und sollte theilnehmen an den Arbeiten, welche von hier aus die Wehrkraft Deutschlands leiten und mehren. Wie hätte ich das ahnen können vor neun Jahren, als ich diese Stadt zum ersten Male sah und aus ihr das Bedauern heimbrachte, nicht in den preußischen Dienst getreten zu sein. Nun mußte ich mit ganzer Kraft streben, den Posten, welcher mir übertragen war, gut auszufüllen; alles Andere, augenblicklich sogar mein Denken an Adele, trat hinter diesem Gefühle zurück. Eilig begrüßte ich die überraschten Freunde Freimanns und Christian mit seiner Bertha als ein ihnen jetzt nahe Wohnender; auch Aurelius, der zu dem Landtage in Berlin war. Doch Alle nur flüchtig, — ich verlangte nach meinen neuen Geschäften. Ellerbachs waren schon zu Norgarts Hochzeit nach dem Gute gereist; ich gab die Fahrt

dahin auf, entschuldigte mich und gratulirte schriftlich. Nicht einen Tag wollte ich mich meinem Dienste entziehen.

Eine Wohnung aber mußte ich erst haben. In dem Stadttheil, worin ich sie suchte, trat ich in ein Haus, an welchem der Zettel: „Möblirte Zimmer und Stallung" hing. Der Portier führte mich über den sauberen Flur die breite, helle Treppe hinauf. In der ersten Etage sah ich kein Namenschild. „Hier wohnt Herr Wernstein, dem das Haus gehört," sagte der Portier. Die zweite Etage war getheilt. Neben der Thür, welche die größere Häfte rechts abschloß, las ich den Namen „von Sprosser." „Eine einzelne alte Dame," erklärte der Portier. Die andere Hälfte bestand aus den „möblirten Zimmern": einer Wohnstube nach vorn, einer Schlafstube und einem Dienerzimmer nach dem Hofe, Alles ordentlich und gut ausgestattet. „Wer wohnt hierüber in der dritten Etage?" fragte ich. „Zwei Herren, Lieutenants." — „Spielen die Klavier oder ein anderes lautes Instrument?" — „Sie haben gar keines." — „Aber hierunter wird wohl musicirt?" — „Auch nicht. Wernsteins Klavier steht im Salon auf der anderen Seite." — Da ich also für meine, in dieser Beziehung empfindlichen Ohren Nichts zu fürchten brauchte, miethete ich die Wohnung, nachdem ich den Pferdestall besehen hatte, der auf dem reinlichen Hofe am Ende des rechten Gebäudeflügels lag. „Dieser Flügel gehört zu den Wohnungen des Vorderhauses," sagte der Portier. „In den anderen kommt man nur über den Hof." Die beiden Flügel waren durch ein eisernes Gitter verbunden, dahinter ein großer Garten mit alten Bäumen.

An demselben Nachmittage bezog ich die Wohnung und fühlte mich sehr behaglich. Wie elegant, wie zweckmäßig war dieses Haus gegen dasjenige, worin ich in Magdeburg wohnte! Und alle Häuser dieses Stadttheils lagen an breiten Straßen, an Gärten oder geräumigen Höfen; man athmete gute Luft. — Ich ordnete meine Einrichtung. Dann ging ich, mich draußen umzusehen. Das geordnete, ich möchte sagen höfliche Gedränge, die glänzenden, prächtig ausgestatteten Schaufenster waren für den Fremden ergötzlich.

Von allen Eindrücken des geschäftigen Tages ermüdet, kehrte ich heim und legte mich zur Ruhe. Im Hause über und unter mir war es still, ich schloß die Augen und — hörte neben mir ein Klavier anschlagen. Empört riß ich die Augen auf, als könne ich den Lärmmacher zornig anblicken; aber die Wand trennte uns. Doch was ist das? — Die Mondschein-Sonate. O, wie schön, wie zart! Sie wird gut, mehr wie das, vortrefflich

gespielt. Mit Freude höre ich den ersten Satz, der so feierlich, licht und freundlich ist wie eine Sommernacht. Auch der schwierigere zweite Satz wird mit voller Sicherheit, mit zarter Empfindung gespielt. Die Töne klingen so weich, als lockten zarte Mädchenfinger sie aus dem Instrument. Ach Clotilde! — Nein, es ist mehr Beherrschendes, auch der kühlere Luftzug männlichen Verstandes darin — und ich war eingeschlafen.

Am Morgen fragte ich den Portier: „Wer wohnt neben mir im Seitenflügel?“ — „Herr Rimpling.“ — „Allein?“ — „Mit seiner Schwester.“ — „Wer von Beiden spielt Klavier?“ — „Herr Rimpling.“ — „Was ist er?“ — „Buchhalter bei Kunzmann.“ — „Was ist das für ein Geschäft?“ — „Ein Bankgeschäft.“ — Und weiter gehend dachte ich: wie kommt der Buchhalter zu solchem Spiel?

Die Kameraden meiner Behörde empfahlen mir ihren Mittagstisch im „Hôtel Magdeburg,“ und ich ging mit ihnen dahin. Sie hatten an einer der langen Tafeln ihre bestimmten Plätze, der meinige wurde mir neben ihnen angewiesen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein, an der anderen Tafel allein sitzender Civilist sich erhob und an der Wand entlang schritt. Es war nicht sehr hell in dem Saal; da Jener aber näher kam, sah ich, daß er recht sorgfältig gekleidet, dann daß es der Major a. D. Frose war. Er begrüßte mich freundlich und sagte: „Ich glaubte nicht, daß Sie schon hier wären. Ich las Ihre Versetzung im Militär-Wochenblatt und wollte Sie aufsuchen.“ Ich machte ihn mit meinen Kameraden bekannt und forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen. „Ich danke,“ erwiderte er, „ich habe dort meinen Platz,“ und er kehrte dahin zurück, wo er während der Mahlzeit allein blieb. Nach Tisch trat ich an ihn heran, er war nicht wie früher gesprächig, wir theilten uns unsere Wohnungen mit, und ich ging. Auch in der Folge sah ich ihn an seiner Tafel mit Niemand sprechen, er hatte keine Tischbekannte; trotzdem gab er seinen einsamen Platz nicht auf. „Ich habe da immer gesessen,“ sagte er. Wie mir schien, hatte er das Hôtel Magdeburg nur des Namens wegen, aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt gewählt.

Nun griff ich meine Dienstgeschäfte mit ganzem Eifer an; mit der Freudigkeit, welche von den anregenden Umgebungen, in die ich versetzt war, herrührte und auch mit einer gewissen Besorgniß. Denn Vieles war mir fremd und das Großartige der Verhältnisse, in die ich zum ersten Male den unerwarteten Einblick erhielt, drückte mich ebenso, wie es mich erhob. Ich konnte mit meinen altpreußischen Genossen in dem Geschäftsgange nicht gleichen Schritt halten und trachtete, dies bald zu erreichen.

Von dieser Hast und Unruhe des eigenen Gemüthes abgesehen, war es eine Lust, hier zu arbeiten. Jeder fühlte den Geist, der von den höchsten Spitzen sich verbreitete; Einer half dem Anderen, die Reibungen, welche in großen Behörden unvermeidlich sind, mindern und ohne Störung überwinden, weil Alle die Nothwendigkeit des tüchtigsten Zugreifens, wenn nicht einsahen, so doch empfanden. Denn war auch kein Krieg in Sicht, es lauerte die Mißgunst im Süden, Westen und Norden, die Feindschaft im Innern Deutschlands auf die Gelegenheit, Preußen zu demüthigen, und hier fehlte noch viel, bis alle Mittel zur Vertheidigung, zur kräftigsten Verwendung des schlagfertigen Heeres bereitet waren. Es ist, glaube ich, zu keiner anderen Zeit so eifrig, gründlich und ohne Schwanken nach demselben Ziele gestrebt worden, wie damals in den obersten Armee-Behörden Berlins.

Indem ich mich ganz meinen Geschäften hingab, sah ich von der Stadt in den ersten Wochen Nichts, als was an meinen regelmäßigen Wegen lag. Nur zum Reiten erlaubte ich mir fast täglich ein paar Stunden, gewöhnlich früh Morgens. Als ich ausnahmsweise eines Nachmittags ritt, begegnete mir im Felde auf dem Kurfürstendamm ein Reiter, hoch, breit, dessen gewaltige Umrisse mir schon von Weitem auffielen und in dem ich, näher kommend, erst einen Kürassierofficier, dann nach den Bildern den Bundeskanzler Grafen Bismarck erkannte. Er war ganz allein. Von Interesse getrieben, sah ich ihn scharf an, und er erwiderte, mich fest anblickend, meinen militärischen Gruß. Was dachte ich nicht Alles in dem kurzen Augenblick! Ohne diesen Mann bestände das Königreich Hannover noch; aber auch das Kurfürstenthum Hessen und die ganze Kleinstaaterei! Ohne ihn wäre Deutschland noch immer der ohnmächtige geographische Begriff und ohne ihn kämen wir vielleicht nicht, wohin wir müssen, über den Main! Ohne ihn und den weisen Heldenkönig!

Hätte ich den Grafen Bismarck nur das eine Mal gesehen, er wäre in meiner Erinnerung deutlich vor mir geblieben; denn diesen, von einem Riesenkörper getragenen Kopf mit der breiten Stirn, auf welcher Wissen und Denken und unbeugsame Entschlossenheit harte Linien gezogen haben, mit den blitzschnellen, zwischen den Falten des Gesichts wie träumend liegenden Augen, deren Ausdruck unbegreiflich ist, kann man nicht vergessen.

Einige meiner Bekannten in der Heimath, die mit den Verhältnissen des großen Staats wenig vertraut waren, überschätzten meine untergeordnete Stellung ganz und gar und hielten mich für eine einflußreiche Person. Deshalb bekam ich mehr Briefe als früher mit Fragen, deren Beantwortung

mir Zeit kostete, und mit Wünschen, um deren Erfüllung ich mich in den meisten Fällen vergeblich bemühte.

Auch von Onkel Wilhelm, dessen Sohn als Avantageur in Ellerbachs Regiment eingetreten war, bekam ich wieder ein sehr langes Schreiben, welches folgende, für die Auffassung der Welfen bezeichnende Sätze enthielt:

„Du magst wohl Recht haben, daß mein Justus als Soldat Seiner Majestät des Königs von Preußen nicht in unseren hiesigen Cirkel paßt. Ich habe deshalb beschlossen, mit den Meinigen die Weihnachtszeit während Justus' Urlaub auf Dummerstorf bei Haydes zu verleben, die uns eingeladen haben. Da sind wir ganz unter uns. Herr von Hayde ist zwar ein eifriges Mitglied unserer Partei (er giebt viel Geld zu unserer Zeitung her), aber er vermeidet jede Demonstration. Z. B. ging er während des preußischen Manövers der Einquartierung aus dem Wege, indem er wegreiste, und ließ sie durch seinen Verwalter süperbe bewirthen. Er hat einen Sohn in dem Berliner Cadettenhause, welchen er Dir empfehlen läßt.

„Der Winter wird in Celle still für uns werden. Marie bleibt zu Hause, geht auch nicht wieder nach Oldenburg, obgleich die Großherzoglichen Herrschaften (Ihre Königliche Hoheit ist eine Schwester unserer Königin) sehr gnädig gegen sie gewesen sind. Aber (entre nous soit dit) ich glaube, dort hatte sich für Marie etwas angesponnen mit einem Preußen, was ihre Eltern nicht wollen."

Ich antwortete Onkel Wilhelm mit der nöthigen Deutlichkeit, daß er und Herr von Hayde entweder ihre politische Meinung zurückhalten oder erwarten müßten, mit ihren Söhnen in Streit zu gerathen, und bestellte Justus zu mir. Er war ein hübscher, schlanker Jüngling mit gutmüthigem Gesicht, noch etwas ungeschickt in der Art, wie er dem Vetter gegenüber seine eben erlernten militärischen Formen festhielt, schon so begeistert für seinen Dienst, daß er gar nicht um Weihnachtsurlaub bitten wollte. Mit seiner Freude an der Reiterei erinnerte er mich an Jobst. Als Ellerbach nach seiner Rückkehr von Norgarts Hochzeit, bei der Alle, nur nicht Olly von Norgart, sehr lustig gewesen waren, mich besuchte, sprach ich mit ihm über Justus. Sein Regiments-Commandeur ließ Onkel Wilhelms Welfengesinnung, die ihm bekannt war, gänzlich unbeachtet.

Meinen Wandnachbaren Rimpling lernte ich immer besser kennen. Zwar sah ich ihn und seine Schwester nicht; aber sein Klavierspiel hörte ich an mehreren Abenden zu meiner Freude. Er mußte ein gemüthreicher Mann sein. Zu einer anderen Tageszeit spielte er nie, da hatte er wohl zu arbeiten.

Mit noch einem Bewohner des Hauses kam ich, ohne daß wir ein Wort zusammen sprachen, auf einen guten Fuß: mit meiner Corridor-Nachbarin, Frau von Sprosser. Nachdem mehreremale die Dame mit ergrauendem Haar mir begegnet war und mich freundlich angeblickt hatte, grüßte ich sie, was ihrerseits sehr entgegenkommend erwidert wurde. Sie war eine Schriftstellerin und mußte wohl vornehme Verbindungen haben, denn ich sah zuweilen einen Lakai in fürstlicher Livree an ihrer Thür.

Frose, der von mir weit entfernt wohnte, und ich wechselten in unseren Häusern Höflichkeitskarten und dann und wann in dem Hôtel Magdeburg einige Worte. Einmal sagte er mir: „Sie kommen ja gar nicht nach Ilges."

„Wer ist das?" fragte ich erstaunt.

„Die Weinhandlung in der Jägerstraße. Da treffen sich Abends die früheren Magdeburger. Es ist ungefähr so wie in der Stadt Prag."

„Wir treffen uns ja hier," versetzte ich, über die Zumuthung erschrocken.

Ein anderes Mal schien er Etwas auf dem Herzen zu haben, denn er rief mir, als ich den Speisesaal verließ, nach, was er noch niemals gethan hatte: „Nehmen Sie mich mit!" Auf dem Wilhelmsplatze blieb er stehen. „Ich habe jetzt einen Entschluß gefaßt," fing er an. „Ich will Militär-Schriftsteller werden."

„So? — Haben Sie das Dichten ganz aufgegeben?"

„Ich komme hier nicht dazu, ich kann nicht immer bis in den Grunewald laufen, um allein zu sein. Und was zu thun muß ich haben."

„Das begreife ich vollkommen," sagte ich ermuthigend.

„Bis jetzt ging das," fuhr er fort, „hier ist ja immer was Neues zu sehen; aber auf die Dauer halte ich es nicht aus."

„Haben Sie schon ein Fach der Militär-Litteratur gewählt, worin Sie arbeiten wollen?"

„Ich bin in eine Gesellschaft von Militär-Schriftstellern eingetreten, worin die neuen Erscheinungen der Litteratur besprochen werden. Da findet sich wohl Etwas."

„Das scheint mir ein ganz zweckmäßiger Weg zu sein. Bitte, theilen Sie mir später mehr davon mit. Ich wünsche Ihnen Erfolg. Aber wäre es nach diesem Entschluß nicht räthlich, einigen Verkehr mit aktiven Officieren zu suchen?"

Diese Frage berührte ihn unangenehm, jedoch sagte er nach einigem Besinnen: „Ich glaube auch," und nun schieden wir recht freundschaftlich

von einander. Am folgenden Mittage ließ er sich im Hôtel seinen Platz neben dem meinigen anweisen.

In diesen, für mich arbeitsvollen Wochen trat zuweilen Abends Christian, der immer Heitere, in meine Stube; wie früher in Hannover Wichard, an den er mich stets erinnerte. Er war so glücklich mit seiner fröhlichen Bertha! Beide erwarteten mit Ungeduld den nicht mehr fernen Zeitpunkt, wo sie Eltern sein würden. Um dieser schönen Aussicht willen verzichteten sie auf die Weihnachtsreise nach Holstein. Berthas Eltern wollten nach Berlin kommen.

„Ich habe die Reise auch aufgegeben,“ sagte ich. „Ich kann nicht fort.“

„Das freut mich für uns,“ rief er aus. „Aber meine Schwester erwartet Dich. Du und Friedrich sollt mit ihr ein Lustspiel dichten für Frau Charlottens Jubiläum. Adele hat es schon ersonnen für zwei Damen- und drei Herren-Rollen.“

Diese Worte machten mich sehr froh. „Ich hülfe gern, wenn auch schlecht,“ entgegnete ich lachend; „trotzdem muß ich hier bleiben, ältere Kameraden wollen weg und haben mehr Anrecht. Ich habe meinen Eltern schon geschrieben, daß ich nicht komme.“

Dieser Entschluß war mir schwer geworden, und doch war ich, nachdem ich ihn gefaßt hatte, ruhiger als vorher, weil ich mich wieder vor der Entscheidung fürchtete. Meine Mutter hatte, seit ich Adele zuletzt gesehen, von ihr kein Wort mehr geschrieben, und auch Freimanns trugen dazu bei, mich unsicher zu machen. Ich suchte sie so oft auf als ich konnte; während aber Frau Sophie früher mit einer gewissen Absichtlichkeit das Gespräch auf Adele gebracht hatte, wurde deren Name jetzt weder von ihr noch von ihrem Manne genannt. Wollten sie mich nicht weiter ermuthigen? Wußten sie besser als ich, wie es in Adelens Herz aussah?

Um den Streit in mir zu vergessen, versenkte ich mich in meine Arbeiten und wurde in dem Maße zufriedener, als diese mich besser befähigten, meiner neuen Stellung Genüge zu thun.

Da erhielt ich einen sehr heiteren Brief meiner Mutter. Weil Du nicht hierher kommst,“ schrieb sie, „kommen wir mit Mathilde nach Berlin. Zu diesem Entschluß gelangten wir um so leichter, als Mathildens Brüder diesmal doch nicht kommen konnten. Nur daß Barons allein blieben, ließ uns zögern. Als aber das erste Wort davon gefallen war, redeten sie zu. Sie erwarten mecklenburgische Freunde. Wir fahren mit Eichborns. Nimm ein Logis für uns, so nahe wie möglich bei Dir.“

Das war eine liebe Nachricht, gewiß! Aber aus jeder Zeile las ich

Unheil für mich. Barons redeten schnell zu, weil ich sonst vielleicht noch gekommen wäre! Und die mecklenburgischen Freunde — sollte ein Freier darunter sein für Adele?

An demselben Abend ging ich zu Freimanns und trat bei ihnen ein mit der Nachricht, daß meine Eltern kämen, worüber sie eine lebhafte Freude äußerten. Aber gleich bemerkte ich, daß hier Ernstes vorgefallen war. „Da, lesen Sie!" sagte Herr Freimann hastig, indem er mir ein Telegramm reichte. Es bestand aus den Worten: „Vater diese Nacht sanft gestorben. Emon."

„Ich reise hin," sagte Herr Freimann.

„Ob der alte Graf lange krank gewesen ist?" fragte ich.

„Wir wissen weiter Nichts," antwortete Frau Sophie.

„Ich glaube es, weil Emon, dem ich noch in Magdeburg meine Versetzung anzeigte, mir nicht geschrieben hat."

Wir besprachen den Todesfall und seine Folgen. Emon war nun Herr.

„Er wird Nichts thun, was seine Mutter betrübt," sagte Frau Sophie.

„Wir können sie überzeugen," fiel ihr Herr Freimann ins Wort. „Auch deshalb will ich hin. Reinvals werden ohne Frage kommen, sie helfen. Der Caplan muß weg."

Frau Sophie schüttelte den Kopf. „Die französischen Verwandten werden nicht ausbleiben und sind gegen Euch. Aber hättet Ihr es auch mit dem Caplan allein zu thun, wo er ist, richtet Ihr Nichts aus. Der Jesuit hat sich zu fest gesetzt."

„Kann man sich nicht an seinen Bischof Hefele wenden? Der ist doch ein vernünftiger Mann," äußerte ich.

„Weshalb glauben Sie das?" rief eifrig Herr Freimann. „Weil er augenblicklich in Rom gegen die päpstliche Unfehlbarkeit schreibt und spricht? Das sagt gar Nichts. In Mischehen sind alle Bischöfe unduldsam. Die Gräfin muß überzeugt werden."

„Das meine ich auch," stimmte Frau Sophie ruhig ein. „Ihr erreicht es aber nicht im Sturm. Laß uns wochenlang zusammen reisen, das mache fest, und damit laß es in der Trauerzeit genug sein."

Am folgenden Abend wurde ich durch Aurelius' Besuch überrascht. Als ich ihn erblickte, sah ich, daß auch er mir Trauriges mitzutheilen habe.

„Ich wollte Ihnen Adieu sagen," fing er an. „Ich fahre schon jetzt nach Haus und komme erst im Januar wieder."

„Was haben Sie?" fragte ich bestürzt.

„Eine sehr schmerzliche Nachricht — Frau Elisabeth ist todt!"

„O mein Gott!“

„Sie ist heute früh ruhig eingeschlafen. Daß sie unwohl sei, schrieb meine Frau erst gestern. Sie hat also nicht lange gelitten.“

„Wieder ein Theil des alten Hannovers dahin!“ sagte ich betrübt. „Und welch ein edler! Wie viel Klugheit und Herzensgüte war in dieser Frau!“

Die beiden Trauerfälle machten mich schwermüthig. Oft mitten in der Arbeit mußte ich an meine Eltern denken. Vater war dreiundsechszig Jahre alt, älter als Emons Vater geworden. Er war gesund und kräftig, so auch meine Mutter — und doch, nach einer kurzen Spanne Zeit mochte Alles, womit ich von Kindheit an verbunden war, mir genommen sein, Adelens Eltern, der alte Capitän. —

Das Gefühl der Vereinsamung inmitten der großen Stadt, die sich auf das Christfest bereitete, ertrug ich nicht den ganzen Abend in meiner stillen Stube. Ich wandelte durch die glänzenden, von schau- und kauflustigen Menschen wimmelnden Straßen nach den befreundeten Häusern. Christian war mir wie ein Bruder und seiner Bertha gleichmäßiger Frohsinn eine Erquickung. Von Ellerbach trennte mich gegen seinen, wie meinen Wunsch das unruhige Leben der vornehmen Welt, worin Frau Julia glänzte und von dem er sich theils ihr zu Liebe, theils um von der Sitte in seinem Regiment keine Ausnahme zu machen, nicht ausschloß. Nur einmal fand ich sie, kurz ehe sie vor Weihnachten nach Cassel fuhren, allein zu Haus, und bei dieser Gelegenheit nahm ich zu meiner Freude wahr, daß die Schmeicheleien, welche die schöne Frau umschwirrten, wenigstens ihren Charakter und die Einigkeit der beiden Eheleute nicht geschädigt hatten.

Frau Sophie Freimann schickte mir Nachricht, wann sie zu Hause sein wollte. Zahlreiche Bekannte wünschten sich der verehrten Frau freundlich zu erweisen, und die freien Stunden genügten für sie kaum, um die Weihnachtsgaben selbst auszusuchen, mit denen sie viele Menschen bedachte. Daher mochte sie wohl erschöpft sein. Gesprächig war sie aber doch, und deshalb quälte es mich, daß sie auch jetzt, nun wir Beiden allein waren, Adelens mit keiner Silbe gedachte. Glaubte sie, daß Adele mich nicht liebe? Oder nicht für mich passe? Einigemale hatte ich diese Fragen auf den Lippen; jedoch hielt die Scheu vor dem gesprochenen Worte sie zurück.

Von ihrem Mann bekam Frau Sophie täglich einen langen Brief. Der alte Graf war mehrere Wochen krank gewesen, Emon nicht von seinem Lager gewichen und, von dem Verlust des Vaters tief ergriffen, gegen

die Mutter der aufmerksamste Sohn, übrigens vollkommen Herr der veränderten Lage; die Gräfin mehr leidend, als trauernd. Reinvals waren da, andere Verwandte aus Frankreich wurden erwartet.

Dann erzählte der Brief von einer willkommenen Begegnung. „Mein Mann findet überall Bekannte," sagte Frau Sophie und las die Stelle vor:

„Da kam der Arzt, den Emon mir als den Doctor Helder vorstellte. Wir sahen uns an. „Waren Sie nicht 1837 in London?" fragte ich. — „Sind Sie es, Herr August Freimann?" rief er mit dem freudigsten Ausdruck. Ein junger Mediciner aus Tübingen war damals in London seit Kurzem mein Tischgenosse. Eines Tages kam er blaß und sehr aufgeregt, aß fast Nichts, war unruhig, bis er, als wir allein waren, einen Entschluß faßte: „Mein Vater ist krank, mir fehlen augenblicklich die Mittel zur Reise. Können Sie mir Geld leihen?" Das gab ich ihm auf sein ehrliches Gesicht, und nach einiger Zeit schickte er es mir wieder. Seitdem hatte ich selten an ihn gedacht und wußte nicht, was aus ihm geworden war. Nun will ich ihn beobachten, vielleicht kann er uns helfen."

„Das ist gut. Glauben Sie nicht auch?" sagte Frau Sophie, als sie gelesen hatte. „Bei der Gräfin vermag nur der Arzt dem Caplan die Wage zu halten. Und wenn er für ihre Gesundheit eine Sommerreise verordnen kann, wird er es thun."

Das nächste Mal empfing sie mich ungewöhnlich aufgeregt. „Dieses müssen Sie hören," sprach sie, den Brief, welchen ihr Mann gleich nach der Bestattungsfeier geschrieben hatte, aus einander schlagend. Sie las:

„Die kleine, schwarz verhängte Kapelle war voll Menschen, von denen nach Doctor Helders Versicherung die Meisten Protestanten waren. Er selbst ist Katholik, aber von Emons Gesinnung. Draußen an dem Gebirge hinab zum Flußthal brauste ein Sturm von Westen her, die Lichter flackerten, die Fenster klirrten in ihrem Blei. Doch hörte man jedes Wort des maßlos eifernden Caplans. Er pries den Entschlafenen, der sich auf dem Sterbelager als reuiger Sünder der Kirche unterworfen habe, und versprach allen Katholiken Vergebung der Sünden, wenn sie festhielten an dem Dogma, welches immer bestanden habe und von dem Concil jetzt wieder verkündet werden solle: „Daß Alles, was der römische Papst thut und spricht als Stellvertreter Christi, durch göttliche Autorität unfehlbar ist. Der heilige Vater ist der Richter Gottes auf Erden. Er regiert die Könige wie die Bischöfe, er verflucht die Ketzer und die Irrthümer, welche durch sie in die Kirche gebracht sind, und er straft und verflucht die Ab-

trünnigen, die im wahren Glauben geboren, sich aufbäumen gegen Gottes Willen und des Papstes Gebot."

Frau Sophie blickte auf und fragte: „Was sagen Sie dazu?"

„Unerhört! Der dreiste Caplan setzt sich über seinen Bischof hinweg und zieht im Voraus die Consequenzen der Unfehlbarkeit sogar für die Protestanten."

„Man sollte es nicht für möglich halten in unserem Zeitalter. Lassen Sie mich weiter lesen:

„Nur die Heiligkeit des Orts, die Rücksicht auf die Leidtragenden unterdrückte das Murren der Zuhörer. Ich hätte den Kerl zerreißen mögen. Als wir die Kapelle verließen und Emon die alte Gräfin, welche wie ohnmächtig an seinem Arm hing, wegführte, war der Ingrimm auf seinem Gesicht zu lesen. Die französischen Verwandten wollen es mit Beiden nicht verderben und schlichen davon. Reinvals und Helder waren empört, aber vorsichtig, und ich nahm mich um Emons willen zusammen. Die anderen Protestanten unterdrückten den Zorn nicht länger. Der Pfaffe soll verklagt werden. Die Geschichte kommt in die Zeitungen. Ob die Gräfin jetzt zugiebt, daß Emon ihn wegjagt?"

„Sie giebt Nichts zu," sagte Frau Sophie und legte den Brief zusammen.

Ich hörte von dem in Rom tagenden, sogenannten ökumenischen Concil wenig sprechen. In unseren Büreaus war von politischen Begebenheiten nur flüchtig und wenn sie sich aufdrängten, die Rede, und in weitere Kreise kam ich damals noch nicht. Was ich gelegentlich vernahm, waren Aeußerungen des Unwillens über die Jesuiten des Vatikans. Aber man hielt ihren Erfolg für unmöglich, weil sie alle Vernunft, Wissenschaft und Wahrheit verhöhnten.

Die öffentliche Meinung sah am Ende des Jahres 1869 in der beabsichtigten Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit so wenig, wie irgendwo sonst eine Gefahr für den Frieden.

22.

Es war der Tag nahe vor Weihnachten, an welchem ich meine Eltern, Frau Bertha die ihrigen und Frau Sophie Freimann ihren Mann erwartete, als ich Alfreds Brief erhielt. Er lautete:

„Mein Freund! Dein Brief erheischt umgehende Antwort. Du hattest Recht, wenn Du annahmst, daß ich nicht lange zu überlegen brauche; sonst würdest Du mir billigerweise mehr Zeit gelassen haben.

„Nach wie vor hängt mein Herz an dem Fleck Erde, welchen Barons ihr Eigen nennen, aber nicht am Schlosse, sondern an Euerem Hause, Ernst. Und Adele ist in meinen Gedanken zu nahe verbunden mit Dem, was mir das Liebste war, als daß ich sie als Ersatz nehmen könnte für Die, welche wir verloren haben.

„Als uns dies beschieden war, glaubte ich, niemals zu heirathen. Jetzt, da ich die Einsamkeit gekostet, halte ich es für möglich, daß eine liebe Hausfrau mich dereinst beglücken könnte. Aber will der Himmel mir eine solche zuführen, nimmer kann sie eine Gespielin unserer Kindheit, eine Freundin unserer Jünglingsjahre, eine Erinnerung an die Zeit, welche Du und ich wie Brüder durchlebten, niemals kann es Adele sein.

„Auch deshalb nicht, weil ihre Natur mit der meinigen zu sehr übereinstimmt. Wie unsere Talente sich gleichen, haben Verstand und Gemüth denselben Charakter. — Wenn Dir Adele beschieden wird, wie ich es von Herzen wünsche, so erschließt ihre Seele sich an Deiner Wärme, so fällt, von dem Zauberstabe der Liebe berührt, die Hülle, welche dieses edele Wesen einschränkte und nicht zu voller Entfaltung gedeihen ließ.

„Aus vielen kleinen Zügen, die sich mir seither deutlicher vergegenwärtigt haben, sehe ich, daß Adele mich niemals geliebt hat. Dem Kinde und der erblühenden Jungfrau erschien ich merkwürdig, weil dieselben Anlagen, welche sie besitzt und an sich schätzt, bei mir entwickelter waren. Später fühlte ihr Stolz sich gekränkt und ihre starke Empfindung wurde zum Trotz. Das köstliche Edelmetall war noch nicht geläutert, wie es jetzt sein wird. —

„Nun bist Du in Norddeutschlands Hauptstadt. Das ist erfreulich. Ich wünsche Dir volle Befriedigung in Deiner neuen Stellung. Käme Deutschland nur weiter! Nach 1866 ist man ungeduldig geworden und nicht allein wir Deutschen, alle Europäer hier verfolgen die Entwickelung Euerer unfertigen Zustände. Mitunter befällt mich mein alter Argwohn gegen Preußen, und dann fürchte ich, daß es sich mit der eigenen Vergrößerung begnügen möchte; denn die preußischen Particularisten sind nicht besser, als die bayerischen und württembergischen. Im Grunde bin ich aber doch überzeugt, daß des Königs deutscher Sinn, Bismarcks urkräftiger Wille und der gute Geist unserer Nation den Boden, welcher uns gehört, wenn auch langsam, ganz gewinnen.

„Die hiesige Unternehmung unseres Hauses entwickelt sich auf das Beste. Was ich dazu thun muß, wird in absehbarer Zeit geschehen sein,

so daß ich für meine Person schon neue Pläne überlege. Hat Gott mir beschieden, die geliebte Heimath wiederzusehen, so hoffe ich, Dich glücklich zu finden. Seit ich Dich in ernsthafter Herzensqual weiß, wird mir die Trennung besonders schwer; ohne sie wäre Dein Alfred wohl gar noch ein Werber für Dich. Doch, wenn der Augenblick gekommen ist, wirst Du selbst Dein bester Werber sein."

Dieser Brief, den ich hastig erbrochen und durchflogen hatte und der mir doch nichts Anderes sagte, als was ich bei ruhigerem Nachdenken erwartete, beschwichtigte wenigstens mein Gewissen. Indem ich ihn noch einmal las, redete der wahrhaftige, kluge Freund so überzeugend zu mir, daß ich, wäre er wirklich zugegen gewesen, nur noch die eine Frage an ihn hätte richten mögen: Wann wird der Augenblick gekommen sein? Soll ich ihn herbeiführen oder wird der Zufall ihn bringen?

Indeß erwartete ich doch leichteren Sinnes die Reisenden aus Holstein und war glücklich, als ich die Eltern umarmte, aus deren Augen die Freude des Wiedersehens leuchtete. Mathilde Hatfried reichte mir herzlich die Hand.

Sie kannten Berlin noch nicht. Auf der Fahrt vom Bahnhofe nach der Wohnung blickte Vater aus dem Wagen wißbegierig hierhin und dorthin. Mutter dagegen erzählte vom Gute: „Heute Abend erwarten Barons Friedrich. Die Mecklenburger sind schon eingetroffen, eine ganze Familie, die Eltern mit zwei Töchtern und einem Sohn. Die Mädchen sind hübsch, an dem jungen mecklenburgischen Baron findet Adele aber schwerlich Gefallen."

Nun folgte eine schöne Festzeit für uns; auch für den Vetter Justus, den meine Eltern sehr liebevoll empfingen. Er widmete seine Ritterdienste mit komischem Eifer Mathilde Hatfried, was diese sich niedlich scherzend gefallen ließ. Sie war sehr anmuthig, stets heiter und voll Theilnahme für Alles, was meine Eltern beschäftigte. Schnell gewann sie auch Freimanns Zuneigung. Sie suchten die Gelegenheiten, ihr ein Vergnügen zu machen, förmlich auf.

Berlins Sehenswürdigkeiten, welche ich größtentheils auch noch nicht kannte, wurden, gewöhnlich in Freimanns Begleitung, besichtigt, wobei ich die Unermüdlichkeit, die geistige Regsamkeit und die Kenntnisse meines Vaters, das freudige Erstaunen meiner Mutter und Fräulein Hatfrieds Lernbegierde mehr fast als die Gegenstände selbst beachtete.

So gestaltete sich unser Zusammensein für alle Theile wohlthuend. Nur quälte mich der Zweifel in neuer Gestalt; denn es war gar zu auffallend, daß meine Eltern von Barons nicht wieder sprachen, ja, das

Gespräch ablenkten, wenn ich demselben eine Richtung auf Adele gab; und da Freimanns das Gleiche thaten, so vermuthete ich eine Abrede, welche ich mir nicht erklären konnte und die mich beunruhigte.

Bei den oberen Staatsbehörden in Berlin befanden sich mehrere ehemals hannoversche Beamte, welche nach der Annexion hierher berufen und in den neuen Stellungen zu Ansehen und Einfluß gelangt waren. Mein Vater kannte einige derselben persönlich, unterließ nicht, sie aufzusuchen, und nahm die Einladungen, welche er darauf erhielt, an. Hierdurch lernte er Altpreußen von bekannten Namen kennen, gewann einen Blick in die preußische Staatsmaschine und vervollständigte und berichtigte die Ansichten, welche er mitgebracht hatte. Dies Alles beschäftigte ihn lebhaft. „Das Arbeitsquantum ist ungleich größer, als es im Königreich Hannover war," sagte er einmal. „Da mag es nicht möglich sein, Alles so gründlich zu behandeln, wie es bei uns geschah. Es muß wohl mehr den unteren Beamten überlassen werden, woraus dann entsteht, daß Vieles nach dem Herkommen entschieden wird. Andererseits wird aber auch zu sehr von oben herunter und wiederum zu sehr nach der Ansicht der Höherstehenden gearbeitet. Da kann das neue Blut, was die Annectirten hinein bringen, heilsam wirken."

Auch meine Mutter machte eine neue Bekanntschaft. Als die Eltern meine Wohnung zum ersten Male besuchten, las sie auf meinem Corridor den Namen der Frau von Sprosser. „Die Dame soll eine Schriftstellerin sein," warf ich hin, worauf meine Mutter sagte: „Von der habe ich Manches in unseren Journalen gelesen; die möchte ich sehen." Als sie nun ein anderes Mal bei mir gewesen war und wir zusammen die Treppe hinabstiegen, trat meine Nachbarin in das Haus, und da ich sie von Weitem erblickte, flüsterte ich: „Das ist Frau von Sprosser." Dann grüßte ich sie so verbindlich wie möglich und sie redete mich an: „Wir kennen uns schon. Ihre Frau Mutter?" Letztere wurde hierdurch zu einigen höflichen Worten, auch über Frau von Sprossers Schriften veranlaßt. „Ach, besuchen Sie mich doch!" entgegnete diese.

„Das thäte ich sehr gern," erwiderte meine Mutter. „Leider verlassen wir Berlin in den nächsten Tagen."

„Aber Sie!" wandte Frau von Sprosser sich an mich. „Ich schicke Ihnen die Karte meiner Abende. Sie finden namhafte Personen bei mir, oft auch den Prinzen Orbin." Und nun verabschiedeten wir uns mit dem Ausdruck der Freude über diese Begegnung.

„Etwas sonderbar," sagte Mutter, als wir die Straße erreicht hatten, „aber gewiß interessant. Der Prinz Orbin dichtet auch. Hast Du ihn schon gesehen?"

In der Woche nach Neujahr kehrten meine Eltern mit Fräulein Mathilde, auch Herr von Eichborn, dessen Frau bei ihrer Tochter blieb, nach Holstein zurück. Barons hatten ihre Gäste nach Mecklenburg begleitet. Von dort kam Friedrich nach Berlin.

Er brachte dasselbe poetische Gemüth und warme Herz mit, welches wir an ihm kannten und schätzten und das ihn jetzt um so besser kleidete, als er daneben, seinen sechsundzwanzig Lebensjahren entsprechend, besonnener geworden, geistig wie körperlich gereift und erstarkt war. Er zeigte Christian und Bertha die innigste Liebe und verlebte die meiste Zeit mit ihnen. Einmal sagte er, als wir Beide allein waren: „Wie glücklich ist mein Bruder und wie ergreift es mich, seine junge Frau zu sehen! Sie ist mir früher nie so sanft und gut, so strahlend erschienen, wie augenblicklich in der beseligsten Erwartung des Wunders, welches an ihr geschehen soll."

Mathilde Hatfried nannte er nicht; diese kurze Leidenschaft mochte wohl ganz verschwunden sein. Von Adele sprach er viel. Er fand sie liebenswürdiger, weil sie anschmiegender, mittheilender geworden sei und nicht mehr so starr wie früher an ihren Meinungen festhalte. Friedrichs Worte: „Nun ist sie ein gar köstliches Mädel" klangen mir, trotzdem ich sie in seinem österreichisch gewordenen Dialect hörte, wie die schönste Musik.

Auch dieser erfreuliche Besuch endete, und ich kehrte zur einer regelmäßigeren, fleißigen Lebensweise zurück, wobei es jedoch an Zerstreuungen, denen man in Berlin während der Winterzeit am wenigsten entrinnen kann, nicht fehlte. Gegen Frau von Sprosser, bei der ich eine Karte abgegeben und die mir gleich darauf die in Aussicht gestellte Einladung geschickt hatte, wollte ich nicht unhöflich sein. Ich besuchte deshalb einen ihrer Empfangsabende bald.

Das erste Zimmer, hell erleuchtet, aber ohne Menschen, war die Bibliothek. Elegante Bücherschränke an den Wänden, ein großer Tisch in der Mitte, darauf neueste Bücher. Im zweiten Zimmer empfing Frau von Sprosser mich mit liebenswürdigem Lächeln: „Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Kennen Sie die Herrschaften?"

„Ich habe noch nicht die Ehre."

Im Sopha und um den Tisch davor saßen fünf Personen, ebenso viele standen umher. Die Dame im Sopha mit weißem Haar und dunkelen Augen war eine berühmte Schriftstellerin; daneben der Herr, welcher

sich aus dem Fauteuil erhob, mit mehreren Orden en miniature an einem goldenen Kettchen im Knopfloche, ein bekannter Verleger. Bei ihm ein berühmter Dichter, der aus dem Orient Gedichte mitgebracht hatte, von denen ich einige auswendig wußte. An seiner Seite die kräftige Dame eine Gesanglehrerin, mit einem Namen, der in der Musikwelt einen guten Klang hat. Dann ein schönes junges Mädchen, die Tochter jenes Dichters. Dahinter standen drei Herren: ein Musiker, ein Maler und ein Student.

Als die Dame des Hauses mich vorgestellt hatte, sagte sie: „Ich hoffe, daß der Prinz kommt." Darauf sprach ich einige Höflichkeiten, die auch Frau von Sprossers Schriften berührten, und nun redete die Dame im Sopha mich an: „Sie stammen gewiß aus Hannover, Herr Hauptmann," und als ich dies bestätigte: „Ich erkenne die Sprache, ich war selbst in dem Lande oder doch nahe dabei." Der Buchhändler rückte zur Seite, und ich setzte mich zwischen ihn und die berühmte Schriftstellerin, von der ich glücklicherweise Einiges gelesen und Mehreres gehört hatte, so daß wir in eine Unterhaltung kamen, die ihr gefiel.

Als eine Pause eintrat, sagte Frau von Sprosser: „Ich weiß nicht, daß heute Abend bei Hofe etwas ist, wobei der Prinz nicht fehlen darf. Ich denke, er kommt noch." Und nun wurde von der Königlichen Familie gesprochen, wobei der Eine und Andere seine Kenntnisse der Hofgesellschaft, seine Verbindungen in derselben durchschimmern ließ, Alle aber ihre royalistischen Gefühle mit Wärme äußerten.

Wieder entstand eine Pause, welche die freundliche Wirthin beendigte, indem sie lustig fragte: „Hat noch immer Keiner einen Amerikaner für mich?" Man lachte und verneinte. „Sie sollten mir doch Ihren Doctor zuführen," wandte sie sich an die Schriftstellerin im Sopha.

„Wie kann ich das? Er ist zu occupirt," erwiderte diese, worauf sich zwischen den beiden geistreichen Damen ein Zwiegespräch entspann, welches peinlich lebhaft und deshalb wohl von Frau von Sprosser geschlossen wurde, indem diese sagte: „Jetzt können wir den Prinzen für heute leider nicht mehr erwarten. Singen Sie uns ein Lied."

Das schöne Mädchen, an welches diese Bitte gerichtet war, antwortete, sich an die Gesanglehrerin wendend: „Wenn Sie mich begleiten wollen." Der Flügel wurde geöffnet, und die junge Dame sang recht hübsch. Ich konnte nicht ungestört zuhören, denn der Buchhändler benutzte die Gelegenheit, mit mir unter vier Ohren zu reden. „Sie können das letzte Gespräch nicht verstanden haben," flüsterte er, „ich werde es Ihnen erklären. Frau

von Sprosser sucht nämlich ein Modell zu einem politischen Streiter von 1848, der aus Deutschland verbannt, nach Amerika ausgewandert und unter dem Scepter unseres jetzigen Königs zurückgekehrt sein muß. Der Doctor würde vorzüglich passen, aber den will Ihre Nachbarin für sich behalten. Frau von Sprosser sucht schon seit vielen Monaten vergeblich."

„Braucht man denn ein Modell?" fragte ich erstaunt.

Die Musik hörte auf, die Sängerin erhielt lautes Lob. Man erhob sich, sprach noch hier und da ein Wort, dann trennte sich die Gesellschaft.

Die Hoffeste der Saison hatten begonnen. Die Bälle im Königlichen Schlosse interessirten mich auf das Lebhafteste; denn Alles war ungleich großartiger, als ich es bisher gesehen hatte: die weiten, prächtigen Räume, deren Wände und Decken in Bildern und Zierrath an weltgeschichtliche Begebenheiten erinnern; eine Menge merkwürdiger Personen, Träger berühmter Namen und, in fremdartiger Kleidung, Angehörige der fernsten Länder. Jedoch so zahlreich die Diplomaten, Minister und anderen hohen Staatsdiener in ihren reichen Trachten, die städtischen Beamten mit den goldenen Ketten, die Gelehrten im Talar, ganz überwiegend ist die Armee vertreten. Und auch Minister, Gesandte, reiche Fürsten und Grundherren im preußischen militärischen Rock, sei es auch nur die einfache Uniform der Landwehr, lassen erkennen, daß man sich in einem Militärstaat befindet.

Nun kommt aus den inneren Gemächern durch die Reihe der Säle, unter dem Vortritt einer Schaar von Hofchargen, der Königliche Zug. Elastischen Schrittes geht der greise König neben der Königin. Beide grüßen huldvoll rechts und links die sich Verneigenden. Ein gekrönter Gast führt die Kronprinzessin Victoria. Hinter ihnen wird die hohe Gestalt des Kronprinzen sichtbar, im Vorbeigehen wendet er leise diesem und jenem ein heiteres Wort zu. Viele Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen, preußische und aus anderen souveränen Häusern, folgen, begleitet von Pagen, von Herren und Damen des Hofstaats.

Der lange Zug begiebt sich in den Weißen Saal, wo die Majestäten zunächst Cercle halten. Hierbei stellt der Bundeskanzler die Fremden vor, welche von ihren Gesandtschaften eingeführt wurden. Der Graf Bismarck überragt sie um Hauptes länge oder mehr. Er geht mit ehrfurchtsvoller Bewegung neben dem König und tritt, wenn dieser ein Gespräch angeknüpft hat, zurück. Dann reicht er wohl einem Gesandten die Hand, blickt andere, die auf einen stummen Gruß von ihm hoffen, freundlich an oder übersieht sie, je nachdem; und wartet geduldig, bis Seine Majestät weiter schreiten will.

Nach dem Cercle eröffnet die Königliche Polonaise, zu welcher die Majestäten außer den Königlichen Prinzen und Prinzessinnen nur die Botschafter heranziehen, den Ball.

Dies Alles in einem Ceremoniell, welches nichts Schnörkelhaftes, Zopfiges enthält, sondern würdig und einem Jeden geläufig ist, erscheint dem Neuling, der zum ersten Male eine große Monarchie in ihrer Macht- und Prachtfülle glänzen sieht, bedeutend und wurde von mir mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet. Indem ich, zwischen den sich drängenden Zuschauern unbemerkt, den König und den Kronprinzen beobachtete, wurde ich unwillkürlich zu der Ueberlegung geleitet, wie bevorzugt das preußische Volk durch den Besitz dieses Herrschergeschlechts ist.

Als die Königliche Polonaise beendet war, fing der allgemeine Tanz an. Ich kannte nur die Gemahlinnen einiger Vorgesetzten und die viel umworbene Julia von Ellerbach, welche sich in der höchsten Gesellschaft glücklich und schon so heimisch fühlte, als wäre sie es anders nie gewohnt gewesen.

Bei den Festen im Königlichen Schlosse begegnete ich Bekannten, welche ich in Berlin noch nicht gesehen hatte. Unter den Seeofficieren in ihrer mir fremden Gala-Uniform fand ich den Capitän-Lieutenant von Krelow. Zwischen Armee und Marine war wenig Zusammenhang, was zum Theil aus der Verschiedenheit des Berufs, zum Theil daraus entstand, daß die Seeofficiere sich zurückhielten. Der Zahl nach gering und vielleicht in der Meinung, daß sie noch nicht zu voller Beachtung gelangten, mochten sie ihren berechtigten Stolz um so höher tragen. Der Capitän-Lieutenant von Krelow war jedoch sehr entgegenkommend und erzählte mir gleich mit dem Ausdruck der Freude, daß er im Sommer an Bord gehe. Er war einem der Panzerschiffe zugetheilt, welche in diesem Jahre ein Uebungsgeschwader bilden sollten.

Auch mehrere Kameraden der unglücklichen hannoverschen Armee sah ich wieder. Einige waren in die Garde gekommen, andere zu Militäranstalten in Berlin commandirt. Sie rühmten die Vorzüge des preußischen Dienstes, sprachen aber mit Liebe und Wehmuth von Dem, was wir in Hannover besessen hatten. Wie ich später erfuhr, waren sie in ihrem Kreise wohl gelitten und Keiner darunter, der sich nicht nach der einen oder anderen Richtung vortheilhaft bemerklich gemacht hätte.

Daß die Hannoveraner im Militär- wie im Civil-Dienst geschätzt wurden, verdanken sie der gründlichen und feinen Erziehung, welche sie Alle gleichmäßiger als die Altpreußen genossen hatten, weil sie aus Familien

von weniger verschiedenem Bildungsgrade stammten. In dieser Hinsicht war ein Unterschied zwischen der Garde und Linie unverkennbar. An innerem Gehalt standen die zu den Schulen und anderen Instituten nach Berlin commandirten Officiere der Provinzial-Armeecorps gewiß nicht zurück; denn von den jungen Männern, welche in die Garde aufgenommen wurden, gingen viele ebenfalls aus dem Cadettencorps hervor und manche hatten auf dem väterlichen Gute keinenfalls mehr gelernt, aber die Sitte in der Familie und später das Leben in der vornehmen Welt hatten aus ihnen äußerlich mehr gemacht.

Ueberhaupt wurde ich angeregt, über den Werth der preußischen Garde nachzudenken. In Hannover hatten wir ein paar Garde-Regimenter, lediglich zum Zierath. Hier giebt es ein ganzes Armeecorps Garde, äußerlich ausgezeichnet, die Mannschaft aus allen Provinzen gewählt, das Officiercorps geschmückt mit den höchsten Namen. Es ist eine Institution, welche in dem Militärstaat Preußen das Königthum sowohl, wie die einheitliche Verbindung aller Theile des Königreichs zum Ausdruck bringt und von der ganzen Armee als etwas so Selbstverständliches aufgefaßt wird, daß ich ihre Zweckmäßigkeit von preußischen Officieren niemals bezweifeln hörte, wenn auch die Vortheile, in der Garde zu stehen oder gestanden zu haben, mit Bezug auf einzelne Persönlichkeiten zuweilen von der Linie mißbilligt wurden.

Bei einem Gespräch dieser Art sagte der Oberstlieutenant von Krelow: „Ein Garde-Corps muß sein, das ist klar. Keine altmodischen Leibgarden, wie der Kaiser von Oesterreich sie hat, und nicht für die Sicherheit Seiner Majestät; dafür wird im Kriege von dem Großen Hauptquartier gesorgt. Auch keine Schultruppe; hierzu hat jede Waffe, jetzt ja nun auch die Artillerie, ihre besondere Anstalt. Nein, unser König muß eine Garde haben, worin Leute aus allen Theilen der Monarchie dienen, und damit es recht viele sein können, ein ganzes Armeecorps. Wenn die Gardisten nach Hause kommen, so erzählen sie von dem Allerhöchsten Kriegsherrn, der ihnen „Guten Morgen“ gesagt hat, und von Seiner Familie, die sie gesehen haben, und von Berlin und Potsdam, und das ist gut. Auch was sie von den Kameraden, die weit von ihnen zu Haus sind, gehört haben, erzählen sie, der Schlesier von dem Pommer, der Ostpreuße von dem Rheinländer. Ist das nicht gut?“

Die bürgerlichen Kreise dachten fast durchgehend nicht weniger loyal über die Garde, die in allen Provinzen bekannt, mit ihnen verwachsen, aus dem letzten Kriege ruhmbedeckt zurückgekehrt war und besonders durch

ihre heldenmüthigen Kämpfe bei Chlum mit schweren Verlusten den Sieg von Königgrätz gefördert hatten.

Die vorzügliche Auswahl ihrer Bestandtheile giebt den schönen Regimentern der Garde den Anspruch, Mustertruppen zu sein. Der Monarch liebt sie, der Berliner ist stolz auf sie, und die fremden Officiere, welche, um unsere Armee kennen zu lernen, nach der preußischen Hauptstadt kommen, bewundern sie. Ist es da nicht begreiflich, wenn einzelne ihrer Officiere ein übermäßiges Selbstgefühl äußern? Ich muß sagen, daß der stolze Sinn, den ich hier wahrnahm, mir weniger mißfiel, als der subalterne Geist, welchen ich in meinem Gemüth den Altpreußen oft vorgeworfen hatte.

Als ich Magdeburg verließ, sagte mir der schweigsame Major: „Berlin ist ein großer, von brennendem Ehrgeiz glühender Ofen.“ Daran wurde ich jetzt allerdings zuweilen erinnert, jedoch nicht am meisten von Officieren der Garde. Die Streber finden sich mehr im underbred people, und das ist natürlich. Hat ein selfmade man sich bis zu einem Platze Bahn gebrochen, wo er die oberen Stufen der Laufbahn, welche er betreten, im glänzenden Schimmer stets vor Augen hat, so wird sein Eifer, hinaufzukommen, eine zehrende Flamme, wenn nicht eine hohe Geistesbildung ihn zügelt.

Uebrigens habe ich Belege hierfür in der bürgerlichen Gesellschaft ebenso zahlreich gefunden, wie in der Armee, obgleich der Officierstand am leichtesten zu entschuldigen wäre, weil für ihn die äußere Ehrenstellung der Ersatz für viele mit seinem Beruf verbundene Entsagungen sein muß und deshalb größere Bedeutung hat.

Nun will ich nicht behaupten, daß man der Garde in obigem Betracht gar keine Vorwürfe machen kann und daß in ihr nicht auch Officiere sind, welche zuweilen den richtigen Ton verfehlen. Ich erlebte einen Fall komischer Herzensergießung, den ich erzählen will. Einer der ehemaligen hannoverschen Officiere hatte mich in das Casino seines Regiments zu einem Tage eingeladen, an dem ein Abschiedsdiner für einen Kameraden stattfinden sollte, welcher durch seine Beförderung in die Linie versetzt war. Gegen Ende des Diners wurde die Gesundheit des Scheidenden ausgebracht und darauf hielt dieser seine Abschiedsrede, in welcher er von der Garde auf Kosten der Linie nicht in geschickter Weise sprach. Dabei benutzte er die „Gardelitzen“, die Stickerei an der Uniform, wiederholt als rhetorische Ausschmückung. Um mich nicht ganz passiv zu verhalten, sagte ich, als er abermals von dem goldenen Besatze sprach, ziemlich laut: „The gold is the man.“ Man sah mich an, verstand aber die Worte

nicht, und als der Redende geendet, wandte einer meiner Nachbarn sich an mich mit der Bemerkung: „Die Anwesenden sind natürlich ausgeschlossen.“

Jedoch sind wohl Unterschiede zwischen den Waffen und Regimentern. Auch in der Linie gibt es nicht allein vornehme Regimenter, sondern viele, worin die beste Sitte Herkommen ist, und in Christians Regiment, welches ich von der Garde am genausten kennen lernte, habe ich mich stets wohl befunden. Alles in Allem bin ich indeß zu der Ansicht gelangt, daß die Garde nicht allein aus sachlichen Gründen, sondern auch als allgemeiner Träger angenehmster Umgangsformen eine gute Einrichtung ist.

Nur mit dem Namen Garde-du-corps habe ich mich niemals befreunden können. Der französische Ausdruck entspricht der Sache nicht. Als ich einmal äußerte: „Weshalb nennt man sie nicht Erstes Garde-Regiment zu Pferde?“ stimmten Viele mir bei. —

Der Februar ging zu Ende, als eines Morgens früh Christian mit leuchtendem Antlitz bei mir eintrat. „Ich habe eine Tochter!“ rief er beglückt. Dann setzte er hinzu: „Meinen Eltern wäre ein Großsohn willkommener gewesen; aber, Gott sei Dank, Alles ist gut gegangen!“

23.

Der Major Frose war von Tag zu Tag heiterer, an unserem Mittagstische gesprächiger geworden. Er hatte eine Beschäftigung gefunden, mußte arbeiten und klagte sogar, aber mit vergnügtem Gesicht, daß er zu viel übernommen habe. Er schrieb für militärische Zeitschriften und gab mir die Blätter, welche etwas aus seiner Feder enthielten, damit ich dies früher lese, als ich es in meinem Lesezirkel bekam. Seine Aufsätze waren eifrig, in schwunghaftem Stil geschrieben und machten ihren Verfasser zufrieden.

Ende Februars war das fünfzigjährige Jubiläum der Militär-Litteratur-Zeitung von einer Gesellschaft ihrer Mitarbeiter und zahlreichen Gästen gefeiert worden. Frose erzählte von dem seltenen Feste. Der freundliche Generallieutenant z. D. von Troschke hatte über die Militär-Litteratur des letzten halben Jahrhunderts gesprochen, bei dem Souper der Hofrath Schneider die Tischkarte witzig erklärt, Alles war sehr schön und lustig gewesen.

Frose steuerte in seinem neuen Fahrwasser fröhlich vorwärts und trug sich schon mit dem weiter gehenden Plane, ein internationales Büreau für Militär-Schriftsteller zu gründen. Um mich mit den Gefährten seiner Be-

strebungen bekannt zu machen, lud er mich zu ihrer nächsten Abendzusammenkunft ein. Dieselbe interessirte mich sehr. Die Mitglieder waren fast sämmtlich Officiere außer Dienst, darunter sehr alte Herren. Unter dem Präsidium eines derselben, der ein kluges Gesicht hatte und mehrere sarcastische Bemerkungen machte, wurden die Erzeugnisse der Presse aus dem letzten Monat besprochen. Sie lagen auf dem Tische, ein großer Haufen. Die Wichtigkeit, welche man der Sache beilegte, die Liebe zur Armee, zum preußischen Vaterlande und Königshause machten einen wohlthuenden Eindruck. Diese Männer hingen mit Begeisterung an der Laufbahn, welche sie, manche vor vielen Jahren schon, abgeschlossen; mit treuen Herzen an den Königen, welchen sie gedient hatten. Ihre Mühen gehörten nach wie vor dem Heere, dem sie, weil es mit dem Schwerte nicht mehr ging, mit der Feder zu nützen suchten.

Nach der geschäftlichen Sitzung begab man sich zum Abendessen. Als Gast wurde mir die Ehre zu Theil, neben den Aeltesten Platz zu nehmen, zwei Generalen, welche schon die Feldzüge im Anfange des Jahrhunderts mitgemacht hatten. Zuerst waren sie stumm; als aber der Herr, welcher vorhin präsidirt hatte, die Rede auf die Befreiungskriege lenkte, wachten sie auf und begannen, uns Andere ganz außer Acht lassend, ein Zwiegespräch, indem sie sich Erlebnisse und Anecdoten mittheilten, die für alle Zuhörer interessant und amüsant waren. Sie wußten jeden dahin gehörigen Namen und Tag zu nennen, stritten auch wohl darüber, und Keiner wollte dann Unrecht haben. Während ihnen die spätere Zeit fast entschwunden, die Gegenwart kaum mehr wie ein Traum war, erweckte die Erinnerung an jene große Zeit sie zu klarem Bewußtsein, und sie führten mit altersschwacher Stimme und zitternden Gesten die lebhafteste Unterhaltung.

Frose, den Alles, was einen romantischen Schimmer hatte, innerlich packte, war hiervon aufgeregt. „Ich muß noch etwas gehen,“ sagte er, als wir das Gasthaus verließen, „ich begleite Sie.“ Unterwegs schwiegen wir, denn ihn beschäftigten die beiden Greise, und ich wollte nicht stören. Vor meinem Hause angekommen, sah ich, daß ein Herr und eine Dame vor der Thür standen, ersterer im Begriff, den Hausschlüssel in das Schlüsselloch zu stecken. Wir blieben bei ihnen stehen, die nahe Laterne beschien das Gesicht der Dame, die eine Dreißigerin sein mochte und hübsch und freundlich aussah. Nun hatte der Herr die Thür geöffnet und wandte sich um. Aus dem durchfurchten, von einem langen, dunkelen Vollbart umrahmten Gesicht blitzten zwei feurige Augen. Ueberrascht hafteten sie auf meinem Begleiter und ebenso erstaunte dieser. Mehrere Secunden

sahen sie sich an, dann fragte Jener: „Frose?“ — „Bist Du es wirklich?“ rief der Major und umarmte den Anderen. Um sie, die sich unerwartet gefunden hatten, allein zu lassen, sagte ich gute Nacht und ging in das Haus.

Am anderen Tage bei Tisch sprach Frose wenig und von obiger Begegnung gar nicht. Er behauptete, in der Nacht kein Auge zugethan zu haben. Als die anderen Kameraden weggegangen waren, fing ich an: „Sie trafen vor meinem Hause einen alten Bekannten.“

„Einen Schulfreund,“ versetzte er.

„Heißt er Rimpling?“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Weil mein Wandnachbar, der sehr schön Clavier spielt, so heißt, und Ihr Freund aussieht, als könne er wohl musikalisch sein.“

„Ja, er heißt Rimpling und trieb schon im Klostergymnasium viel Musik. Ich hatte seit langen Jahren Nichts von ihm gehört und hielt ihn für todt. Da stand er plötzlich vor mir. Er und unsere beiden Mitglieder d'outre tombe ließen mich nicht schlafen.“

In der folgenden Zeit ging mit Frose abermals eine Veränderung vor. Die Militär-Litteratur schien ihn weniger zu interessiren; wie früher träumte er vor sich hin. Eines Nachts, als ich aus einer Gesellschaft kam, ging er in meiner Straße vor mir, neben ihm Herr Rimpling und die Dame, welche wohl dessen Schwester war. Dann verschwand er plötzlich von unserem Mittagstisch, so daß ich ihn ganz aus dem Gesicht verlor.

Der Frühling war eingetreten, die Gebüsche schimmerten im ersten Grün. Christian und seine Bertha freuten sich auf die Taufe ihres Kindes, zu welcher die holsteinschen Verwandten erwartet wurden. Und nicht weniger freute ich mich, denn auch Adele sollte kommen. Da traf die erschreckende Nachricht von der schweren Erkrankung des Barons ein. Aus einer nicht beachteten Erkältung war ein starkes rheumatisches Fieber geworden. Christian reiste sofort hin, meine Eltern gaben mir täglich Nachricht. Einige Tage lang waren die Aerzte zweifelhaft, und die Baronin wollte auch Friedrich kommen lassen. Da trat eine günstige Wendung ein, die Gefahr ging vorüber, Christian kam leichteren Herzens wieder.

Aber mit einem anderen quälenden Gedanken. Sein Vater wünschte, daß er den Abschied nehme, mit Frau und Kind im Schlosse wohne und die Verwaltung des Gutes, seines künftigen Besitzes, erlerne. Auch der alte Capitän bestand darauf. „Wenn man, wie Ihr Vater und ich, in den Sechszigen steht, ist es Zeit, sich entbehrlich zu machen.“ So richtig diese Worte des treuen Freundes waren, Christians Herz sträubte sich gegen

die Vorstellung, daß er einmal Herr auf dem Gute sein werde. Er hatte den Militärdienst und sein Regiment lieb gewonnen, hielt auch den Wunsch des Vaters nicht mehr für dringend, da dessen Genesung fortschritt. Die Taufe konnte aber endlich nicht länger verschoben werden, im April fand sie statt. Herr von Eichborn war dazu gekommen und stellte nun seinem Schwiegersohn die Pflicht, dem Verlangen des Barons nachzugeben, so ernsthaft vor, daß Christian sich nicht mehr weigern konnte und versprach, nach Beendigung der Frühjahrs-Besichtigungen, deren Mühe und Ehre er mit den Kameraden noch theilen wollte, um seine Verabschiedung zu bitten.

Die Frühjahrs-Besichtigungen der Gardetruppen sind für alle Officiere in Berlin ein Gegenstand hohen Interesses, weil sie die Ausbildung der im Herbst eingestellten Rekruten, welche sich dabei zum ersten Male in dem Regiment und der Brigade zeigen, erkennen lassen und durch das schulmäßige Exercieren die reglementarischen Bestimmungen aller Waffen zur Anschauung bringen. Der Allerhöchste Kriegsherr selbst nimmt diese Besichtigungen vor, der Kronprinz, die königlichen Prinzen sind zugegen, und unter den zuschauenden Officieren befinden sich in großer Zahl fremde: die Militär-Attachés der Gesandtschaften und andere, die nach Berlin geschickt werden, um bei dieser passendsten Gelegenheit den Dienst, wie er in der preußischen Garde gehandhabt wird, zu studiren.

Es war eine Freude, den König auf dem Uebungsplatze zu sehen. Der dreiundsiebenzigjährige Monarch folgte trotz Regen oder Sonnenbrand, mit Kennerblick und Ausdauer, von Anfang bis zu Ende den Vorstellungen, war immer auf der für die Beobachtung günstigsten Stelle, ritt wohl gar einen langen Cavallerie-Angriff mit, und man sah ihm den Ernst an, welchen er der Sache widmete und die Freude, bei den Truppen zu sein. Am Schluß gab er selbst die Kritik, und diese ruhigen, bestimmten Worte, denen Alle lauschten, waren, ob sie tadelten oder lobten, einem Jeden die unabänderliche Richtschnur.

Gern noch länger verweilte der König inmitten der zahlreichen Versammlung. Er nahm Meldungen entgegen, redete die fremdherrlichen Officiere an und erfreute, bevor er nach seinem Wagen ritt, Viele durch gnädige Worte.

Hier war zwischen Seiner Majestät, den königlichen Prinzen und den zuschauenden Officieren, bei steter Festhaltung der unterthänigsten Aufmerksamkeit seitens der letzteren, ein frischer, militärischer Verkehr, eine freie Bewegung. Der Kronprinz war zuweilen unerwartet zwischen jungen Kameraden, Scherze machend und passende gern hörend. Der Prinz

Friedrich Carl dagegen liebte, allein zu bleiben, um die Truppen ungestört zu betrachten; nur Wenige hörten seine Bemerkungen, die immer kurz und treffend waren.

Die Monate nach den Frühjahrs-Besichtigungen widmen die Truppen ihrer eigentlichen Gefechtsausbildung, über welche sie sich bei den großen Herstübungen auszuweisen haben. Der Umfang und die Zeit der letzteren wird für jedes Armeecorps schon im Winter bestimmt. In diesem Jahre sollten das IX. und X. Armeecorps, die Schleswig-Holsteiner und Hannoveraner, Königsmanöver haben, d. h. von Seiner Majestät inspicirt werden.

Den wesentlichsten Gegenstand der taktischen Erörterungen bildete die, von dem französischen Chassepot weit überholte Bewaffnung unserer Infanterie. Die Kriegsverwaltung hatte eine entsprechende Veränderung des Zündnadelgewehrs und seiner Munition in Aussicht genommen und nach langen Versuchen war ein befriedigendes Ergebniß erreicht. Jetzt wurde der Zeitpunkt für geeignet erachtet, diese Umänderung auszuführen. Da sie der Infanterie zeitweilig die einheitliche Bewaffnung, den Zeughäusern ihre Vorräthe nahm, so war das immerhin ein Wagniß, weil eine Gefährdung der Schlagfertigkeit. Man glaubte aber an Frieden in diesem Jahr.

Der König hatte den norddeutschen Reichstag geschlossen und seine gewöhnlichen Sommerreisen angetreten. Der Graf Bismarck war auf sein pommersches Gut übergesiedelt, mehrere Minister und Generale hatten sich auf Urlaub begeben. Die Geschäfte kamen auf den für die nächsten Monate vorbereiteten, ruhigeren Weg. Die Behörden setzten die Reihenfolge fest, in welcher ihren Angehörigen ein Erholungsurlaub zu Theil werden konnte, wobei mir der Juli bewilligt wurde.

Bevor Aurelius nach Hannover zurückkehrte, traf ich noch einmal mit ihm an Freimanns gastlichem Tische zusammen, und da wurde viel politisirt. Aurelius war mit den Arbeiten des Reichstages zufrieden. Viel war erreicht, und trotz des heftigen Widerstrebens der bayerischen und württembergischen Particularisten drängte Süddeutschland immer mehr zum Anschluß an den norddeutschen Bund. Dies verdankten wir nächst dem gesunden Sinne der Nation, der, auch die preußischen Particularisten im Zaume haltenden, deutschen Politik des Grafen Bismarck und den, durch manche Klippen glücklich in den Hafen gebrachten Gesetzen, welche die norddeutschen Staaten enger mit einander verbanden und den süddeutschen die Vortheile der Einigung vor Augen hielten.

Herr Freimann stimmte in der Politik keineswegs immer mit Aurelius

überein. Jener ließ sich gern von seinen idealen Wünschen nach Freiheit, dieser lediglich von seinen Ueberzeugungen als Staatsmann leiten. Aber Beide hatten, weit entfernt von irgend einem persönlichen Nebengedanken, nur die Sache im Auge, und deshalb liebten sie sich. Und wenn auch Herr Freimann in seiner Lebhaftigkeit schnelle und laute Worte sprach, Aurelius kränkte das nicht, und gleich darauf lachten wir Alle.

„Ein constitutionelles Napoleonisches Kaiserreich ist ein Widerspruch in sich," sagte Aurelius.

„Weshalb? Wenn Napoleon Wort hält, nicht," entgegnete Herr Freimann.

„Wie lange wird er Wort halten können?" fragte Aurelius zurück. „Wenn Zeitungsblätter, wie Rocheforts Marseillaise, von den Parisern bejubelt werden, ist die Revolution vor der Thür."

„Ach was!" rief Herr Freimann. „Alle Besitzenden schaaren sich dagegen zusammen. Das haben die Millionen oui's für Napoleon deutlich gezeigt."

„Und gleich darauf wartete er in die Nächte hinein, ob er sich den Truppen zeigen, sie gegen die Barricaden schicken müsse. Aber Sie haben Recht, er hat Rocheforts Brandreden weniger zu fürchten, als die vorsichtigeren Revolutionäre, wie den Advokaten Gambetta."

„Haben Sie Gambettas Aufforderung gelesen, bei dem Plebiscit non zu sagen? Sein Ruf nach Revanche für Sadowa hat ihm Nichts geholfen."

„Er hat doch einen gefährlichen Erfolg gehabt, aus der Armee sind fünfzigtausend non gekommen. Wenn die Armee uneins wird, wer schützt dann Paris und die anderen großen durchwühlten Städte Frankreichs. Ich glaube sogar, Napoleon finge einen Krieg an, wenn er nur für die friedliebenden Franzosen einen glaubhaften Vorwand finden könnte."

„Den findet er eben nicht!" rief Herr Freimann.

„Immerhin ist es ein übeles Zeichen, daß er den preußenfeindlichen Herzog von Gramont zum Minister des Auswärtigen gemacht hat," meinte Aurelius.

Berlin war in seinem schönsten Schmuck, die Gärten prangten und dufteten von Blüthen. Die Sehnsucht, diesen Genuß mit Anderen zu theilen, wird überall empfunden, wo Frühling ist. Sie hat einen Antheil an dem Ereigniß, von dem Birlach mich in Kenntniß setzte. „Länger konnten wir es nicht ertragen," schrieb er. „An einem schönen Abend auf dem Herrenkruge haben wir uns verlobt. Wovor ich mich fürchtete,

der Kampf mit den Eltern, ist gar nicht eingetreten. Als es geschehen, waren sie höchst vergnügt. Nun soll auch bald die Hochzeit sein."

Der Glückliche! Andere kommen nicht so leicht in den ersehnten Besitz. Graf Emon hatte mit der Hilfe des Arztes zwar die Einwilligung seiner Mutter zu der Reise erhalten; um die Mitte des Juli wollten sie und Reinvals mit Freimanns in München zusammentreffen und von dort in die Berge. Nach seinen Briefen an Freimanns setzte er aber wenig Hoffnung in diesen erneuten Versuch.

Christian brachte Frau und Kind nach Holstein. Das war der Anfang von der Auflösung seines Berliner Haushalts. Im Juli wollte er um seinen Abschied bitten und erst wenn er diesen erhalten, das Regiment verlassen. Als er aus Holstein zurückgekehrt war, brachte er mir Grüße. „Alle freuen sich auf den Juli, auf Dich."

Ich zählte die Tage mit Ungeduld. Am letzten Sonntag ließ ich früh satteln und ritt in den Wald. Es war köstlich zu athmen in der frischen Luft unter den Kiefern, deren Stämme von der Morgensonne vergoldet wurden. Mein trabendes Pferd scheuchte ein Rudel Dammwild auf; sonst war kein lebendes Wesen zu sehen. Ich bog vom Wege ab, seitwärts den Hügel hinauf. Da lag unten der See, in dessen klarem Wasser das kleine Jagdschloß sich spiegelt. Nicht weit von diesem, nahe am Ufer, ging ein einsamer Mann, langsam, den Kopf gebeugt. — Das ist ja Frose, er dichtet wieder! — Ich eilte um den See herum ihm entgegen. „Endlich sehe ich Sie einmal," rief ich ihm zu.

Er blickte mich verstört an.

„Was machen Sie?" fragte ich.

„Was werde ich machen? Einen dummen Streich!"

Es klang, als wolle er sich das Leben nehmen. Auf das Wasser zeigend und mich zum Lachen zwingend, sagte ich: „Sie werden doch nicht — ?"

Er sah sich um, ob in dieser Einsamkeit Jemand lausche, trat nahe an mein Pferd heran, legte seine Hand auf mein Knie und fragte: „Wissen Sie, wie Einem ums Herz ist, der sich verloben will?"

Ich stutzte. Aber unmöglich konnte er wissen, was in mir vorging; er mußte sich selbst meinen. „Wollen Sie sich verloben?" entgegnete ich. „Kommen Sie mit nach Paulsborn, da kann ich mein Pferd abgeben."

Als wir in dem kleinen Wirthschaftsgarten allein unter den Bäumen saßen, erzählte er mir eine lange Geschichte von meinem Wandnachbaren Rimpling, die in seiner poetischen Darstellung immer farbenreicher wurde,

während sie mich aus einem nebensächlichen Grunde, welchen der Erzähler nicht ahnte, noch mehr interessirte.

Sein Schulfreund Rimpling, dessen Vater früh gestorben war, hatte eine unüberwindliche Neigung zur Musik; der Vormund bestimmte ihn aber zum Kaufmann und schickte ihn vom Klostergymnasium in Magdeburg zu einem tüchtigen Lehrherrn in einen Ort, wo seine Musikliebe keine Nahrung fand. Hierdurch wurde des Jünglings Gemüth verbittert. Er haßte seinen Prinzipal, seinen Vormund, fast alle Menschen und als 1848 die Revolution ausbrach, auch die Regierungen. Er lief davon, kämpfte bei den badischen Freischaaren und wanderte dann, wie viele Andere, nach Amerika aus. Dort verdiente er sich als Handlungscommis ein reichliches Brod, wurde aber von der Sehnsucht nach Deutschland gepeinigt, wo ihm die einzige Schwester lebte, die er zärtlich liebte, obgleich er sie nur als kleines Kind gesehen hatte. Nachdem die Amnestie erfolgt war, kehrte er in die Heimath zurück. Alte und neue Verbindungen brachten ihn in das Bankgeschäft, dem er jetzt als geachteter Buchhalter angehörte.

Da hat ja — dachte ich — Frau von Sprosser den Amerikaner, den sie lange sucht, im eigenen Hause.

„Menschenscheu war er geworden," fuhr Frose fort, „Sonderling, den Officieren abhold, und dennoch freute er sich so herzlich, als er mich, den er nicht aufsuchen mochte, wiedersah. Da bin ich in seine Wohnung gekommen und habe das liebenswürdigste Mädchen kennen gelernt, seine Schwester, so kenntnißreich und geschickt, so voll Gemüth und Phantasie. Sie ist in anderer Weise begabt, wie ihr Bruder, nicht musikalisch, macht aber Gedichte."

„Das ist schlimm," unterbrach ich ihn.

„Wie so?" fuhr er auf.

„Weil unter zwei Eheleuten höchstens ein Dichter sein darf."

Er lachte. Darauf wurde er ernst und sagte: „Wir würden zu einander passen, und Rimpling bekäme es auch besser."

„Wenn Sie ihm die Schwester nehmen?"

„Er würde bei uns wohnen, hätte seinen Mittagstisch im Hause, während jetzt seine Schwester den ganzen Tag bei Kunzmanns ist, deren Kinder sie erzieht. Alles wäre gut. Aber der Entschluß, der Entschluß —."

„Wollen Sie meine Meinung hören, so müssen Sie mich bei Herrn Rimpling einführen und, sind Sie eilig, heute noch; denn übermorgen reise ich für einen Monat nach Haus."

Daß er sich ausgesprochen hatte, erleichterte sein Gemüth; mein Vor=

schlag erfreute ihn, und am Abend holte er mich ab. Ich kam in eine äußerst saubere, zierlich ausgeschmückte Wohnung und wurde von Herrn Rimpling mit einem kräftigen Händedruck, von seiner Schwester mit einer freundlichen Verbeugung empfangen. Die Mittheilung, daß ich ihn durch die Wand kenne, führte ich heiter aus, was ein Lächeln auf sein ernstes Gesicht, aber wenig Worte aus seinem Munde brachte; sein Schicksal und jetzt wohl sein Geschäft hatten ihn schweigsam gemacht. Die Dame sprach mehr und ganz angenehm, etwas zu wohlgesetzt, wie Lehrerinnen sprechen. Sie mochte vor zehn Jahren, als sie diesen Beruf ergreifen mußte, eine Schönheit gewesen sein. Jetzt war sie, wenn nicht so anmuthig wie damals, durch die Sicherheit ihres Benehmens vielleicht anziehender.

Denselben Eindruck vollkommener Zuverlässigkeit machte ihr Bruder. Seine Formen waren eckig, seine Ausdrucksweise so gerade wie kurz; Alles aber zeigte den gutherzigen, redlichen Mann. Mit den anderen Bewohnern unseres Hauses hatten die Geschwister keine Verbindung angeknüpft, nur die Kinder des Portiers interessirten sie. Ich erzählte, wie ich mit Frau von Sprosser bekannt geworden war und daß sie einen Mann wie Herrn Rimpling kennen zu lernen wünsche, für welchen die Revolution von 1848 eine langjährige Verbannung aus dem Vaterlande zur Folge hatte. „Wenn ich der Dame nützen kann, stehe ich zu Dienst," sagte Herr Rimpling. Er betrachtete ihre Schriftstellerei wie andere Geschäfte, die nach Bezugsquellen suchen und denen kaufmännisch zu helfen usance ist.

Als ich nun das Gespräch noch einmal auf sein Clavierspiel brachte, ging er in das Seitenzimmer, wo der Flügel stand, und fing an zu spielen. Man hätte sagen können, daß er jetzt auflebe. So wenig Worte über seine Lippen kamen, die Töne sprudelten unter seinen Fingern und sprachen, was in seiner Seele vorging. Mein Dank, den ich warm ausdrückte, machte ihm Freude.

Frose begleitete mich in meine Wohnung. Da angekommen, fragte er: „Was sagen Sie?"

„Wenn Sie die Dame lieben und in der Lage sind, sie heirathen zu können, so würde ich dies unbedenklich thun."

„In der Lage bin ich."

„Aber Sie wissen nicht, ob Sie sie lieben. Sie trauen wohl Ihrer eigenen Beständigkeit nicht. Darüber hege auch ich begründete Zweifel. Zeitweise waren Sie eifriger Soldat, zeitweise schwärmerischer Dichter, dann Militärschriftsteller, jetzt sind Sie Liebhaber. Wie lange Sie Letzteres bleiben, mag unsicher genug sein."

Er ergriff meine Hand, sagte mit herzlichem Tone: „Ich danke Ihnen,“ und ging weg.

Am anderen Tage ließ ich mich bei Frau von Sprosser melden: „Ich bitte um Erlaubniß, mich Ihnen empfehlen zu dürfen, gnädige Frau, Ich reise morgen für einen Monat nach Haus.“

„Nehmen Sie hier Platz, Herr Hauptmann. Leider hatte ich nicht wieder das Vergnügen, Sie an meinen Abenden willkommen zu heißen. Die Visitenkarte, welche Sie abgegeben haben, sagte mir, daß Ihre Zeit wohl sehr in Anspruch genommen war.“

„Das war sie wirklich. Ihre Abende sind gewiß alle sehr interessant gewesen.“

„O ja. Der Prinz war oft hier.“

„Ich mochte nicht ohne gute Botschaft kommen.“

„Kündigen Sie mir heute eine Braut an?“

„Das nicht, aber den Gesuchten aus Amerika.“

„Für mein Buch? — O, Sie lieber Herr Hauptmann! Ich danke herzlich. Haben Sie darum geschrieben? Sie sind sehr gut. Wo haben Sie ihn gefunden?“

„Hier im Hause, im Flügel. Es ist Herr Rimpling. Ganz das Modell nach Ihrem Wunsch.“

Mit einer Mischung von Freude und Verdruß fuhr sie im Sopha in die Höhe: „So lange gesucht und so nahe! Mein Buch könnte längst fertig sein. Man sollte sich um seine Mitbewohner mehr bekümmern. Sie scheinen es zu thun.“

„Ich lernte Herrn Rimpling zufällig kennen, und da brachte ich Ihren Wunsch zur Sprache. Er begreift denselben und ist erbötig, Ihnen behilflich zu sein.“

„Und Sie haben mich begriffen und an mich gedacht. Das freut mich, und dafür danke ich Ihnen. Ich werde mich gleich mit Herrn Rimpling in Verbindung setzen.“

24.

Auf dem Gute herrschte die Freude. Meine Eltern waren glücklich durch meine Anwesenheit, die Schloßbewohner durch die Genesung des Barons, welche hoffen ließ, daß er bald seine volle Kraft wieder haben werde. Nicht minder trug Christians bevorstehender Einzug in das väterliche Haus zur Fröhlichkeit bei. Der leerstehende Schloßflügel war für

die junge Familie eingerichtet, und die Gutseingesessenen wollten ihr einen festlichen Empfang bereiten.

Dazu war es Sommer, Wald und Flur in voller Pracht, vor den Häusern dufteten die ersten Rosen, die Vögel im Park riefen sich lustig ihre Weise zu, und die Schwäne wiegten sich behaglich auf dem sonnigen See.

„Nun sollst Du Dich recht erholen, geliebter Sohn," sagte meine Mutter. „Du hast zu viel gearbeitet, man sieht es Dir an." Sie mochte Recht haben, denn ich selbst fühlte mich ungewöhnlich erregt. In dem alle Sinne in Anspruch nehmenden Berlin hatte ich das nicht bemerkt; in der Stille des Landlebens konnte ich nicht schlafen. Dann saß ich in den wundervollen Nächten stundenlang am offenen Fenster, und meine Gedanken flogen über den See nach dem Schlosse.

Wie Adelens Benehmen gegen mich war? — Die Antwort hierauf suchte ich beständig. Ihr sonst so sicheres Wesen war schwankend und unverständlich. Besonders erschien sie wankelmüthig, wenn die beiden Mädchen und ich uns im Park von den Anderen getrennt hatten, was, da wir fast immer draußen waren, nicht selten vorkam. Da konnte sie freundlich, ja herzlich und im nächsten Augenblick wie eine Fremde gegen mich sein. Zuweilen war sie lebhaft und sehr heiter, dann wieder still und verstimmt. Das eine Mal kam sie mir freudig entgegen; das andere Mal entfernte sie sich, wenn ich mich ihr näherte. Alles ungleichmäßig, ungewiß! Nur gut, daß die immer besonnene Mathilde der Freundin hervorsprudelnde und plötzlich versiegende Worte durch ein unbefangenes, kluges Gespräch zu verbinden wußte.

So war das Zusammensein mit Adele peinlich, und die ersten Tage ermuthigten mich nicht zur Ausführung meines Vorsatzes, offen mit ihr zu sprechen. Wohlthuend dagegen war die Zuneigung, welche der Baron und die Baronin mir zeigten. Auch Frau Charlottens Freundschaft erheiterte mich. Sie lächelte mich oft liebevoll an und war sehr lustig. Ihr Mann war am Tage vor meiner Ankunft nach Hamburg gefahren, wo er bis zum 4. bleiben wollte.

Am meisten beglückte mich die Zufriedenheit meiner Eltern, die wiedergekehrte Fröhlichkeit meiner Mutter, die Gemüthsruhe meines ehrwürdigen Vaters. Lieblich waren die Morgenstunden, welche wir zusammen auf der Terrasse unseres Hauses verlebten. Dann bemerkte ich wohl, mit welcher Freude sie mich ansahen, wenn ich den Blick auf den See und das Schloß gerichtet hatte; aber ob sie von meiner Herzensqual eine Ahnung hätten, danach forschte ich vergeblich.

Ich erinnere mich, daß am ersten Morgen Vater aus den Zeitungen, die eben gebracht waren, eine Stelle vorlas, welche meine Mutter noch froher machte. Es war die Rede, worin der französische Ministerpräsident Ollivier am 30. Juni in der Kammersitzung erklärt hatte, daß niemals der Frieden mehr gesichert gewesen sei, als gegenwärtig.

„Siehst Du!“ wandte sie sich an meinen Vater. „Und wie oft hast Du mich mit der Behauptung geängstigt, der Krieg mit Frankreich wäre unvermeidlich.“

Er fuhr, ohne hierauf etwas zu erwidern, fort, die Zeitungen zu durchblättern.

Am 4. Nachmittags waren wir auf dem großen Platze nahe am Schlosse versammelt, als der Capitän, der soeben von Hamburg gekommen war, mit Frau Charlotte erschien. Ich ging ihm entgegen. „Endlich sind Sie hier,“ sagte er und drückte mir die Hand. Nachdem er Alle begrüßt, nahm er ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche. „Das Neueste!“

„Was denn?“ fragte der Baron.

„Die Spanier wollen einen Prinzen von Hohenzollern zu ihrem König machen.“

„Einen Hohenzollern?“ rief mein Vater.

Der Baron hatte die Zeitung genommen und gelesen. „Nicht von unseren,“ sagte er hierauf; „von der fürstlichen, der katholischen Linie, den Erbprinzen Leopold, den Bruder des Fürsten von Rumänien.“

„Was wird Isabella dazu sagen?“ scherzte mein Vater. „Und auch Napoleon und Eugenie? Die wollten keinen anderen als den Alfons.“

„Napoleon wird wohl zufrieden sein,“ antwortete der Baron. „Der Prinz Leopold ist ja mit ihm verwandt.“ Und da Einige fragend aufsahen: „Seine Mutter ist eine Tochter der Stephanie Beauharnais.“

„Eine verständige Wahl,“ äußerte jetzt mein Vater, „vorausgesetzt, daß der Prinz sich dazu eignet, was ich nicht weiß. Es ist den Spaniern schwer genug gemacht, zur Ruhe zu kommen, und nicht zum Mindesten haben dies die französischen Intriguen gethan.“

„Was giebt es sonst Neues in Hamburg?“ fragte der Baron. Und nun sprach der Capitän mit einem Ausdruck des Tons und Gesichts, der seine Herzensfreude erkennen ließ: „Alfred kommt wieder!“

„O!“ war der allgemeine freudige Ausruf. Unwillkürlich sah ich nach Adele hinüber. Sie blickte mich an, ohne Aufregung, im Gegentheil ruhig und sicher.

„Das heißt, er könnte gleich wiederkommen," fuhr der Capitän fort; „aber er will noch nicht."

„Wie so?" fragte mit Spannung meine Mutter.

„Ich verdenke es ihm nicht. Er will erst noch eine Forschungsreise ins Innere machen."

„Von Afrika? Ach Gott!" rief sie nun, und die Baronin sagte: „Das verdirbt uns die liebe Nachricht." Adele äußerte sich theilnehmend, aber nicht schmerzlicher enttäuscht, als die Anderen.

„Er ist ja acclimatisirt und kennt das Land," beruhigte der Baron.

„Alfred hat vorläufig nur den Wunsch ausgesprochen," erklärte der Capitän. „Einen Reiseplan will er schicken. Im September hofft er die Vorbereitungen beendigt zu haben. Sein Haus kann und will es ihm nicht abschlagen."

„Aus eigenem Interesse," unterbrach ihn heftig meine Mutter.

„Etwas vielleicht," versetzte er; „aber das ist gewiß, lieber sähen sie, Alfred käme gleich nach Hamburg."

Die ungetrübte Stimmung wurde durch des Capitäns Nachricht verdunkelt, ein Zeichen der Liebe zu Alfred. Besonders meine Mutter war, zum ersten Male in diesen Tagen, geängstigt und betrübt.

„Alfred wird uns das Nähere schreiben," tröstete mein Vater, „und wie Alles, was er thut, auch diese Reise mit der größten Umsicht vorbereiten und ausführen."

„Trafen Sie Eichborn in Hamburg?" fragte jetzt der Baron.

„Ja. Ich bin mit ihm zurückgefahren und habe noch zu bestellen, daß er und Frau von Eichborn morgen herüber kommen wollen."

„Das freut mich," sagte die Baronin.

„Nicht auch Christians Frau?" fragte ich.

„Schwerlich," meinte sie. „Bertha ist sehr vorsichtig mit dem Kinde."

An den beiden folgenden Tagen verhinderte Eichborns Besuch, daß ich Adele allein sprach, und da nun auch Alfreds neue Reisepläne und die Gefahren, denen er sich aussetzte, meine Phantasie nicht verlassen wollten, so gerieth ich in eine fieberhafte Aufregung, welche dadurch, daß ich sie vor meinen Eltern zu verbergen trachtete, noch gesteigert wurde.

Wieder saß ich gegen Morgen an dem offenen Fenster in einem Zustande halben Schlafes, und Bilder aus früheren Zeiten zogen an mir vorüber, so lebhaft, daß ich aufsprang, weil ich Schüsse zu hören glaubte, wie am 29. Juni 1864, als der unerwartete Uebergang nach Alsen sich

durch fernen Kanonendonner ankündigte. Nun gedachte ich Clotildens und Wichards, die an jenem Morgen glücklich waren, und wurde sehr traurig.

Ich befand mich in demselben krankhaften Zustande, der mich vor zwei Jahren in Magdeburg gepeinigt hatte, und den ich auch jetzt nicht beachten wollte, weil ich niemals krank gewesen und damals wieder gesund wurde, sobald meine Gedanken eine andere Richtung erhielten.

Und dies geschah schon wenige Stunden später beim Frühstück mit meinen Eltern auf der Terrasse. Fräulein Mathilde brachte die Postsachen mit den Worten, welche sie lustig in dem Dialect des Boten sprach: „An der Bahn ßagen ßie, in der Szeitung stände heute was."

„So?" sagte lachend mein Vater, die Briefe betrachtend und eine Zeitung entfaltend. Seine Ueberraschung kündigte uns an, daß er Bedeutendes lese. Es war der allarmirende Artikel des Constitutionnel vom 4. Juli über die, auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern gefallene Wahl der Spanier, die Interpellation hierüber in der französischen Kammer und die vom Herzog von Gramont darauf ertheilte Antwort, welche wie eine Bedrohung Preußens klang.

„Eine französische Uebereilung, oder das Empire braucht jetzt Krieg," sagte Vater. Meine Mutter erschrak.

„Ein preußischer Prinz und der Thron Karls V.," rief ich erstaunt. „Das sind ja Verdrehungen und Uebertreibungen. Lügen haben kurze Beine."

„Und doch schon oft französische Armeen über den Rhein gebracht," entgegnete er; dann sich an meine Mutter wendend: Indeß hat Gramonts Erklärung in der Kammer heftigen Widerspruch hervorgerufen. Die französische Regierung wird sich wohl vorsehen."

Die feindselige Stimmung der Franzosen gegen Preußen war in den letzten Jahren so scharf hervorgetreten, daß diese Pariser Ereignisse nicht leicht genommen werden konnten. Die französische Regierung hatte die Wahl des Prinzen von Hohenzollern, ohne genügenden diplomatischen Aufschluß, eiligst benutzt, um Preußen vor der französischen Nation als ihren gefährlichen Feind hinzustellen. Dieses Verfahren war so ungewöhnlich, daß nur die böse Absicht es erklären konnte.

Ich glaubte an Krieg, und von der Stunde an fühlte ich mich gesund. Um meine Gedanken zu ordnen, durchstreifte ich den Wald. — Es war merkwürdig, daß die Zusammenkünfte mit Adele, welche ich lange vorbereitet hatte, immer und immer wieder durch ein unerwartetes Ereigniß verhindert oder gestört wurden. Besäße ich die geringste Neigung zum

Aberglauben, ich hätte darin vielleicht eine Warnung gesehen. Alfreds Worte: „Wenn der Augenblick gekommen ist,“ fielen mir ein. Jetzt war er es nicht. Freiwillig vor einem Kriege ein geliebtes Wesen an mich ketten, das lag mir fern. Und hätte sie hier in der Einsamkeit plötzlich allein vor mir gestanden, ohne Selbstüberwindung würde ich jedes bindende Wort vermieden haben.

Der Krieg fesselte meine Gedanken. Sollte ich jetzt schon nach Berlin fahren? Das war zu früh. Unmöglich konnte eine Kriegserklärung so schnell erfolgen. Die nächsten Tage mußten Aufklärung bringen. Aber unangenehm war die Entfernung von der Eisenbahn. Zwar würde ein Telegramm an mich gleich besorgt werden; die gewöhnlichen Nachrichten dagegen kamen spät, wenn nicht besondere Anordnungen getroffen wurden. In der Absicht, hierüber zu sprechen, wandte ich mich dem Schlosse zu und trat in die Wohnung des Capitains. Frau Charlotte empfing mich: „Ach, Ernst, nun sollen wir Krieg haben? Mein Mann ist schon ganz außer sich.“

„Ich möchte ihn sprechen.“

„Er ist nach der Eisenbahn gefahren.“

„O! — Bis zum Kriege ist noch weit.“

„Mein Mann hat leider immer Recht! Er sagte, Napoleon bricht die Gelegenheit vom Zaune. Wissen Sie, wie die Franzosen das nennen? Une querelle d'Allemand! Mon Dieu, mon Dieu! Wir hatten uns so auf diese Zeit gefreut, und nun —“

Da sie sich selbst unterbrach, blickte ich sie, von ihren letzten Worten in meinem Herzen auf das Glücklichste getroffen, fragend an. Sie wurde verlegen und konnte erst, nachdem sie sich besonnen, fortfahren: „Als mein Mann auf den Wagen stieg, kam der Baron, ein Papier in der Hand, und sagte, Christian würde zwar selbst wissen, was er zu thun habe, das Telegramm, welches mein Mann aufgeben solle, aber zu seiner Beruhigung beitragen.“ —

Am Nachmittage kamen der Baron und die Baronin nach unserem Hause.

„Bringen Sie Adele nicht mit?“ fragte meine Mutter.

„Sie hat Pastors Töchter bei sich und bittet, daß Mathilde kommt. Unser Wagen kann Sie hinbringen,“ worauf Fräulein Hatfried wegging. Als dann auch die beiden anderen Damen uns verlassen hatten, um allein mit einander zu sprechen, fing der Baron sogleich an: „Die Franzosen überrumpeln uns. Der König hat in Ems keinen Minister bei sich, Bismarck ist in Varzin. Unsere Panzerschiffe sind mit dem Prinzen Adalbert

in Plymouth oder, wer weiß wo, im atlantischen Ocean. Die französische Flotte wird ihnen den Rückweg versperren.“ — Er war sehr aufgeregt und sprach immer lebhafter: „Die französische Armee kann an der Grenze stehen, ehe der Krieg erklärt ist, und wir werden die Dänen wieder im Lande haben. Das Bündniß ist wahrscheinlich lange fertig. Ebenso mit Oesterreich. Friedrich soll seinen Abschied nehmen, um nicht einem Staate zu dienen, der mit Deutschland Krieg führt.“

„Ich verstehe wohl, daß Du bereits alle Fälle bedenkst,“ sagte beruhigend mein Vater; „in Deiner ganz ungewöhnlichen Furcht erkenne ich aber die Nachwehen Deiner Krankheit. Warte die nächsten Tage ab. Noch haben wir keinen Krieg und wenn auch —“

Jener fiel ihm ins Wort: „Und wenn auch die Süddeutschen nicht festhalten —“

„Die werden aber festhalten,“ unterbrach fast zornig mein Vater. „Heute zum ersten Male sehe ich Dich kleinmüthig.“ Er reichte dem alten Freunde die Hand, der, ihn schmerzlich ansehend, sprach: „Wir haben so viel gelitten und verloren! Daß es für das Vaterland war, hat uns getröstet. Soll das Alles vergeblich gewesen sein?“

„Das wird es nicht,“ sagte ich jetzt. „Im Gegentheil, ich hoffe, die Franzosen bauen Deutschland ganz fertig.“

„Das glaube ich auch,“ rief mein Vater.

„Gott gebe es!“ sagte hierauf der Baron. „Dafür sind wir Alle zu neuen Opfern bereit.“

Nun erklärte ich, so weit ich konnte, weshalb ich den Sieg für uns erwartete. Hätten die Franzosen den Krieg auch lange vorbereitet, ihre Organisation sei, trotz der Verbesserungen, womit sie prahlten, mangelhaft. Sie bedürften zu der Kriegsformation so viel Zeit, daß wir ihnen den Vorsprung abgewinnen würden. Sie selbst glaubten das nicht. In ihrer Ueberhebung hätten sie es für unnöthig gehalten, die eigene Kriegsverfassung bis in das Kleinste vorzubereiten und die unsrige gründlich zu studiren.

„Und ebenso wenig haben sie unseren Volksgeist studirt,“ setzte mein Vater hinzu. „Sie erwarten nicht, daß ihrem frechen Angriffe ganz Deutschland begeistert entgegentreten würde.“

Dieses Gespräch gab dem Baron, welchen die Aufregung übermannt, die Liebe zum Vaterlande ängstlich gemacht hatte, seinen Muth wieder, und nach einiger Zeit rief er heiter aus: „Da kommt mein Ritter ohne Furcht und Tadel!“

Wir erblickten den alten Capitän, der kräftig und so schnell sein

Stelzfuß gestattete, heranschritt. Er war, von seinem Ausfluge zurückkehrend, ohne sich von seiner Frau aufhalten zu lassen, gleich weiter gefahren, um uns mitzutheilen, was er auf dem Herzen hatte. Er brachte keine neue Nachricht aus Paris oder Berlin, hatte aber viele Menschen gesprochen, welche alle das Verfahren der französischen Regierung verurtheilten, und nicht minder darin übereinstimmten, daß Deutschland sich keine fremden Eingriffe gefallen lassen würde. „Aber an Krieg glauben Wenige," so schloß er seinen Bericht. „Das kommt davon, daß sie nicht nachdenken. Einmal mußte der Deckel von der Büchse, worin der Krieg steckt! Die spanische Frage war als Werkzeug dazu bereit gelegt. Jetzt hat Napoleon vor aller Welt darnach gegriffen, und das ist gut. So bekommt die Sache ein Ende, und ein gutes, ich bin überzeugt. Nur unsere Seemacht genügt nicht, das habe ich immer gesagt. Deshalb werden unsere Küsten wohl fremde Gäste bekommen, Franzosen und Dänen. Thut nichts, weit ins Haus hinein kommen sie nicht."

Nachdem hierüber länger gesprochen war, fragte der Capitän mich plötzlich: „Sie waren wohl der Pferde wegen heute in meiner Wohnung?"

An die Pferde, welche ich bei einer Mobilmachung noch anschaffen müßte, hatte ich, so wesentlich der Gegenstand war, bislang nicht gedacht, und andere konnte der Capitän nicht meinen. Lachend verneinte ich die Frage, setzte aber die Veranlassung meines Besuchs auseinander. „Nun leben wir noch ein Jahr zusammen," sagte er hierauf vergnügt. „Gilt das in Berlin auch für die, welche gleichzeitig denselben Gedanken haben? Ist schon besorgt, jede wichtige Nachricht bekommen wir expreß. Ich glaubte, es wäre der Pferde wegen. Die können bei einer Mobilmachung dem Officier, der sie kaufen muß, das Herz schwer machen."

Ich merkte seine Absicht. Sie gelang ihm, denn sogleich forderte der Baron mich auf, in seinem Stalle die Pferde zu bezeichnen, die für mich paßten, und die er mir schicken würde, wenn ich sie gebrauche. Dieses werthvolle Anerbieten freute mich, weil Adelens Vater es machte. Aus der Verlegenheit, in die es mich setzte, befreiten mich meines Vaters Worte: „Du bist sehr gütig. Wenn Ernst sie gebraucht, nehme ich sie an," und nun sprach ich meinen Dank aus, worauf der Capitän sagte: „Wir machen es gleich morgen ab, ich erwarte Sie."

Als ich am anderen Tage nach dem Schlosse kam, waren Barons mit Adele nach Eichborn's gefahren. Dies machte mir das Herz leicht und schwer, das Eine, weil ich mich jetzt vor dem Zusammentreffen mit Adele fürchtete, das Andere, weil ich sie zu sehen verlangte.

Der Capitän sprach, in Ermangelung entscheidender Nachrichten von den möglichen Kriegsrüstungen. Er hatte sich mit der Frage beschäftigt, wie unsere Küstenbevölkerung zum Schutze gegen die Angriffe der feindlichen Flotten mitwirken und wie er dabei helfen könne. In seiner Arbeitsstube lagen mehrere Bücher aus der Bibliothek des Barons, die ihn über die französischen Streitkräfte belehren sollten, und ich mußte seiner Wißbegierde lange Rede und Antwort stehen, so daß unser Geschäft, zu dem er mich herbestellt hatte, erst nach mehreren Stunden an die Reihe kam.

Meine Mutter hatte ihre Fröhlichkeit verloren, sie war weich und blickte mich oft wehmüthig an. Ich widmete mich nun ganz meinen Eltern und wurde in dem Bestreben, sie zu erheitern, von Mathilde Hatfried liebenswürdig unterstützt.

Die Zeitungen klangen in den folgenden Tagen nicht friedlich. Alles deutete darauf hin, daß Frankreich Preußen demüthigen wollte. In Paris traf man, obgleich dort jetzt officiell bekannt war, daß die preußische Regierung mit der spanischen Throncandidatur Nichts zu thun habe, militärische Vorbereitungen für einen Krieg und die Journale der kaiserlichen Partei verhöhnten uns. Die öffentliche Meinung in Deutschland konnte sich zwar noch nicht vorstellen, daß der Friedensbruch nahe sei; sie sprach sich aber entschieden dahin aus, daß der französischen Anmaßung nicht noch einmal wie vor drei Jahren in der Luxemburger Frage, auch nur das Geringste nachgegeben werden dürfe. Und da nun bekannt wurde, was sich in Ems zutrug, wandten sich Aller Gedanken dem greisen König Wilhelm zu, welcher dort von dem Pariser Frevel überrascht, von der französischen Regierung frech belästigt wurde. Denn sie schickte ihren Botschafter am Berliner Hofe, den Grafen Benedetti, nach dem Kurorte, wo sich kein preußischer Minister befand. Der Graf Benedetti, von Seiner Majestät wohlwollend empfangen, verlangte zwei Mal in zudringlicher Weise, der König solle dem Erbprinzen von Hohenzollern befehlen, die spanische Krone auszuschlagen. Der König beschränkte sich der dreisten Zumuthung gegenüber auf die Antwort, daß er in dieser Sache, welche der Prinz Leopold frei entscheiden könne, Nichts zu befehlen habe.

Die Aufregung in Paris wuchs, die französischen Zeitungen ras'ten. Bei uns blieb Alles still, in Berlin wurde nicht eine einzige militärische Maßregel zur Abwehr des Angriffs getroffen. Ich erfuhr dieses aus Briefen von Kameraden, welche ich um Auskunft gebeten hatte. Dennoch wäre ich lieber abgereist; meiner Eltern wegen blieb ich.

Eines Morgens war ich in dem Walde umhergestreift und befand

mich auf einem Fußpfade nicht weit vom Schlosse, als ich, aus dichtem Gebüsch tretend, Adele sah, die, vor sich niederblickend, auf mich zukam. Ich stand wie festgewurzelt und überlegte, ob ich umkehren solle. Sie aber bemerkte mich, blieb ebenfalls stehen, und als ich nun zu ihr ging, sah sie mich innig an und erröthete. So verlief ein Augenblick, bis ich die Worte fand: „Guten Morgen, Adele! Ich wußte nicht, daß Sie wieder hier sind.“

„Guten Morgen, Ernst! Gestern spät sind wir nach Hause gekommen.“ Sie wandte sich um und, neben ihr dem Schlosse zugehend, fragte ich: „Wie fanden Sie Bertha?“

„Wie ich erwartet hatte, betrübt, aber ergeben. Christian hat auf seinen Antrag das Abschiedsgesuch zurück bekommen. Hoffentlich kann er es im nächsten Monat wieder einreichen. Wenn nicht, so dient er dem Vaterlande, wie ich es möchte. Jetzt möchte ich ein Mann sein.“

„Wenn wir Krieg führen müssen, so können die Frauen manch' edles Werk thun.“

„Vater hat es schon überlegt, wir richten das Schloß zur Aufnahme Verwundeter ein.“

„Das könnte sehr nützlich sein, wenn der Krieg hier in der Nähe wäre.“

„Darauf bereitet der Capitän Alles vor.“

„Hoffentlich irrt er sich diesmal.“

„Was soll ich dann thun?“

„Erwarten, was uns beschieden ist. Der Krieg würde unter allen Umständen im Lande schmerzlich empfunden werden. Sie würden Trauernde trösten, Arme unterstützen können.“

„Gewiß! Wird aber nicht bei der Armee Frauenhilfe nöthig sein? 1866 kam und verlief Alles so rasch.“ —

„Darüber läßt sich im Voraus Nichts sagen. Sie würden bald erfahren, wo Hilfe fehlt.“

„Es wird mir schwer werden, ruhig zu Hause zu bleiben, vielleicht für lange Zeit und weit entfernt.“

„Sie streben immer nach dem Vollkommenen, Adele. Sie würden auch die Tugend der Geduld üben, und Ihren und meinen Eltern eine schwere Zeit zu erleichtern suchen.“

Wir standen an dem Gitter des Schloßgartens. Sie sah mich liebevoll an, sie war blaß geworden. Sie reichte mir die Hand, die etwas zitterte. „Das will ich, Ernst. Adieu!“

Sie trat in den Garten. Noch einmal blickten wir uns an. Dann eilte sie fort. Ich kehrte in den Wald zurück.

Spät Abends am 12. Juli schickte der Capitän ein Telegramm nach unserem Hause, welches lautete: „Der Fürst von Hohenzollern tritt im Namen seines Sohnes von der Candidatur auf den spanischen Thron zurück, damit die Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande gebraucht wird.“

Meine Mutter stand auf und mit einem „Gott Lob und Dank!“ küßte sie mich. So werden Viele eine Nachricht mit Freuden begrüßt haben, welche wie eine Friedensbotschaft klang, die mich dagegen mißmuthig machte, weil sie keine Genugthuung für die französischen Beleidigungen, sogar etwas Beschämendes enthielt. Und dasselbe empfand mein Vater, denn er sagte: „Manche werden dieses Zugeständniß der fürstlichen Familie von Hohenzollern für eine Nachgiebigkeit Preußens halten, und die Franzosen werden damit groß thun. Immerhin! Es mußte gemacht werden, um den Kriegsvorwand zu beseitigen.“

Unsere Zeitungen am Morgen darauf hatten noch keinen anderen Character, als an den Tagen vorher. Meine Unruhe trieb mich nach der Wohnung des Capitäns. „Er ist ganz früh schon wieder nach der Bahn gefahren und wollte um zehn Uhr wieder hier sein,“ sagte Frau Charlotte. Ich ging durch das Dorf und weiter auf der Landstraße, bis ich ihm begegnete. Sobald er mich erkannte, winkte er mit dem Tuche einen Freudengruß. Er ließ halten. „Die Geschichte ist noch nicht aus,“ sagte er im Tone der Zufriedenheit. Ich setzte mich zu ihm auf den Wagen. „In dem Pariser Moniteur von gestern Abend soll stehen, daß die Friedensbürgschaft des Königs von Preußen noch fehle. Im französischen Kriegs- und Marine-Ministerium wird mit aller Kraft gearbeitet. Napoleon und seine Leute wollen den Krieg, wollen Land rauben, weil sie sich sonst nicht halten können, und Eugenie schürt das Feuer für ihren Sohn und die Pfaffen. In Rom ist die päpstliche Unfehlbarkeit fertig, und weil unsere Bischöfe sie nicht anerkennen, will die fromme Kaiserin nachhelfen. Das ist ja Alles klar. Die Pistole wird uns auf die Brust gesetzt.“

„Haben Sie an der Eisenbahn außer dem Moniteur-Artikel Neues gehört?“

„Bismarck und Moltke sind gestern von ihren Gütern nach Berlin gekommen. Ob nun endlich bei uns Etwas geschieht?“

Auch dieser Tag verging in Unsicherheit. An dem folgenden um die Mittagsstunde trat der Capitän in mein Zimmer: „Jetzt haben wir es! Die französische Regierung hat gestern ihren Botschafter in Ems eine neue

Impertinenz begehen lassen. Er hat auf der Brunnenpromenade von Seiner Majestät die bestimmte Versicherung gefordert, die hohenzollernsche Candidatur auch in Zukunft niemals zu gestatten."

„Unglaublich!"

„Und doch wahr. Es sind Extrablätter ausgegeben. In Berlin, in Hamburg, allerwärts große Erbitterung."

„Was mag der König geantwortet haben?" fragte ich, auf das Höchste gespannt.

„Das erste Mal hat er ruhig abgelehnt und, als Benedetti dann noch eine Audienz verlangt hat, den Flügeladjutanten hingeschickt, mit der Antwort: Seine Majestät habe ihm Nichts weiter mitzutheilen."

„Das ist erfrischend! Der König ist ein Hüter deutscher Ehre. — Die Franzosen wollen den Krieg, coûte qu'il coûte. Anders ist dieser rücksichtslose Schritt nach der Verzichtleistung des Prinzen Leopold gar nicht zu erklären. — Jetzt fahre ich nach Berlin."

„Das ist recht, Ernst! Das thäte ich auch und gleich, mit dem Nachmittagszuge." Er las die Antwort von meinem Gesicht und verließ mich.

Daß ich nur noch wenige Stunden hatte, war für alle Theile das Beste. Vater billigte meinen Entschluß. „Du bist ruhiger in Berlin, und wenn Frieden bleibt, kommst Du wieder." Meine Mutter suchte ihren Schmerz zu bezwingen. Sie machte sich bei meinem Gepäck zu thun, vergaß aber, unruhig ab und zu gehend, dann Dieses, dann Jenes.

Nicht lange ehe ich wegfahren mußte, kamen Barons mit Adele. Sie war blaß und sprach fast kein Wort. Während ihre Eltern den meinigen und mir in der herzlichsten Weise zu erkennen gaben, daß sie uns lieb hatten, bemühte Fräulein Hatfried sich vergebens, Adele zu erheitern.

Und als ich endlich einen kurzen, fröhlichen Abschied nehmen wollte, legte meine Mutter ihren Arm um mich, ergriff Adelens Hand und sah mich noch einmal innig und traurig an.

Von der Terrasse winkten Alle mir nach, so lange sie mich sehen konnten, und meine Augen hafteten an ihnen, bis die Zweige den letzten Schimmer bedeckten.

Vor dem Schlosse erwarteten mich der Capitän und Frau Charlotte. Sie weinte. Er sagte: „Mit Gott, Ernst! Sie werden Ihre Sache gut machen" und meine Hand schüttelnd: „Fahr' zu, Kutscher! Es ist schon spät."

25.

Im Eisenbahncoupé war fast nur von dem frevelhaften Beginnen der Franzosen die Rede. Zwei Deutsche aus Kopenhagen erzählten, daß die Dänen unser Unglück schadenfroh und vergnügt erwarteten. Ein Seeofficier aus Kiel wußte, daß der Prinz Adalbert mit unseren Panzerschiffen zur Fortsetzung der Uebungsfahrt am 10. von Plymouth in See gegangen sei und daß in den französischen Häfen an der Ausrüstung von Transportschiffen schon lange gearbeitet werde. In Hamburg kam ich mit einem alten Herrn und seinem Sohn, welcher Doctor genannt wurde, in ein Coupé. Dieser äußerte sich dahin, daß der Senat und die Deputirtenkammer in Paris nach aktenmäßiger Kenntniß der Vorgänge das Ministerium fallen lassen müßten, wogegen der Alte, den Kopf schüttelnd, meinte, das kaiserliche Gouvernement habe mittelst der Kammer-Reden und der Presse das Volk bereits zu der Vernunftlosigkeit gebracht, in welche diese Nation so leicht gerathe.

Die Sonne ging blutig über der Mark Brandenburg auf, erhob sich aber bald zu goldenem Glanz. Ein paar Stunden später war ich in Berlin. Auf dem Bahnhofsperron stand mein Diener. „Ist was Besonderes vorgefallen?" fragte ich.

„Weiter Nichts, als daß die Franzosen kommen wollen. Und gestern ist mehrere Male Herr Freimann mit noch einem Herrn bei uns gewesen, zuletzt als ich das Telegramm hatte. Heute früh um Sieben kommen sie wieder."

„Wie sieht der andere Herr aus?"

„Ein junger Herr, nicht so groß wie Herr Hauptmann, mit braunem Haar und kleinem Schnurrbart. Er spricht anders wie wir."

Emon? fragte ich mich erstaunt.

Berlin schlief noch, als ich nach meiner Wohnung fuhr. Außer einigen problematischen Gestalten, die eben ihre nächtlichen Schlupfwinkel verließen, fast keine Menschen in den Straßen. Alles wie sonst. Zwar rührte es sich bald und der Lärm begann, doch nicht anders, wie an jedem Tage. Erst Herrn Freimanns und Emons Erscheinen brachte mir die politische Lage in ergreifender Weise vor Augen; denn Emon war außer sich vor Schmerz und Ingrimm. „O, diese Niederträchtigen!" rief er. „Deutschland ist in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, für die ich kämpfen möchte. Aber ich kann es nicht, ich kann nicht gegen meine Landsleute kämpfen."

„Das begreife ich," sagte ich theilnehmend. Er warf sich in das Sopha.

„Krankenpfleger soll er werden, Johanniter oder so 'was," sprach

jetzt Herr Freimann, gegen mich gewandt. „Sein ganzes Schloß will er zum Lazareth hergeben, Sophie will hin und die Sache leiten. Und doch ist er nicht zufrieden."

„Sie sind Engel. Die Franzosen sind Teufel, nein Narren. Aber sie werden unser schönes Land mit Teufelskrallen zerfleischen."

„Er bildet sich ein, daß die Franzosen weit über den Rhein kommen," erklärte Herr Freimann.

„Tapfer seid Ihr," rief Emon jetzt wieder, indem er aufsprang und sich gesticulirend vor mich stellte. „Was hilft es? Den alten französischen Soldaten müßt Ihr unterliegen. Und diese Schändlichkeit, sie rüsten schon! Man hat es mir Anfangs dieser Woche in Frankreich gesagt."

„Hatten Sie gerade jetzt Geschäfte dort?"

„Er hat seine Mutter hingebracht," antwortete für ihn Herr Freimann.

„Wohl nach Reinvals?"

„Erst nach Reinvals," sagte Emon.

„Da sehe ich sie vielleicht, wenn unsere Truppen im Elsaß sind."

Er blickte mich verwundert und bedauernd an.

„Ach was!" fiel Herr Freimann ein. „Von dort ist sie mit dem Caplan weiter gereist, ganz aus dem Kriegslärm hinaus. Und da bleibt sie."

„Bei Verwandten auf dem Lande in der Touraine," setzte Emon hinzu.

„So können Sie sich im Kriegsfalle um so freier der edelen Aufgabe der Krankenpflege widmen," sprach ich nun in ernstem Tone. „Daß Sie betrübt sind, ist begreiflich; daß Sie sich selbst beklagen, hilft Niemandem. Mit mehr Grund werden Andere klagen. Denn der Krieg ist eine schwere, wenn auch heilsame, Geißel, die tiefe Wunden schlägt. Zu deren Heilung tragen Sie bei. Dann thun Sie Ihre Pflicht und werden auch Befriedigung finden."

Herr Freimann drückte mir die Hand. Emon sprach: „Ich will so handeln. Aber lassen Sie es mich nur noch einmal klagen: Traurig, traurig, zugleich Deutscher und Franzose zu sein!"

Er ging auf und ab. Herr Freimann sah nach der Uhr: „Es ist Zeit." Da stellte Emon sich wieder vor mich hin und sagte: „Sie sind mein Freund. Wer weiß, wann wir uns wieder sprechen. Ich mag nicht mit einem Geheimniß scheiden. Olly Norgart ist meine Braut."

„Das sind doch einmal frohe Worte!" rief ich aus.

„Wann sie meine Frau wird, steht bei Gott."

„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen und dem vortrefflichen Mädchen des Glückes Erfüllung."

„Nun müssen wir gehen," sagte Herr Freimann, „oder Sie versäumen den Zug."

„Ich will nach Cassel und dort erwarten, was kommt. Der Himmel gebe uns ein schönes Wiedersehen!"

Als sie mein Zimmer verließen, scherzte ich: „Ihrer Braut müssen Sie ein vergnügteres Gesicht zeigen, als heute uns."

„Das wird er auch," meinte Herr Freimann. Emon sah mich noch einmal, diesmal glücklich, an, und sie gingen hinaus. Unmittelbar darauf trat Ersterer wieder ein und fragte bedeutsam: „Wie war es denn zu Haus?"

„Alle lassen grüßen und sind ganz wohl."

„So? — Besuchen Sie uns, sobald Sie können," und er eilte Emon nach.

Es war erst acht Uhr, zu früh für meine Dienstwege. Begierig, die neuesten Nachrichten zu hören, welche die Börsenleute zu kennen pflegen, ging ich nach Rimplings Wohnung. Er kam soeben raschen Schrittes seine Treppe herunter, sah jünger aus, als da ich seine Bekanntschaft machte, und gab mir auf meine Frage, gesprächiger als seine Gewohnheit war, die Auskunft: „Eine Entscheidung ist noch nicht da; es ist aber nicht zweifelhaft, wie sie ausfällt. In Paris ist gestern die kriegerischste Stimmung zum Ausbruch gekommen. Bis in die Nacht hinein erhielten wir Telegramme, aus München, Stuttgart, Dresden. Alle sehen den Krieg als unvermeidlich an."

„Wie ist die Gesinnung dort?"

„Ueberall herrscht Freude über die Haltung unseres Königs in Ems und Vertrauen auf unsere gerechte Sache. Die Franzosenfreunde in Bayern und Württemberg werden nicht durchdringen."

„Gott sei Dank!" rief ich, und wir drückten uns wie alte Freunde die Hand.

Wenn ein Berliner an diesem Vormittage ohne besondere Aufmerksamkeit auf der Straße gegangen wäre, so würde ihm nichts Ungewöhnliches aufgefallen sein. Keine Zusammenrottungen oder heftige Gesticulationen waren zu sehen, keine lauten Rufe zu hören, der lebhafte Verkehr so geordnet wie immer. Wer aber die Menge beobachtete, der sah oft in ein begeistertes Gesicht, den traf manch' muthiger Blick so vertraulich, als käme er von einem Bruder. Die Uebereinstimmung der Gedanken strömte vom Einen zum Anderen. Man fühlte ein gegenseitiges Verhältniß. Es verstand sich von selbst, daß Alle wie Mitglieder einer großen Familie zusammengehörten.

Als ich meinem Abtheilungs-Chef in dem Büreau meine Rückkehr

zum Dienst gemeldet hatte, wurde ich von ihm und den anderen Anwesenden zwar sehr freundlich empfangen; Jener sagte aber: „Was der 'ne Hitze hat! Hier ist ja noch Nichts los. Nur laufende Sachen. Da haben Sie Etwas, vertreiben Sie sich die Zeit damit."

Der Krieg vor der Thür und nur die laufenden Geschäfte! In dem weiten Dienstgebäude nicht die geringste Unruhe, kein eiligerer Schritt als sonst, kein zeitraubendes Gespräch, Nichts als die tägliche Friedensarbeit der großen Militärbehörde.

In den Nachmittagsstunden erfuhren wir, daß die französische Regierung öffentlich den Krieg für unabwendbar erklärt und die Reserven zur Armee einberufen habe. Dann verbreitete sich die Nachricht, daß der König von Ems abgereist sei, unterwegs von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt werde und Abends neun Uhr in Berlin ankomme.

Als ich die „laufenden Sachen" erledigt hatte, warf ich mich in eine Droschke, um Christian aufzusuchen. Das Leben in den Straßen hatte jetzt einen anderen Charakter. Man könnte sagen, das Publikum erschien feierlich, wie an einem Ehrentage. Die Furcht vor einer schimpflichen Nachgiebigkeit war vorbei; die Gewißheit war eingetreten, daß für ganz Deutschland eine Entscheidung begonnen hatte, die zu erleben, an der mitzuwirken als ein Glück empfunden wurde.

Bekannte und Unbekannte traten zusammen, um zu hören; denn bereitwillig theilte Jeder mit, was er wußte. Mein Kutscher rief einem anderen im Vorbeifahren zu: „Jehst Du ooch mit?" und erhielt die Antwort: „Dat zweite Jarde-Regiment kann mir ja jar nich entbehren."

Christian war nicht zu finden. Ich ließ in seiner Wohnung Nachricht, daß ich um sechs Uhr zu Hause sein wolle. Dann kam er in der gehobensten Stimmung. Nur eine Sorge hatte er: daß die Seinigen in Holstein abermals der Kriegsunruhe ausgesetzt würden. „Deutschland kann nicht untergehen!" rief er. „Aber die Sicherheit, mit welcher die Franzosen auftreten, läßt erwarten, daß sie zu Lande und zu Wasser unsere Grenzen bald besetzen. Und die Dänen folgen nach."

„Der alte Capitän rüstet schon," sagte ich lustig.

„Friedrich wird ihm helfen. Wer hätte das gedacht, daß ich mein Abschiedsgesuch zurückziehen und er seines einreichen würde. Er will für alle Fälle frei sein."

Wir gingen hinaus. Es war erst sieben Uhr, und schon strömten die Menschen zusammen, um den König bei seiner Ankunft zu begrüßen. Unter den Linden warteten Tausende, und andere Tausende eilten herbei; wir

gelangten noch bis in die Nähe des königlichen Palais. Bald aber stand auf den breiten Promenaden und Fahrdämmen, auf den großen Plätzen, so weit man sehen konnte, Kopf an Kopf, alle Stände durch einander, vornehme Herren und Damen mitten im Gedränge; ganze Familien, die kleinen Kinder auf den Armen der Eltern. Nur eine schmale Gasse für die königlichen Wagen wurde offen gehalten, ohne sonderliche Mühe, denn die Menge wartete geduldig und in merkwürdiger Ordnung. Man sah nur freudig ernst erregte Gesichter, und es herrschte eine andächtige Stille; keiner der sonst nie fehlenden Berliner Witze wurde gehört. Als aber ein Polizeiofficier zu Pferde, ein Papier in der Hand, durch jene Gasse ritt und rief: „In Paris ist der Krieg erklärt,“ da brauste ein Hurrah durch die Luft, und Hüte und Tücher wurden geschwenkt. Dann wurde es wieder still.

„Ach, das ist herrlich!“ sagte Christian, indem er seinen Arm in meinen legte. „Welches Glück, dies zu erleben! Wäre doch Bertha hier!“

Nun hörte man vom Brandenburger Thore her ein neues Brausen. Der König kommt! Die Tausende, welche ihn sehen, jauchzen ihm Dank zu, weil er die deutsche Ehre gewahrt. Näher und näher schallt es, ohne Aufhören, lange; denn der königliche Wagen fährt langsam. Immer andere Tausende winken, hoch! rufend, begeistert ihren Gruß dem greisen Herrscher, der Deutschlands Einigung begonnen hat und mit Gottes Hilfe vollenden wird.

Jetzt ist der Wagen am Ziel. Der König steigt aus. Da fangen in einer Uebereinstimmung der Herzen die Nächststehenden zu singen an: „Heil Dir im Siegerkranz,“ und Alle, die es vernehmen, singen mit; wie eine Welle rundum schwingt der Gesang sich fort, weithin entblößen sich die Häupter.

Aus der Ferne schallt von Neuem ein stürmisches Rufen. Es gilt dem Grafen Bismarck, und wieder andere Hochrufe werden dem General von Moltke ausgebracht, die herbei eilen, um in des Königs Rath zu sein.

Dann wird es in unserer Nähe plötzlich still. „Der König ist vorgetreten und spricht,“ sagt leise Einer dem Nachbaren. Ich konnte Nichts sehen, noch verstehen, und so erging es den Meisten; aber Jeder blickt dahin und reckt den Kopf, bis die Menge abermals in Hochrufe ausbricht.

Und wieder ist es einen Augenblick still. Man hört erst leise, doch gleich darauf so deutlich, daß man das neue Lied erkennt: „Die Wacht am Rhein.“ Und in den Gesang mischt sich ein Jubel ohne Gleichen.

Vor dem Palais ist noch lange eine unzählbare Menschenmasse ver=

sammelt geblieben. Mehrere Male hat der König sich gezeigt und ist immer mit den herzlichsten Rufen begrüßt worden. Und dazwischen ist man nicht müde geworden, patriotische Lieder zu singen, bis der Monarch die Bitte herausgeschickt hat, man möge auseinander gehen, weil er zu arbeiten habe. Da hat die Menge sich schnell und still hinweg begeben.

Diese Stunden waren unvergeßlich schön. Einmüthiger, schlichter und wahrhaftiger kann ein Volk die Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande, ruhiger und bestimmter seinen Willen, die Ehre der Nation zu wahren, nicht ausdrücken, als hier geschah.

Nun folgte eine erfreuliche Botschaft der anderen. Noch an diesem Abend befahl der König Wilhelm die Mobilmachung der Armee, und schon am folgenden Tage gab der König von Bayern, ohne sich um die bitteren Feinde Preußens, welche in dem augenblicklich versammelten Landtage zu München das Wort führten, zu kümmern, den gleichen Befehl für die bayerische Armee. Und nicht allein aus allen deutschen Staaten, aus ganz Europa und über das Meer kamen Zeugnisse, daß man unsere nationale Erhebung begriff. Ueberall boten die Volksgenossen opferwillig ihre Hilfe an. Kein Deutscher dachte mehr an die Maingrenze. Im deutschen Herzen gab es damals nur ein Deutschland, und König Wilhelm war nicht blos der höchste Kriegsherr, er war das Oberhaupt der Nation.

Auf den 19. Juli war der norddeutsche Reichstag berufen, um die Vorlagen zu berathen, welche der plötzlich eingetretene Kriegszustand nöthig machte. Der König eröffnete ihn mit einer Thronrede, welche in ergreifenden Worten das Vertrauen aussprach, daß der Kampf, welchen die Ueberhebung französischer Herrscher abermals den deutschen Ländern aufdringe, von unserem in Nord und Süd geeinigten Volke siegreich geführt und dem Vaterlande die Unabhängigkeit, Europa einen dauernden Frieden sichern werde.

In der auf die feierliche Eröffnung folgenden Sitzung des Reichstages theilte der Graf Bismarck mit, daß er soeben die förmliche Kriegserklärung Frankreichs erhalten habe. Der Enthusiasmus im Saal und auf den Tribünen gab die Antwort. Dann legte der Bundeskanzler die Acten mit der bezeichnenden Erklärung vor, daß selten so wenig Schriftstücke wie diesmal einem großen historischen Ereigniß vorangegangen seien; von der französischen Regierung habe er nur eine einzige amtliche Mittheilung bekommen: die Kriegserklärung. Alle Besprechungen, welche der französische Botschafter mit Seiner Majestät hatte, waren persönliche Eröffnungen und keine Staatsacte.

Der Reichstag beschloß eine von Zuversicht und Opferfreudigkeit zeugende Adresse an den König und bewilligte den von der Bundesregierung geforderten außerordentlichen Geldbedarf, beides ohne Debatte und einstimmig. Schon am 21. Juli konnte er geschlossen werden.

An diesem Tage brachte mein Diener eine Einladung, welche Freimanns für den Abend geschickt hatten, nach meinem Bureau, weil ich in meine Wohnung, die ich am frühen Morgen verließ, spät zurückkehrte. Zwar erledigten sich die Mobilmachungsgeschäfte in der vorgeschriebenen Weise; dennoch gab es dienstliche Arbeit mehr als sonst. Dazu kam die Besorgung der eigenen Ausrüstung, und jeden freien Augenblick benutzte ich, Neues zu erfahren.

Und viel Erfreuliches hörte man. Unsere Panzerschiffe waren glücklich in Wilhelmshafen angekommen, und Alles geschah, was zum Schutze unserer Küsten vorbereitet werden konnte. Schon schwand die Besorgniß um die Sicherheit meiner Lieben.

Der König rief das Eiserne Kreuz wieder ins Leben, und wohl Keiner war unter uns, der im Stillen nicht gehofft hätte, es zu erwerben.

Jeder Tag brachte neue Beweise von der Begeisterung der Deutschen aus allen Welttheilen. Freiwillige meldeten sich in übergroßer Zahl zu den Waffen. Hilfsvereine bildeten sich aller Orten, und große Summen wurden dem Vaterlande gespendet.

Aus der anhaltenden Gemüthsbewegung erklärte ich mir, was mir jetzt auffiel: daß ich weder an Freimanns, noch an Aurelius gedacht hatte, trotzdem mich die Nachrichten aus dem Reichstage an beide Männer erinnern mußten. So waren meine Sinne von dem Wichtigeren erfüllt.

Als ich zu Freimanns kam, war Aurelius, den sie vor seiner Abreise nach Hannover erwarteten, noch nicht da. Ich erfuhr, daß Herr Freimann in den nächsten Tagen Frau Sophie nach Emons Gute bringen wollte. Sie warteten nur auf eine Benachrichtigung, wie auf den stark in Anspruch genommenen Eisenbahnen die Fahrt zu ermöglichen sei.

„Wir haben es versprochen," sagte Herr Freimann, „und deshalb bleibt es dabei; aber, offenherzig gesagt, ich behielte meine Frau jetzt lieber hier. Anfangs hielt ich das Pariser archiprêt-Geschwätz für Rodomontade. Da die Franzosen aber schon den Krieg erklärt haben, so müssen sie wohl fertig sein, und nun fürchte ich, sie kommen wahrhaftig über den Rhein, vielleicht gar bis nach Emons Schloßlazareth."

„Schieben Sie die Reise acht Tage auf, dann ist diese Frage möglicherweise entschieden."

„Ach was! — Emon erwartet uns. Ich selbst komme gleich zurück, denn hier giebt es vollauf zu thun. Wie viele öffentliche und geheime Sorgen ruft ein Krieg hervor! Jetzt schon habe ich viel Damenbesuch. Daß die Studenten zur Armee wollen, ist in der Ordnung; aber alte Männer laufen ihren Frauen weg, das ist 'was Anderes. Und am Ende? Ich möchte es auch."

Inzwischen hatte Frau Sophie wenig gesprochen und mich oft angesehen.

Nun kam Aurelius.

„Wie ist die Gesinnung in Hannover?" war die Frage, die ich gleich an ihn richtete.

„Vortrefflich! Sie werden sehen, die hannoverschen Soldaten nicht allein, auch was die Hannoveraner sonst thun, wird unserer Heimath Ehre machen."

„Hat sich denn die Welfenpartei jetzt eines Besseren besonnen?"

„Die ist immer dieselbe, französisch, dänisch, österreichisch, nur nicht deutsch. Mohren wäscht Nichts weiß."

„Ich höre, daß beinah alle deutschen Fürsten, welche nicht in der Armee dienen, sich den Hauptquartieren anschließen wollen, um wenigstens so den Krieg mitzumachen. Unser Prinz Ernst August ist bis jetzt nicht dabei."

„Des Königs Georg Sohn an der Seite der Preußen?" rief Aurelius.

„Er braucht ja nicht bei den Preußen zu dienen," erwiderte ich. „Jedenfalls müßte er sich als deutscher Fürst zeigen. Ja, er sollte in ein Regiment eintreten und persönlich kämpfen. Das wäre der Weg, sich eine rühmliche Zukunft zu schaffen."

„Und wäre es der Weg zu einem Thron, sein Vater würde ihn verbieten."

Auch während dieses Gesprächs beobachtete Frau Sophie mich. Ich bildete mir ein, sie wolle meine Erlebnisse mit Adele von meinen Zügen lesen.

„Wann verlassen Sie Berlin?" fragte sie jetzt.

„Ich weiß nicht, noch nicht einmal meinen Platz. Nur daß ich im Felde verwandt werde, ist mir bis jetzt gesagt."

„Eines nach dem Anderen," warf Herr Freimann hin.

„Es ist wohl viel zu thun? Müssen Sie die Nächte zu Hilfe nehmen?" fragte sie weiter.

„Nein," entgegnete ich lachend. „Sehe ich müde aus?"

„Etwas angegriffen," antwortete sie.

Als wir uns trennten, dachten wir: Gott weiß, auf wie lange. Aber wir sprachen es nicht aus. Thatkräftig schritt Jeder auf dem Wege vorwärts, den Herz und Beruf ihm zeigten.

Die Aufregung, welche an den Tagen vor der Kriegserklärung in Berlin geherrscht hatte, war vorüber. Man wußte jetzt, woran man war, was man zu thun hatte, und griff ohne Aufsehen rüstig zu. In den Straßen bemerkte man nicht, daß Großes nahe bevorstand. Nur an den Bahnhöfen und bei den Casernen, wo die zu den Fahnen einberufene Mannschaft und die gestellten Pferde eintrafen, sah man, daß militärische Vorbereitungen getroffen wurden.

An einem dieser Tage hatte ich unleidliche Kopfschmerzen und ging, da meine Geschäfte erledigt waren, früh Abends nach Hause, um mich gleich in das Bett zu legen und durch einen langen Schlaf zu erquicken. Ich war kaum in meine Stube getreten, als der Diener kam und sagte: „Frau von Sprosser ist auf unserem Flur und wünscht Herrn Hauptmann zu sprechen."

Frau von Sprosser! An sie hatte ich noch nicht wieder gedacht. Ich ging hinaus. „Darf ich Sie in meine Stube führen, gnädige Frau, oder soll ich mit Ihnen in Ihre Wohnung gehen?"

Sie trat bei mir ein. Ich rückte den Tisch von dem Sopha, und sie setzte sich. „Nur einen Augenblick, Herr Hauptmann. — O, wie elend sehen Sie aus! Sind Sie krank?"

„Ich glaube nur müde. Ihr Besuch ermuntert mich."

„Ich ließ Acht geben, wann ich Sie sprechen könnte. Daß Sie und Herr Rimpling nicht wie sonst nach Hause kamen, war in den letzten Tagen das einzige Ungewöhnliche, was ich wahrnahm. Diese Ruhe macht mich besorgt. Es wird doch ernstlich gerüstet? Gott gebe, daß die Franzosen uns nicht überfallen."

„Womit kann ich dienen?"

„Die Bekanntschaft des Herrn Rimpling ist mir sehr nützlich, er hat mir schon manches Brauchbare erzählt. Dieses Buch wird wohl das beste, was ich bis jetzt geschrieben habe. Nun muß es liegen bleiben. Während des Krieges habe ich Anderes zu thun, und dazu bitte ich um Ihre Hilfe."

Ich sah sie verwundert und nicht vergnügt an, denn mein Kopf schmerzte.

„Ich beabsichtige, fortlaufende Artikel über den Krieg zu schreiben, schwungvoll, begeisternd und tröstend. Da Sie mir Herrn Rimpling verschafft haben, glaube ich, daß Sie auch dies Unternehmen gern fördern werden."

„Wie kann ich das!“

„Durch Ihre Briefe aus dem Kriege.“

„Ich schreibe nur an meine Eltern und wenige nahe Freunde,“ entgegnete ich, noch einigermaßen höflich, obgleich die Zumuthung mich verdroß.

„Ich glaubte, Sie schrieben viel,“ fuhr sie, etwas eingeschüchtert fort; „denn Sie waren häuslich, und was kann man, allein zu Hause, besser thun als schreiben!“

„Im Kriege schreibt man wenig, auch schreibe ich schlecht,“ erwiderte ich kurz.

„Wenn ich nur Ihre Briefe lesen darf, den Stil will ich hinein bringen.“

„Außerdem ist es mein Grundsatz, im Kriege nur zu schreiben, wie es mir geht, und nur an die Menschen, welche ein Recht haben, es zu verlangen,“ sagte ich jetzt so grämlich, daß sie aufstand und mit den leisen Worten: „Ich habe mich in Ihnen geirrt,“ zur Thür schritt. Meine Bemerkung, daß sie in den Zeitungen viel Material für ihre Artikel finden könnte, wurde überhört. Ich begleitete sie nach dem Corridor, wo sie mich mit einem kalten Neigen des Kopfes entließ.

Nun entkleidete ich mich und war im Begriff, mich niederzulegen, als der Major Frose sich melden ließ, den ich nicht abweisen konnte, weil er schon in mein Schlafzimmer trat. Ich legte mich in das Bett, zog die Decke über mich und sagte: „Auf andere Weise kann ich Sie nicht empfangen. Ich wollte früh schlafen gehen, weil ich todtmüde bin.“

„Geniren Sie sich nicht,“ war die Antwort, mit der er einen Stuhl herbeitrug und sich setzte. „Eben komme ich von Magdeburg. Der Oberst-Lieutenant von Krelow läßt Sie grüßen. Ich war da, um ihn zu bitten, sich zu verwenden, daß ich eine Kriegsstelle bekomme.“

„Das hat ja seinen gewiesenen Weg,“ bemerkte ich.

„Fürsprache ist gut, es wollen gar zu Viele mit, und weil der Oberstlieutenant von Krelow sagte, Sie könnten vielleicht etwas dazu thun, bin ich gleich hergekommen.“

„Was kann ich dazu thun? Es müßte zufällig in meinem Beisein nach Jemand gesucht werden, dann will ich Ihren Namen nennen. Das ist aber bei der Ordnung, die in Allem herrscht, nicht zu erwarten.“

Obgleich ich wünschte, daß sein Besuch bald ein Ende nehme, konnte ich doch nicht unterlassen, auf die Wand zu zeigen, hinter welcher ich seit meiner Rückkehr das Klavier noch nicht wieder gehört hatte, und zu sagen: „Wie ist es denn?“

Er sah mich einen Augenblick nachdenklich an, stand auf und antwortete mit der Frage: „Haben Sie eine Vorstellung davon, was es heißt, sich verloben wollen, und ein Krieg bricht aus?“

Die Antwort, welche ich bejahend hätte geben können, wartete er nicht ab. Mit einem „Gute Nacht“ in der Thür ging er hinaus. Gleich darauf lag ich in tiefem Schlaf.

Sehr erfrischt begann ich den Tag, der ein Freudentag für mich werden sollte. Zuerst brachte Christian, der einen kurzen Urlaub benutzt hatte, um den Seinigen Lebewohl zu sagen, die erfreuliche Nachricht, daß meine Eltern am Abend nach Berlin kämen. Ich hatte sie erwartet, aber später.

„Und von den Anderen soll ich Dir die herzlichsten Wünsche bestellen,“ sprach Christian weiter. „Den Zurückbleibenden wurde der Abschied schwer, und mir ist doch so leicht ums Herz. Ist das Unrecht? Die Menschen sind verschieden; die willensstarke Adele war diesmal am weichsten.“

Sodann erzählte mir der lebhafte Freund, daß sein Vater sich an den, zum Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege ernannten Fürsten von Pleß mit der Bitte gewandt habe, Friedrich angemessen zu verwenden. „Ich wünschte, mein Bruder wäre erst nach Haus gereist; er will aber gleich zugreifen,“ sagte Christian. Dann eilte er fort, um seinen Dienst wieder anzutreten.

Im Bureau erhielt ich die sehnlich erwartete Nachricht meiner Verwendung: ich war einem Stabe bei der Dritten Armee zugetheilt. Meine Freude war unbeschreiblich groß. Ich hatte nun die Gewißheit, mit den ersten Truppen an den Feind zu kommen; meine Vorgesetzten in dieser Stellung waren ausgezeichnete Männer, meine neuen Kameraden mir zum Theil persönlich bekannt. Mit dem Jubel hierüber im Herzen und auf dem Gesicht empfing ich am Abend meine Eltern, welche besorgte Blicke auf mich richteten, die sich indeß schnell beruhigten. Bald erfuhr ich, daß die gute Frau Sophie Freimann vor ihrer Abreise von Berlin geschrieben und mein leidendes Aussehen, welches nun verschwunden war, angedeutet hatte. Meine Eltern wollten die letzten Tage bei mir sein und, um mir die Trennung zu erleichtern, so wohlgemuth scheinen, wie ich es war. Sie mußten sich hierzu zwingen, dem Mutterherzen wurde dies schwer.

Christian und auch mein Vetter Justus waren mehrere Male in unserer Gesellschaft; Beide begeistert für diesen Krieg und stolz auf ihre, zum Abmarsch bereiten, schönen Regimenter.

Nicht so erfrischend war der Abschied, den Ellerbach von mir nahm. Eines Morgens trat er in mein Bureau. „Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen," sprach er mit klagendem Ton.

„Ich wäre noch zu Ihnen gekommen," entgegnete ich herzlich.

„Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!"

„Wir wollen es hoffen. Sind Sie krank?"

„Nein."

„Haben Sie Verdruß gehabt?"

„Auch nicht. Ich sehe wohl melancholisch aus? Das macht der Abschied von meiner Frau. — Ein glücklicher Zufall erleichterte ihre Reise nach Cassel, und ich habe ein Telegramm, daß sie gut angekommen ist."

„Was wollen Sie mehr! Leider sind wir bei verschiedenen Armeen, doch wir hören wohl von einander. Ich freue mich, daß das XI. Corps zu der dritten Armee gehört, und bedauere nur, daß der General von Plonski es nicht behalten hat."

„Seine Gesundheit litt es nicht," sagte er hierauf und meine Hand drückend: „Ich wünsche Ihnen Ehre und Glück."

„Wie ich Ihnen," erwiderte ich heiter. Er aber ging traurig fort.

An einem der letzten Abende des Juli sollten wir unsere Eisenbahnfahrt nach dem Rhein beginnen. Meine Eltern konnten sich nicht früher, als durchaus geschehen mußte, von mir trennen und begleiteten mich lange vor der Abfahrtszeit nach dem Bahnhofe in das Durcheinander von Officieren, Dienern und Pferden, von denen letztere nicht alle ihren Reiseplatz ohne Widerstreben einnahmen. Meines Vaters Aufmerksamkeit wurde von dem bunten, eiligen Treiben in Anspruch genommen. Er wäre selbst noch gern mit gegen unseren Erbfeind gezogen. Auch meine Mutter wollte muthig sein, sie mußte sich aber oft die Augen trocknen.

Endlich war Alles bereit. Noch eine Umarmung. „Ach, mein Sohn, mein einziger!" klang es leise von den Lippen meiner Mutter, und ihre Thränen netzten meine Wange. Der Zug setzte sich in Bewegung, und bald sah ich die Abschiedswinke der Zurückbleibenden nicht mehr.

26.

In unseren Grenzlanden, den so oft vom westlichen Nachbar verheerten, sammelten sich drei deutsche Armeen. Die Dritte, aus dem preußischen V. und XI. Corps, den Bayern, Württembergern und Badensern gebildet, von Karlsruhe bis Landau.

In diesen Tagen der gespanntesten Erwartung war im alten Speyer

das Hauptquartier der dritten Armee. Ihr Oberbefehlshaber, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, residirte nahe dem achthundertjährigen Dom, dessen Kaisergräber die Franzosen einst schändlich zerstört hatten.

Die Scharen, welche aus deutschem Nord und Süd in diesen Gauen zusammenkamen, hatten den Hort der deutschen Einigkeit jetzt geborgen, und Viele sahen hoffend voraus, daß aus dem Kriege, in den sie zogen, ein neues Deutsches Reich erstehen, daß der Hohenzollernkönig, der sie über „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" führen wollte, deutscher Kaiser sein werde.

So schön dies war, an die allernächste Zukunft dachten Viele mit Sorgen. Zwischen Straßburg und der Lauter, zwischen Metz und der Saar standen die Franzosen, wenn auch noch nicht in fertigem Kriegszustande, so doch augenblicklich unseren Kräften weit überlegen. Sollte es ihnen noch einmal gelingen, diese schönen Fluren zu verwüsten? Die Einwohner fürchteten es voller Ingrimm. Kam der Franzmann abermals, ihr glückliches Heim mit Feuer und Schwert zu vernichten, die reiche Ernte des Jahres für sich einzuheimsen?

In Paris rief man siegesgewiß: „Nach Berlin, nach Berlin!" Napoleon III. hatte sich an die Spitze der Armee gestellt, welche er die „Rheinarmee" nannte, und in einer an sie gerichteten Proclamation von ihren Wegen jenseits der Grenzen gesprochen.

Aber nach wohldurchdachten Anordnungen brachte jeder Tag neue Theile des deutschen Heeres. Ruhig entfaltete sich die Wehrkraft der Nation. Ueberall geschah, was zunächst nothwendig und am besten geeignet war, dem Feinde, falls er angriffe, zu widerstehen. Trotz der schnell wachsenden Zahl der Truppen mit ihrem unentbehrlichen Anhange nirgends eine Verwirrung. Die erwartungsvoll zuschauende Welt erstaunte über diese schnelle Kriegsbereitschaft der Deutschen, welche der erste Lohn gründlicher Friedensarbeit war. Im Anfange des August standen schlagfertig zwischen Rhein und Mosel 380000 Mann, andere Corps weiter zurück und in den Küstenprovinzen die Truppen zur Abwehr feindlicher Landungen. Das Große Hauptquartier befand sich in Mainz. Dort war der oberste Kriegsherr, auf seinem ganzen Reisewege von der Begeisterung des Volks bestürmt, angekommen. In Mainz richtete König Wilhelm am 2. August folgende Worte an die Armee:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das

Commando über die gesammten Armeen, und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter einst ruhmvoll bestanden.

„Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Wir zogen in den Kampf. Aber noch einmal schien es, als kämen die Franzosen uns zuvor. Am 2. griffen sie mit gewaltiger Uebermacht die kleine preußische Abtheilung der Ersten Armee an, welche ihnen in Saarbrücken schon lange gegenüberstand und erst nach zähester Gegenwehr den Ort verließ. Die Franzosen folgten nicht nach.

Der Dritten Armee war es beschieden, auf feindlichem Boden den ersten Schlag zu thun. Ihre vordersten Truppen, vom II. bayerischen Corps, stießen am 4. Morgens acht Uhr auf eine französische Division, welche die starke Stellung von Weißenburg besetzt hielt und tapfer vertheidigte. Die Bayern griffen die umwallte Stadt, Theile der herbeieilenden V. und XI. Corps den Geißberg an, welcher sich südlich derselben erhebt. An diesen beiden Punkten gelang es den Franzosen, sich gegen überlegene Kräfte bis in die ersten Nachmittagsstunden zu halten.

Als unsere, nahe an die Thore und Wälle der Stadt gebrachten Geschütze gewirkt hatten, die Infanterie in das östliche Thor eingedrungen und der Ort auf allen Seiten umstellt war, ergab sich die Besatzung.

Mehr Blut kostete die Ueberwindung des Geißberges. Hier erlitt die preußische Infanterie schwere Verluste. Unter dem mörderischen Feuer der Chassepots erstieg sie ohne Schwanken, wie auf dem Exercierplatze, den Abhang, auf dessen Höhe das sturmfreie, stark besetzte Schloß von unserer Artillerie noch nicht zerstört war. Nachdem letztere auf beherrschende Punkte gelangt war, streckten die Franzosen auch hier die Waffen.

Das Treffen hatte der Dritten Armee über 1500 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, 1000 unverwundete Gefangene und viel feindliches Kriegsmaterial eingebracht.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm begrüßte die siegreichen Truppen und zeigte seine Theilnahme den Verwundeten. Unter den letzteren befand sich der commandirende General unseres V. Corps, von Kirchbach. Der französische Befehlshaber war gefallen.

Der erste Sieg auf feindlichem Boden rief in der Dritten Armee großen Jubel hervor. In der Heimath mußte er die lebhafteste Freude verbreiten. Uns trieb er vorwärts, um einen stärkeren Feind aufzusuchen, einen entscheidenderen Schlag zu thun.

Der Marsch, bei dem die Todten an den Wegen und die in den

Ortschaften zurückgelassenen Verwundeten von der französischen Niederlage zeugten, führte südlich, weiter in das Elsaß hinein. Wir glaubten, Straßburg würde unser nächstes Ziel, Straßburg, die von Ludwig XIV. mitten im Frieden gestohlene deutsche Stadt, die wir endlich wieder zu bekommen hofften.

In den Dörfern fanden wir viele Häuser verschlossen. Die Einwohner, denen man die Preußen als Barbaren geschildert hatte, waren in die Wälder geflohen.

Der Marschall Mac Mahon, welcher die uns gegenüber befindlichen Theile des französischen Heeres commandirte, hatte die Festung Straßburg sich selbst überlassen und erwartete uns in einer äußerst vertheidigungsfähigen, künstlich noch verstärkten Stellung auf den welligen Höhen zwischen dem tiefen Sauer- und Falkensteiner Bache. An den Ufern der Sauer, die hier von Norden nach Süden fließt, liegt der Flecken Wörth, dreiviertel Meile westlich von Wörth am Falkensteiner Bache Reichshoffen.

Am rechten Ufer der Sauer erhebt sich das steile, zum Theil mit Wald bedeckte, zum Theil durch Wein- und Hopfenbau schwer gangbare Gelände um mehrere hundert Fuß, und oben liegen, zweitausend Schritt von Wörth entfernt, die fest gebauten Dörfer Fröschwiller und Elsaßhausen, jenes etwas nördlicher, dieses etwas südlicher als Wörth. Dort zeigten die Lagerfeuer am 5. Abends die Anwesenheit eines starken Gegners. Die Sauer trennte die Vorposten, welche einzelne Flintenschüsse wechselten.

Nach dem Befehle unseres Obercommandos sollte die Armee am 6. nach Westen näher zusammenrücken, um am 7. mit ihrer ganzen Stärke angreifen zu können. Aber unser V. Corps, dessen commandirender General trotz seiner Verwundung die Führung wieder übernommen hatte, verwickelte sich, im Drange nach Kampf, früh Morgens mit dem nahe stehenden Feind in ein schwer lösbares Gefecht, und von dessen Kanonendonner herbei gerufen, eilte die 4. bayerische Infanterie-Division auf dem rechten, die Avantgarde des XI. Corps auf dem linken Flügel gleichfalls zum Angriff. Daraus entstand schon am 6. die wichtige Schlacht.

Diese Kräfte waren viel zu gering und kämpften unter gar zu ungünstigen Verhältnissen. Die Bayern betraten den Wald, der im Norden der feindlichen Stellung nach Fröschwiller ansteigt, sahen sich bald in ihrem Fortschreiten gehemmt und hielten sich nur mühsam am Fuße der Höhen. Die Truppen des V. und XI. Corps hatten keine gedeckten Annäherungen. Unter dem heftigsten feindlichen Feuer überschritten sie bei Wörth und dem Dorfe Gunstett, welches eine halbe Wegstunde südlicher auf dem linken

Ufer der Sauer liegt, diesen tiefen Bach mittelst schnell hergestellter Brücken oder indem sie, bis an die Brust im Wasser, hindurch wateten, und stürmten die Höhen hinauf. Nach hin und her wogendem Gefecht mußten sie, stark gelichtet, über die Sauer zurück. Kaum gelang es, Wörth zu behaupten. Das französische Chassepotgewehr kam zu furchtbarer Wirkung.

Um ein Uhr war der Kronprinz auf dem Schlachtfelde eingetroffen, hatte an rückwärtige Armeetheile Befehle zum schleunigsten Anmarsch übersandt und die Leitung der begonnenen Schlacht, welche jetzt durchgeführt werden mußte, übernommen. Die zur Verfügung stehenden Truppen des II. bayerischen Corps sollten den äußersten linken Flügel der französischen Stellung nördlich von Fröschwiller umfassen, das I. bayerische Corps zwischen ihnen und dem V. Corps in die Schlachtlinie einrücken, das XI. Corps und die ihm folgenden Württemberger die rechte Flanke des Feindes angreifen und nordwärts auf das Centrum werfen. Schon waren alle diese Truppentheile in Bewegung, der an der Sauer rollende Kanonendonner zog sie an; aber bevor sie ihre volle Kraft einsetzen konnten, vergingen noch schwere Stunden.

Der General von Kirchbach zog nach und nach sein ganzes Corps bei Wörth über die Sauer, versuchte wiederholt den Höhenrand von Fröschwiller zu gewinnen, hatte erschütternde Verluste, hielt aber zähe wenigstens das rechte Ufer fest. Das XI. Corps überschritt, sich südlich ausbreitend, das Gewässer, und wandte sich gegen Mac Mahons äußersten rechten Flügel bei dem Dorfe Eberbach, welches dreitausend Schritt von Elsaßhausen entfernt und von diesem durch den Niederwald getrennt ist. Der commandirende General, von Bose, bereits verwundet, führte seine Regimenter zum Angriff. Auch hier leistete der Feind den tapfersten Widerstand, eine französische Cürassierbrigade opferte sich nutzlos für ihre Infanterie. Nach gewaltigem Ringen mußte letztere weichen und das XI. Corps drang in den Niederwald ein.

Doch darin gab es weiteren harten Kampf, ein französischer Gegenstoß nach dem anderen mußte abgeschlagen werden, und bevor der nördliche Rand des Waldes erreicht war, floß viel Blut. Dann hatte das XI. Corps das stark besetzte Elsaßhausen vor sich, von dessen Höhen die feindlichen Batterien ihre Geschosse auf die aus dem Walde Tretenden schleuderten. Indeß auch bei uns entwickelte sich eine lange Geschützlinie. Die Klagen der Verwundeten verhallten in dem Getöse.

Infanterie und Artillerie des V. und XI. Corps reichten sich nunmehr die Hand, und bald fochten in einem schrecklichen Wirrwarr, nach

Entscheidung ringend, Truppen beider Corps durch einander. Hier sah ich im Pulverrauch zum ersten Male einige Kameraden aus Cassel. Hei, wie die wackeren Hessen darauf gehen! Norgart sammelt einen Haufen aus verschiedenen Regimentern gemischt, und stürzt sich, mir zuwinkend, vorwärts einem vorbrechenden neuen Feinde entgegen. Das XI. Corps dringt in das brennende Elsaßhausen ein, welches der Feind durch einen Angriff mit frischen Infanteriemassen vergeblich wieder zu nehmen sucht. Da wirft sich noch einmal seine Cavallerie, eine Division von vier Cürassier-Regimentern, die bis dahin nicht gekämpft hatten, auf die preußische Infanterie und Artillerie. Auch dieser Stoß endigt mit der Zertrümmerung der todesmuthigen Reiterscharen.

Inzwischen hatten die vordersten Abtheilungen des I. bayerischen Corps die Sauer überschritten und waren rechts neben dem V. und in Verbindung mit den, auf dem rechten Flügel im Walde fechtenden Theilen des II. bayerischen Corps gegen die französischen Verschanzungen nördlich von Fröschwiller vorgegangen. Erst nach langem Ringen gelang es diesen Truppen mit denen vom V. Corps, das Plateau von Fröschwiller zu ersteigen. Um diesen Ort, den Stützpunkt auf der französischen Rückzugslinie nach Reichshoffen, wogte jetzt die Schlacht. Unser Kronprinz hatte bereits in der Erwartung des Sieges Befehle ertheilt, um dem Gegner das Entkommen zu erschweren.

In der vierten Nachmittagsstunde griffen im Norden die Bayern, im Osten das V., im Süden das XI. Corps und die in seinen Reihen eingetroffenen Bataillone und Batterien der Württemberger den letzten Halt des Feindes an. Noch war dessen Heldenmuth nicht gebrochen, nach wie vor mußten unsere erschöpften und zusammengeschmolzenen Haufen jeden Gewinn mit herben Verlusten erkaufen. Der General von Bose erhielt seine zweite, schwere Verwundung. Man ging und ritt zwischen Todten und Verwundeten.

Unter Leichen erblickte ich Herhudt. — Lebend hatte ich den Freund nicht wiedergesehen. Nur einen Augenblick konnte ich den uns im Siege Entrissenen betrachten. Auf seinem Gesicht lag Begeisterung, kein Schmerz. Ich schloß ihm die Augen. Dann mußte ich weiter.

Das brennende Fröschwiller wurde von allen Seiten erstürmt, und in dem Orte entstand ein erbitterter Häuserkampf. Doch schien es mir, als ließe die Hartnäckigkeit der Franzosen nach, sobald sie begriffen, daß sie nur noch um ihren Rückzug kämpften. Der Widerstand hörte auf, sie

ergaben sich oder flohen in vollständiger Auflösung. Um fünf Uhr endete auf der Höhe von Fröschwiller die Schlacht. Die Verfolgung begann.

Auch auf dem Schlachtfelde dauerte die Arbeit fort. Die Regimenter trachteten, sich zu ordnen; Mannschaften der verschiedenen Corps waren durch einander gerathen und suchten ihre Fahne. Geordnete Trupps sammelten und bewachten die Gefangenen, deren über 9000 in unsere Hände fielen. Darunter die Turkos mit braunem Gesicht und lockig schwarzem Haar, Gesindel, vor dessen Messerstichen man sich auch jetzt noch zu hüten hatte. Nun sollten die schlimmen Gäste aus Afrika über den Rhein, aber nicht so, wie man es ihnen in Frankreich versprochen hatte. Andere Commandos bemühten sich, die Feuersbrünste in den Ortschaften zu löschen. Unsere Aerzte, zu wenig für die Zahl der deutschen und französischen Verwundeten, blieben ohne Aufhören thätig bei Freund und Feind.

Unsere Soldaten empfanden die Ermüdung nach den langen Märschen und Kämpfen auf dem hindernißreichen Terrain in dieser Stunde nicht. Sie waren im Siegesrausch und genossen stolz und freudig den schönen Blick von diesen Höhen auf das im Sommerschmuck prangende Elsaßer Land.

Aber dort, welcher Jubel bricht aus? Der Kronprinz begrüßt die siegreichen Truppen. Er reitet von Regiment zu Regiment, jedes redet er an und winkt mit hoch erhobener Rechten. Jetzt ist er bei uns. Wie herrlich sieht er aus! Die hohe Gestalt auf prächtigem Roß, das edele Gesicht, glücklich und zugleich ob der Schrecken um ihn ernst. In unserer Nähe steht ein Haufen gefangener Franzosen. Die Scene enthusiasmirt sie, auch sie rufen Urrah! und schwenken vor dem siegreichen Hohenzollern ihre Käppis.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte schon in den Tagen von Speier die Zuneigung der Dritten Armee gewonnen. Unermüdlich sich den Truppen zeigend, leutselig und, wenn es sein mußte, sehr bestimmt, ja scharf, hatte er auch den Süddeutschen, die ihn noch nicht kannten, Respect eingeflößt, und dieser wurde bei Allen, die während des Gefechts seine Ruhe, Theilnahme und Ausdauer wahrnahmen, zur Verehrung. Vom Tage von Wörth an war er der Liebling der Dritten Armee, „unser Fritz".

Es dunkelte. Die Truppen richteten ihre Bivouaks auf dem Schlachtfelde ein, und die ihren Dienst beendigt hatten, lagen bald in tiefem Schlaf, ungestört von dem traurigen Geräusch, welches nach solchem Kampfe andauert.

Als ich spät Abends einige Zeilen an meine Eltern für die erste Beförderungsgelegenheit bereit gelegt hatte, suchte ich vergeblich den Schlaf.

Herhudts Bild trat vor meine Seele. Sein treues Herz hatte nun Ruhe, aber sein Heldentod brachte einem guten Mädchen unvergeßliche Trauer. Auch an die anderen Casseler Kameraden dachte ich. War Norgart gesund geblieben? Ich stand auf, setzte mich wieder zu Pferde und ritt nach seinem Bivouak. Das fahle Licht der Sommernacht ließ die nicht ruhende Thätigkeit erkennen. Noch immer wurden Verwundete gesucht und fortgetragen. Klagetöne rechts und links. Dann und wann flammte ein neuer Brand in den Dörfern auf und beleuchtete die Leichen zu meinen Füßen. Verwundete Pferde, die zu tödten bis jetzt nicht Zeit gewesen, standen oder lagen dazwischen, herrenlose jagten umher.

Ich fand Norgart emsig beschäftigt, seine Compagnie zu ordnen. Das Regiment hatte Herhudts Leiche und Nachlaß in Sicherheit gebracht. Noch andere Bekannte waren gefallen und mehrere verwundet, unter diesen der Oberstlieutenant von Trzemonski.

Der Sieg von Wörth hatte uns 500 Officiere und 10,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, aber Vieles eingetragen: nicht allein an Trophäen, Adlern und Turkofahnen, über dreißig Geschütze, darunter die neuen Mitrailleusen, welche der Kaiser Napoleon für eine werthvolle Verstärkung seiner Macht hielt, und zahlreiches anderes Kriegsmaterial. Der hauptsächliche Erfolg war die Auflösung von Mac Mahons Armee, die sich in der Schlacht bis zum Ende tadellos gehalten hatte, deren Bande dann aber plötzlich zerrissen waren, so daß sie, von unserer Cavallerie gescheucht, ungezügelt floh und die Vogesenpässe, welche mit geringen Kräften gesperrt werden konnten, uns offen ließ. Weggeworfene Waffen und Tornister, verlassene Geschütze und Wagen an den Bergstraßen bewiesen, daß wir den Widerstand unseres Gegners für die nächste Zeit vollständig gebrochen hatten.

Am 7. verbreitete sich in der Dritten Armee die Nachricht, daß am 6. auch vor der Front der Ersten und Zweiten Armee bei Spicheren eine siegreiche Schlacht stattgefunden hatte, und später erfuhren wir, wie dort ebenfalls das muthige Zugreifen der vordersten Truppen, die kameradschaftliche Unterstützung aller, welche nachfolgten und herankommen konnten, den Feind nach schwerem Kampfe aus seiner fast unersteigbaren Position vertrieben hatten. Also erlitten die Franzosen gleichzeitig zwei Niederlagen, eine schnelle Strafe ihres frevelhaften Uebermuthes.

In breiter Front marschirte die Dritte Armee, nur die Badische Division gegen Straßburg zurücklassend, durch das schöne Gebirge und rückte gegen die Mosel vor. Außer den Besatzungen, welche sich in den

kleinen Grenzfestungen und Sperrforts behaupteten, hielt kein Widerstand uns auf. Oft sogar bewiesen die Einwohner sich freundlich, nachdem sie die gegen uns gerichteten Verleumdungen erkannt hatten. In den Häusern hingen Karten von Deutschland, die zur Zeit der Kriegserklärung angefertigt und worauf Berlin und die dahin führenden Verbindungen durch den Druck stark hervorgehoben waren. Daß man allgemein an einen schnellen Siegeszug der französischen Waffen geglaubt hatte, dafür fanden wir die verschiedensten Beweise.

Die Zeitungen belehrten uns über die politischen Folgen der Schlachten von Wörth und Spicheren. Das Ministerium Ollivier war gestürzt. Das neue verzichtete nicht allein auf die Landung an den deutschen Küsten, sondern zog die französischen Truppen, welche den unfehlbaren Papst beschützten, aus dem Kirchenstaat zurück und dehnte die Wehrpflicht auf weite, bis dahin dienstfreie Classen aus. In Paris nahte die Revolution, Gambetta sprach schon von der Absetzung des Kaisers. Zunächst ließen Regierung und Kammern ihre Wuth an den unschuldigen Deutschen aus, welche seit Jahren in Frankreich lebten und nun rücksichtslos und gewaltsam ausgetrieben wurden.

Am westlichen Fuße der Vogesen hörte die deutsche Sprache auf. Lüneville war die erste französische Stadt, welche ich sah. In meinem Quartier und den Häusern, welche ich betrat, fiel mir die reiche und geschmackvolle Einrichtung und daneben ein Mangel derjenigen netteté auf, die wir Deutschen gewohnt sind; ein Contrast, den ich noch oft in Frankreich bemerkte.

Zum ersten Male hatte ich ein Bett und zwar eines von vollkommenster Beschaffenheit, es half mir aber Nichts. Der Schlaf, dieser wohlthätige Freund, welcher dem gesunden Soldaten in jedem Augenblick zu Gebote steht, fehlte mir.

Die Nachrichten aus dem Großen Hauptquartier des Königs verbreiteten sich von unserem Obercommando auf die verschiedenen Stäbe. Sie wurden in den Cantonnements und während der Märsche, die Karten in der Hand, mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt.

Der König hatte sein Hauptquartier nach und nach der Armee näher gelegt und am 11. die Grenze überschritten. Er war fast der einzige von den Kämpfern der Befreiungskriege, welche, das Eiserne Kreuz auf der Brust, jetzt wieder in das feindliche Frankreich einzogen.

Als die Dritte Armee die Meurthe und obere Mosel erreichte, bekamen wir die Nachricht, daß weiter abwärts vor Metz am 14. eine siegreiche

Schlacht stattgefunden hatte. Die Schlacht bei Colombey=Nouilly war, wie die bei Spicheren, aus dem kühnen Zugreifen der vordersten Führer entstanden und steigerte noch mehr die Siegeszuversicht des deutschen Soldaten. Ihren anderen Erfolg: daß sie den Rückmarsch der Franzosen in verhängnißvoller Weise verzögerte, erkannten wir nicht sogleich im vollen Umfange. Wir glaubten, der Kaiser Napoleon werde seine Hauptarmee mit den Trümmern Mac Mahons und anderen Truppen, welche im Lager von Châlons gesammelt wurden, vereinigen; in jener Gegend würden wir die entscheidende Schlacht schlagen.

Doch schon am 17. hörten wir in Nancy, daß Tages zuvor einige Corps der Zweiten Armee westlich von Metz das französische Heer, welches nach Verdun abmarschiren wollte, angegriffen und zum Stehen gebracht hatten. Näheres von dem überaus blutigen Verlaufe dieser Schlacht wurde bald bekannt und erregte schmerzliche Bestürzung. Der Versuch, einem weit überlegenen und tapferen Heere die Straßen zu sperren, konnte nur der vollkommensten Hingabe der Führer und Truppen gelingen. Das III. Corps hatte bei Vionville den Feind festgehalten, Nachmittags links davon bei Mars la Tour das X. Corps eingegriffen, die Spitzen des VIII. und IX. Corps waren zu Hilfe geeilt, und in Augenblicken der höchsten Gefahr hatte die Cavallerie, darunter auch die Garde=Dragoner=Brigade, sich für die anderen Waffen heldenmüthig geopfert. Officiere unseres Obercommandos, die in Folge dieses Ereignisses sich nach der Zweiten Armee begeben hatten, kamen mit Nachrichten zurück, welche in die Siegesfreude große Trauer mischten. Die Schlacht bei Vionville = Mars la Tour hatte uns mehr als 700 Officiere gekostet. Die Garde=Dragoner hatten Ungewöhnliches geleistet und gelitten; ihre beiden Regiments=Commandeure und noch zehn Officiere waren todt.

Besorgt eilte ich nach dem Hauptquartier unseres Kronprinzen. Meine Furcht war begründet, ich fand Ellerbachs Namen unter den Gebliebenen. — Das war schon der zweite Verlust, der mich persönlich traf — und der Krieg hatte erst begonnen! O, beklagenswerthe Julia!

Ich zog sogleich Erkundigungen nach meinem Vetter Justus ein. Er war gesund.

Der Kaiser Napoleon hatte die Armee in Metz verlassen und dem Marschall Bazaine den Oberbefehl übertragen.

Die Dritte Armee setzte ihren Marsch nach der Maas fort. Am 19. Abends gelangten die ersten, am 20. weitere Nachrichten über die Schlacht von Gravelotte = St. Privat zu uns. Am 18. hatten unter der persönlichen

Leitung des Königs die Erste und Zweite Armee mit umgekehrter Front, quer über die Rückzugslinien des Feindes stehend, die französische Hauptarmee zur Umkehr unter die Kanonen von Metz genöthigt, wo sie nun eingeschlossen war. Die klare und kühne Leitung der Operationen einerseits, die Marschfähigkeit der Truppen andererseits hatten diese merkwürdige Schlacht möglich gemacht, welche Dank der außerordentlichen Gefechtstüchtigkeit aller Corps glücklich durchgeführt war. Wir, die wir keinen Feind vor uns hatten, beneideten fast unsere Kameraden vor Metz um ihre großen Thaten und dachten in der ersten Aufregung weniger an die erschrecklichen Opfer, welche auch dieser Tag gefordert haben mußte. Bald genug drang die Kunde davon zu uns. In dem dritten und größten Kampfe bei Metz waren 20,000 Deutsche, darunter 900 Officiere, außer Gefecht gesetzt. Das Garde-Corps hatte am meisten, 307 Officiere und fast 8000 Unterofficiere und Soldaten verloren; einzelne seiner Regimenter ließen bei der heldenmüthigen Erstürmung von St. Privat weit über den dritten Theil ihrer Stärke auf der Wahlstatt.

Nun durchzuckte mich der Gedanke an Christian. Die Namen der Gefallenen wurden nicht sogleich bekannt. Schon am 19. waren das Garde- und IV., sowie das XII., sächsische, Corps aus der Armee vor Metz geschieden, als „Maas-Armee" unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen vereinigt und darauf nach Westen in Bewegung gesetzt. Während die übrigen Corps der Ersten und Zweiten Armee unter den Befehl des Prinzen Friedrich Carl von Preußen gestellt wurden und zur Einschließung der Franzosen bei Metz blieben, sollten die Dritte und die Maas-Armee Mac Mahons zweites Heer aufsuchen, welches in der Stellung bei Châlons Paris deckte.

In großer Angst ergriff ich jedes Mittel, um Bestimmtes über Christian zu erfahren. Da meine Eltern mir geschrieben hatten, daß Friedrich als Delegirter der freiwilligen Krankenpflege zu der Zweiten Armee, welcher das Garde-Corps bis jetzt angehört hatte, abgereist sei, so schrieb ich ihm; und noch mehrere Feldpostkarten sandte ich zu demselben Zwecke ab.

In der Nacht schreckte mich Wichards und Christians Bild aus unruhigem Schlaf, und dann hielten die Gedanken an Adele mich quälend wach. Und bei Tage auf dem Marsche, abwechselnd in drückender Hitze und strömendem Regen, ohne kriegerische Spannung, weil die weit voran eilenden Cavallerie-Divisionen uns vor einer unerwarteten Berührung mit dem Feinde sicherten, hinderte Nichts meine trüben Ahnungen, mich zu peinigen.

Da kam die Bestätigung — Christian war den Heldentod gestorben, im Siegeslauf, in derselben Secunde gesund und todt. Friedrich hatte seiner Bestattung auf dem Felde der Ehre beigewohnt. —

Daß ich in diesen Tagen das Eiserne Kreuz für Wörth erhielt, erfreute mich zwar, doch nicht bis zu dem Jubel, in welchen diese Auszeichnung mich versetzt haben würde, wenn ich nicht so betrübt gewesen wäre.

Erst als wir gegen Ende des Monats von Blousenmännern beschossen wurden, Arbeiter auf dem Felde als heimliche Feinde beobachtet werden mußten, die ihre versteckten Gewehre in der Nähe hatten, das Franctireurwesen Bedeutung erhielt, bekam der Soldatensinn die Oberhand, und ich fühlte mich wohler.

Unsere Cavallerie hatte das Lager von Châlons verlassen gefunden und in Erfahrung gebracht, daß Mac Mahon seine Armee nach Reims gezogen habe. Dahin wandte sich nun unser Marsch. Dann kam ein Gerücht, Mac Mahon sei ostwärts abmarschirt, um Bazaine bei Metz die Hand zu reichen. Wir glaubten es nicht, weil diese Bewegung mit unerprobten Truppen zwischen dem deutschen Herre und der belgischen Grenze hindurch zu gewagt erschien. Jedoch erhielt das Gerücht durch verschiedene Meldungen und Nachrichten immer mehr Wahrscheinlichkeit. Sobald man die Gewißheit erkannt hatte, wurde unserer auf dem linken Flügel des deutschen Vormarsches befindlichen Armee am 27., etwa vier Meilen östlich von Châlons, eine entschieden nördliche Marschrichtung angewiesen. Die militärische Lage wurde jetzt von Tag zu Tag interessanter. Als steigere das Gefühl, daß die oberste Heeresleitung uns einem der merkwürdigsten Kriegsereignisse entgegen führe, die körperlichen Kräfte, legten die Deutschen unermüdlich die beschwerlichsten Märsche auf den von vielem Regen erweichten Straßen des Argonner Waldes zurück.

Indem die Dritte Armee die Rechtsschwenkung ausführte und zwischen Maas und Aisne nordwärts zog, kamen auf ihrem rechten Flügel die Bayern bald in Verbindung mit der Maas-Armee, bei welcher das IV. Corps den linken Flügel hatte. Letzteres schlug am 30., von den Sachsen rechts, von dem I. bayerischen Corps links unterstützt die Schlacht bei Beaumont, während welcher das Centrum der Dritten Armee in kleinen Gefechten gleichfalls Fühlung mit dem Feinde bekam, der, bei Beaumont glänzend besiegt, auf den Weitermarsch nach Metz verzichten mußte. Seine vordersten Truppen wandten sich rückwärts der kleinen Festung Sedan zu. Von diesem Orte nur noch zwei bis drei Meilen entfernt, stand am 30. Abends

der größte Theil des deutschen Heeres in Bivouaks und engen Cantonnements nahe vereinigt.

In den ersten Stunden des 31. war ich übermüde endlich einmal tief eingeschlafen, als ich durch einen Befehl geweckt wurde. Ich sollte mich nach dem I. bayerischen Corps begeben, welches am Morgen gegen die Maas oberhalb Sedans vorgehen würde. Dort sollte ich die Uebergänge über diesen Fluß recognosciren.

Zu meiner Freude führte der Weg über das Schlachtfeld des vorigen Tages. Ich hoffte, meinen Magdeburger Kameraden zu begegnen, welche an diesem Ehrentage des IV. Corps Theil gehabt. Im Morgengrauen so schnell reitend, als es die Straße gestattete, auf welcher Trains ihren Truppen nachzogen, Wagen mit Verwundeten und leere Munitionscolonnen zurück marschirten, kam ich nach der in einem Thalkessel liegenden Stadt Beaumont. Hier waren die Franzosen in ihren Lagern von unserem IV. Corps vollständig überrascht worden; dann aber hatten sie, von dem bergigen und waldigen Terrain geschickten Gebrauch machend, sich äußerst hartnäckig vertheidigt. Erst nach blutigen Kämpfen waren sie noch eine Meile zurückgeworfen. Am Abend hatten die Magdeburger sich auf dem linken Maasufer in den Besitz der Vorstadt von Mouzon gesetzt. Vor dieser, auf einer Flußinsel erbauten, Stadt hatte die Schlacht geendigt. Reiche Trophäen, Kriegscassen und viele Gefangene waren in die Hände der Sieger gefallen.

Als ich mich Mouzon näherte, war es Tag geworden. Aus einem Krankenwagen der mir hier begegnenden Sanitätsabtheilung winkte eine Hand mir zu. Ich drängte mich heran. „Da sind Sie ja," hörte ich nun. Es war der Oberstlieutenant von Krelow, den ich nicht gleich erkannt hatte, weil sein rothes Gesicht weiß und mit einem struppigen Vollbart bedeckt war. „Ich komme bald wieder," fuhr er eifrig fort, als wolle er seine Entfernung rechtfertigen. „Ich kann nicht stehen und sitzen. Fleischschuß durch das Oberbein, glatt durchgegangen. Die Kerls schießen schlecht. Solch' ein Lumpenschuß."

Ich wünschte ihm herzlich gute Besserung und ritt weiter nach den Bivouaks der Magdeburger. In Birlach's Compagnie fragte ich einen Unterofficier: „Wo ist Ihr Hauptmann?" — „Der sich dort wäscht, das ist er." Birlach stand, die Hemdsärmel aufgeschlagen, mir den Rücken zukehrend, über einen Wasserbehälter gebückt. Als er mich bemerkte, riß er die Augen auf, schleuderte die feuchten Locken zurück und reichte mir die nasse Rechte. „Ich freue mich, Sie gesund zu sehen," sagte ich. „Ich

auch," antwortete er sehr vergnügt. „Gestern haben wir es doch gut gemacht? Unser Corps war noch nicht daran gewesen. Ei, jetzt stehen wir den Anderen gleich. Alle Achtung vor unseren Generalen und Stabsofficieren! Immer vorn an, wo es am ärgsten war. Na, es sind auch viele gefallen."

Ich durfte nicht länger weilen, verfolgte meinen Weg stromab und erreichte eine halbe Meile vor Sedan die Spitzen des I. bayerischen Corps.

Hier auf den Höhen, die an einzelnen Stellen sechshundert Fuß ansteigen, befanden wir uns innerhalb des nach Norden ausspringenden Bogens der Maas. Vor uns in der von Bergen rings umgebenen Niederung erblickten wir Sedan. Rechts an der großen Straße nach Metz sahen wir Bazeilles und links an der Straße nach Mézières Donchery, beide Ortschaften am jenseitigen Flußufer und an der Eisenbahn.

Das I. bayerische Corps fand die Eisenbahnbrücke über die Maas bei Bazeilles unzerstört. Hinter diesem Dorfe aber standen französische Truppenmassen. Es entspann sich ein lebhafter Artilleriekampf und ein Infanteriegefecht, in dessem Verlauf die bayerischen Jäger Bazeilles besetzten. Sie hielten sich daselbst gegen die feindliche Uebermacht mehrere Stunden, bis sie, höherem Befehle folgend, auf das linke Ufer zurück gingen. Inzwischen waren neben der Eisenbahnbrücke Pontonbrücken geschlagen und diese Uebergänge gegen Abend, als das Gefecht aufhörte, in unserem gesicherten Besitz. Nun begab ich mich auf dem kürzesten Wege nach meinem Stabe. Auch die Brücke bei Donchery, eine halbe Meile unterhalb Sedan, war von den Franzosen, die ganz den Kopf verloren zu haben schienen, nicht zerstört. Im Laufe des Tages wurde sie von unserem XI. Corps besetzt, und dieses unterbrach jenseits Eisenbahn und Telegraphen.

Auf unserem äußersten rechten Flügel aber schlossen das Garde- und XII. Corps, in nördlicher Richtung marschirend, den Raum zwischen der Maas und belgischen Grenze.

So hatte die Armee Mac Mahons am Abend des 31. August nur noch einen sehr schwierigen Rückzug nach Westen oder den Uebertritt auf neutrales Gebiet offen. Zögerte sie, so konnte sie umzingelt und zur Capitulation gezwungen werden; denn bei diesem unbedeutenden Orte vermochte sie nicht, wie Bazaine bei der großen lothringischen Festung, längere Zeit zu existiren.

In fieberhafter Erwartung des nahenden Tages legte ich mich nieder. In meiner Stirn hämmerte und stach es. Ich schalt Birlach, weil er

mehr als Christian, Herhudt und Ellerbach geleistet haben wollte, und andere Fantasien der Art ließen nicht von mir, obgleich die Kameraden, welche in derselben Stube ein Paar Stunden der Ruhe suchten, wiederholt riefen, ich solle aufhören im Schlafe laut zu sprechen.

In Folge der Armeebefehle, welche das Festhalten des Feindes als die Aufgabe für den 1. September bezeichneten, waren die entfernteren Corps allarmirt worden und hatten sich bei Nacht in Bewegung gesetzt.

Das I. bayerische Corps, das nächste am Feinde, hatte die Maas überschritten, Bazeilles jetzt aber verbarricadirt und stark besetzt gefunden. Der Kampf um dieses Dorf eröffnete bald nach vier Uhr Morgens die Schlacht bei Sedan. Immer heftiger schallte das Gewehrfeuer. Ein dichter Nebel verhinderte die Fernsicht.

Inzwischen eilten auf jenem Ufer der Maas die Sachsen und rechts von ihnen das Garde-Corps dem Abschnitt der Givonne zu. Dieser Bach fließt bei Bazeilles in die Maas, nachdem er ein schmales, tiefes Thal durchlaufen hat, welches sich von Norden nach Süden zieht und von Sedan in östlicher Richtung eine Viertelmeile entfernt ist.

Auf dem linken Ufer sollte das II. bayerische Corps den Flußbogen abschließen. Das XI. und V. Corps gingen bei Donchery über den Fluß, trafen wider Erwarten die Franzosen nicht im Rückzuge westwärts und marschirten, nur von den Hindernissen des bergigen Geländes aufgehalten, nach der Nordfront der feindlichen Heeresstellung weiter. Dort entwickelte sich in der elften Morgenstunde die Artillerie dieser beiden Corps auf den Höhenzügen nördlich des Baches von Floing, etwa eine halbe Meile von Sedan.

Der Nebel war gefallen. Von den höchsten Punkten sah man den Kampf, welcher jetzt schon fast rings um die Franzosen entbrannt war. Diese selbst begriffen wohl ihre verzweifelte Lage nicht überall, denn noch führten sie in ungebrochener Haltung eine wohl geleitete, muthige Gegenwehr. Von dem brennenden Bazeilles aufwärts an der Givonne, wie an der Hochfläche auf der Nordseite von Sedan wogten in äußerst erbitterten Gefechten die langen Linien aller Waffen hin und her. Bei Bazeilles griffen die Spitzen des IV. Corps unterstützend ein, auch vom II. bayerischen Corps war noch Verstärkung hinüber geschickt. Von Donchery flußabwärts hielten die Württemberger Wacht gegen die Unterstützungen, welche unserem Gegner von Mézières aus gebracht werden möchten.

Als die deutsche Artillerie näher und näher rückte, so daß ihre Geschosse in die immer dichter zusammen gedrängte feindliche Armee von allen Seiten

kreuzend einschlugen, da hörte zwar der tapfere Widerstand der Franzosen noch nicht auf, indeß erkannten wir die jetzt beginnende Auflösung. An den Abhängen von Floing opferten sich, wie bei Wörth, französische Cavalleriemassen; sie zerstieben an dem ruhigen Feuer unserer Infanterie und Artillerie. An verschiedenen Stellen versuchten Trupps gewaltsam, Einzelne heimlich durch unsere Linien zu kommen, um in den verbergenden Wäldern nach Belgien zu entweichen; und freiwillig traten große Haufen in die Gefangenschaft.

Noch einmal wollte der Feind seine Fesseln sprengen. Bazeilles war endlich genommen, auch das weiter vorwärts an der großen Straße liegende und bis an die Festungswerke reichende Dorf Balan im Besitz der Bayern. Hier schien Nichts mehr zu thun übrig, als plötzlich um drei Uhr Nachmittags das Gefecht von Neuem heftiger entbrannte. Der Gegner wandte sich mit Uebermacht gegen die erschöpften Bayern; immer größer wurde die Truppenmenge, welche aus dem Festungsthor vorstürmte und nach und nach Balan wieder nahm. Unverkennbar war dies ein Durchbruchsversuch, freilich ein aussichtsloser. Um über den weiteren Verlauf zu berichten, wurde ich dahin gesandt.

So lange die Schlacht verwickelt war, hatte die Spannung meinen Körper beherrscht; nun die Entscheidung gewiß, ließ sein Widerstand nach. Doch freute ich mich über den eben erhaltenen Befehl und eilte zu seiner Ausführung davon.

Inzwischen hatten die bereit stehenden deutschen Batterien ihr Feuer auf Balan gerichtet und die Umkehr der Franzosen bewirkt. Als ich dahin kam, rückte bayerische und preußische Infanterie durch dieses Dorf vor. Sie begleitend, gelangte ich an das Glacis der Festung.

Nicht lange mehr, und das feindliche Feuer verstummte, eine weiße Fahne wurde sichtbar, die Franzosen vor uns winkten uns zu.

Wir ritten heran, ein französischer Officier kam uns entgegen. Von den Fragen, welche an ihn gerichtet wurden, hörte ich noch die: „Wer commandirt die französische Armee?" und seine Antwort: „Ich weiß nicht, der Marschall soll verwundet sein. Der Kaiser ist in Sedan."

Nicht allein die Armee, auch Napoleon war gefangen! Ich jagte zurück. Um meine Nachricht schneller zu überbringen, vermied ich das schwer passirbare Bazeilles. Seitwärts dieser Ortschaft hielt die bayerische Cürassierbrigade, welche ich zum ersten Male sah. Einer ihrer Officiere von kolossaler Gestalt galoppirte auf mich zu und streckte die Hand nach mir aus. „Grüß Dich Gott, Ernst!" hörte ich. „Wir haben es abscheulich

langweilig gehabt, nicht einmal sind wir zum Einhauen gekommen. Dort," — er wies auf die Sachsen — „Günther hatte es besser."

Ich verstand und sah nicht mehr deutlich, die Gegenstände vor mir schienen zu wanken. Doch glaubte ich, weiter jagend, neben einer ruhenden Truppe Birlach zu erkennen. Ja, er war es. Bei ihm standen andere Kameraden aus Magdeburg. Ich fiel, sie ergriffen mein Pferd.

27.

Von den nächsten Wochen habe ich nur dunkele Vorstellungen. Einmal glaubte ich, in einer Stube zwischen vielen Betten zu liegen, ich sah Emon und hörte um mich sprechen. Dann hatte ich das Gefühl, als würde ich gefahren, und es war mir, als ob Alfred mich fest hielte. Wüste Bilder des Kampfes umgaben mich, und daneben erschien Adelens trauernde Gestalt. Alles wirr durch einander. Zuweilen meinte ich, das angstvolle Gesicht meiner Mutter zu sehen, welche sich über mich beugte, das ernste Antlitz meines Vaters. Ich war in einem hohen Zimmer mit blauen Tapeten. Und dann — ja gewiß, das war Adele. Frau Sophie Freimann hielt sie in den Armen. Ich wollte mich aufrichten, aber sank zurück, und Alles war wieder dunkel.

Seitdem mochten Tage vergangen sein, da weckte mich ein Sonnenstrahl, der milde durch bunte Fensterscheiben drang.

„Wo bin ich?" fragte ich den Wärter.

„In unseres Herrn Grafen Schloß."

„Wie heißt er?"

Mich behaglich zurechtlegend, schloß ich die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, erkannte ich mit klarem Bewußtsein, wer an meinem Bette saß, und sagte: „Liebe Mutter!"

„Mein Herzenssohn!" rief sie und küßte mich.

„Wo ist Vater?"

„Ich will ihn holen."

„Und —?"

Ob sie verstand, daß ich nach Adele fragen wollte? „Sprich nicht gleich so viel," unterbrach sie mich und ging hinter mein Bett. Dort hörte ich ein Geräusch, dann kamen meine Eltern und der Arzt. Ich beobachtete, wie es sie beglückte, daß Letzterer mit den Worten: „Sehr gut!" nach dem Erker ging und das Fenster öffnete. Ich sah den blauen Himmel und athmete die köstliche Luft. „Ah!" sagte ich erquickt.

„Nicht wahr? Das ist angenehm," sprach der Arzt mit weicher Stimme. „Liegen Sie ruhig und sprechen Sie nur das Nöthige."

Er verließ uns, und ich blickte, bis ich einschlief, abwechselnd Vater und Mutter an.

Am anderen oder nächstfolgenden Tage hatte der Arzt eine sehr zufriedene Miene. Nach einigem Scherzhaften sagte er: „Heute sollen Sie noch Besuch haben."

Meine Mutter stand auf und ging nach der Thüre hinter dem Bett. Einen Augenblick dachte ich, daß sie Adele holen wolle. Aber das war zu thöricht, deshalb erwartete ich Fräulein Hatfried.

Auch diese nicht, sondern Frau Sophie Freimann kam an mein Lager. „Sie sehen viel besser aus," hob sie an. Ich freute mich, ihre edelen Züge zu sehen und ihre liebe Stimme zu hören. Meine Hände, die ich ihr entgegengestreckt hatte, sanft auf die Decke niederlegend, sprach sie mit mehr als gewöhnlicher Betonung: „Jetzt heiße ich Sie in Graf Emons Namen willkommen."

Emon — dieser Klang war wie ein Ruf, der mich weckte. Unwillkürlich richtete ich mich auf. Der Arzt stützte mich. Ich sah Alle verwundert an und fragte: „Wie bin ich hierher gekommen? Habe ich Emon gesehen?"

„Am Tage nach der Schlacht bei Sedan," antwortete mein Vater.

„Sedan!" rief ich und legte mich zurück.

„Von Wörth," sagte nun Frau Sophie, deren leuchtende Augen auf mich gerichtet blieben, „begleitete er selbst die ersten Verwundeten hierher. Dann fuhr er nach den Schlachtfeldern von Metz."

Wörth, Metz, diese Worte fielen wie Lichter in mein Gedächtniß. Die Erinnerung dämmerte auf, die herrliche, aber ach! so traurige. Ich drückte meine Hand an die Stirn, und eine Weile war es ganz still in dem Zimmer, bis ich, meine Eltern ansehend, schmerzlich ausrief: „Christian ist todt!"

Hinter mir hörte ich den Laut einer bekannten Stimme. Frau Sophie erblickte ich nicht mehr. Mutter sprach, erschrocken meine Hand fassend: „Gott hat es gewollt, geliebter Sohn!" Und Vater half ihr mit gutem Trost. „Die Gefallenen leben im Dank der Nachwelt fort," sagte er. „Welch glorreicher Krieg!"

Ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit und wurde sehr froh. „Ich bin nicht verwundet?"

„Nein," erwiderte der Arzt.

„Wer hat mich hierher gebracht?"

„Alfred,“ sagte Mutter.

„O, der Gute! Ich glaubte ihn zu erkennen.“

„Jetzt sprechen wir nicht weiter,“ bestimmte der Arzt.

Noch Tage vergingen, an denen ich nicht fragen mochte und in großer Schwäche, aber mit klarem Verständniß mich schweigend der Sorgfalt meiner Pfleger überließ. Doch mehr und mehr fielen die Bande, welche eine tückisch schleichende Krankheit lange bereitet und zuletzt über Körper und Geist geworfen hatte. Nun überlegte ich, wie ich hierher gekommen, und störte sogleich meinen Vater, der lesend am Fenster saß, mit der Frage: „Wo ist Alfred?“

„In Hamburg oder bei Barons.“

„Bitte, erzähle von ihm.“

„Der Krieg hat ihn so schnell zurückgeführt. Als die Nachricht nach Zanzibar kam, hat er auf andere Pläne verzichtet und ist nach Europa gereist. Sein erstes Ziel war unsere Armee.“

„Wie sieht er aus?“

„Etwas älter, nicht viel. Rüstig ist er wie sonst und von Gemüth ganz unverändert.“

Ein weiterer Schritt zu meiner Genesung war, daß ich an das geöffnete Fenster getragen wurde. In dieser Stunde wäre die Natur mir überall reizend erschienen. Was ich hier sah, war überwältigend. Das Schloß mußte auf einem Felsenvorsprung erbaut sein, denn nahe seitwärts erhoben sich die dunkelen Berge, deren schön geformte Kette sich weithin erstreckte. Tief unten lag in herbstlichen Farben das Thal, worin der Fluß sich durch zahlreiche Wohnstätten schlängelt. Meine Seele pries den Schöpfer, und mein Herz wallte über von Dank und Sehnsucht. „O, daß ich wieder gesund wäre!“ rief ich, meine Mutter umarmend.

„Bleibe nur fein geduldig,“ erwiderte sie mit einem Hoffnung spendenden Lächeln.

Vater reiste nun nach Hause. Ich wunderte mich nicht darüber, denn ich wußte, daß er Barons trösten wollte. Bei dem Abschiede sprach ich: „Grüße Alle — und Adele.“

In der wieder erwachten Lebenslust wuchsen meine Kräfte. Theilnehmend hörte ich Frau Sophiens Mittheilungen über ihren, bald hier-, bald dorthin reisenden Mann, der in den schlimmsten Tagen meiner Krankheit hier gewesen war; über Emon, der in Frankreich das Elend des Krieges lindern half, und über die Verwundeten und Kranken, welche auf seiner Besitzung gepflegt wurden. Seinen Arzt, den Doctor Helder, dessen Wissen-

schaft und Sorgfalt meine Krankheit besiegt hatten, sah ich um so lieber eintreten, als er politische Neuigkeiten zu bringen pflegte. Straßburg hatte capitulirt. Das war schon weit über eine Woche her. Straßburg wieder unser! Ueber dieses erfreuliche Ereigniß, wie über alle Kriegsbegebenheiten hätte ich gern länger mit ihm gesprochen; aber er, wie Frau Sophie, machten immer nur kurze Besuche. Mutter sagte, sie hätten nicht länger Zeit. Sie walteten über den Lazarethen, die nicht nur im Schlosse, sondern auch in der Domäne am Fuße des Berges eingerichtet waren.

Meine Mutter las mir aus den Zeitungen vor. Anderes mochte ich noch nicht hören. Meine Gedanken weilten bei der Armee und den Angehörigen der gefallenen Freunde. Von Cassel, wo jetzt auf der Wilhelmshöhe der gefangene Kaiser Napoleon war, sprachen wir oft; von den Damen Norgart, die dort in Lazarethen thätig waren, wie Frau Sophie hier, wie Frau von Leinau in Hannover. Auch auf Mutters Verwandte kam die Rede. „Gott sei Dank," sagte sie, „meine drei Neffen sind bis jetzt gesund geblieben."

Ich zählte nach. Drei? — „Ist Jobst bei der Armee?"

„Er hat Dich ja bei Sedan gesprochen."

„Ganz Recht — zuletzt — bei Bazeilles. — Und darauf sah ich Birlach."

Sie nickte.

„Weißt Du das auch?"

„Die Doctorin hat es mir geschrieben."

Daß jene Vorfälle mir entschwunden waren, überraschte mich peinlich. „Ich habe gewiß noch mehr vergessen," klagte ich melancholisch.

„Nach und nach kommt Alles wieder," tröstete sie.

Seit Vater uns verlassen hatte, stand die Thür des Nebenzimmers offen. Als ich meinen Spaziergang so weit ausdehnte, sah ich den Berg vor mir. Aus seinen Tannen ragten Felsblöcke hervor. Den Fenstern näher sah ich einen Wiesenhang, über den ein Bach sprudelte. Ich bog mich hinaus und blickte in den Schloßgarten hinab, in welchem drei Officiere gingen, die ich nicht kannte, auch nicht lange betrachten konnte; denn ich wurde schwindlig und mußte mich setzen.

In diesen beiden Räumen übte ich nun meine Kräfte, die körperlichen, wie die geistigen. Die Freude, Alfred wieder zu haben, wirkte ungemein belebend. Dagegen quälte mich die Vorstellung, daß während der langen Bewußtlosigkeit mir Wichtiges entschwunden sein möchte. Wenn ich am Fenster saß oder auf dem Ruhebett lag, suchte ich mir Alles zu vergegenwärtigen. Es that mir wohl, daß die liebsten Menschen sich meiner Hilf-

losigkeit angenommen hatten. Unbewußt hatte ich sie erkannt, vom Schlachtfelde bis hierher Alle. — Hier saßen meine Eltern, dort stand Frau Sophie —. Adele war hier! jubelte es auf einmal in mir, und schon hatte ich die Frage an meine Mutter auf den Lippen, da schwieg ich. Weil ich die Enttäuschung fürchtete, wollte ich mir die Gewißheit nicht verschaffen. Aber das Denken an Adele verließ mich nicht mehr, und das Verlangen nach ihr wuchs von Tag zu Tag.

Frau Sophie, welche ihre regelmäßigen Besuche mit freundlichen Gaben an Blumen oder Früchten zu begleiten pflegte, kam nach einiger Zeit zu ungewohnter Stunde und mit leeren Händen — und doch nicht, denn sie trug ein Papier und sagte: „Da habe ich einen allerliebsten Brief von Adele.“ Sie nahm ihn auseinander, erzählte Einiges und bestellte mir Adelens Grüße und gute Wünsche. Ich sah gewiß sehr glücklich aus, denn sie und Mutter lachten vergnügt.

„Hat Adele Nichts von Alfred geschrieben?“ fragte ich.

„Er kommt oft nach dem Gute.“

„Ach, käme er doch hierher!“ entgegnete ich rasch und eindringlich.

An einem sonnigen Mittage verordnete der Doctor Helder eine Ausfahrt. Nach derselben sollten meine Mutter und ich eine Wohnung unten im Schlosse beziehen, damit ich ins Freie gehen könne. Ich wurde die Treppen hinunter getragen und ging am Arme des Arztes nach dem Wagen, welcher im inneren, von hohen Wänden umschlossenen Hofe stand. Mutter setzte sich zu mir. Wir fuhren durch das Portal und den Weg hinab, der sich um den Berg windet und von dem aus man nach und nach drei Seiten des Schlosses sieht. Der alte Bau mochte manche Zerstörung erlitten haben; denn mehrere Theile waren, je nach dem Geschmack und den Mitteln der Zeit, gar verschieden erneuert. Dem grob gefügten Mauerwerk, welches auf dem Felsen ruhte, waren zierliche Erker angehängt und aus derselben Periode schien die Kapelle zu stammen. Ein schön gestalteter eckiger Thurm hatte einen zopfigen Dachhelm, ein plumper runder eine schlanke Spitze erhalten und eine Front, der neueste Theil, war im Louvre-Stil aufgeführt.

Bei den Häusern am Fuße des Berges nahm ich die großartige Ausdehnung von Emons Mildthätigkeit war. Die gräfliche Besitzung schien den leidenden Kriegern zu gehören. Eine große Zahl derselben, welche den Sonnenschein genießen durften, waren vor den Thüren und in den Gärten zu sehen, während die verhängten Fenster der langen Gebäude zeigten, daß Viele noch schwer krank darnieder lagen. Pfleger und Pflegerinnen

grüßten uns freundlich, aber schweigsam, und die herrschende Stille ließ erkennen, daß die landwirthschaftliche Thätigkeit, welcher sonst dieser Ort gewidmet war, um der Kranken willen vernachlässigt wurde.

Unsere neue Wohnung an einem Flur, der nach dem Schloßgarten führte, gefiel mir sehr gut, und da ich jetzt meine Spaziergänge im Freien machte, begegnete ich anderen genesenden Officieren, von welchen dann Dieser, dann Jener für gesund erklärt wurde und zur Armee abreiste. Dies brachte eine große Unruhe in mir hervor. Ich fragte den Doctor Helder, wann ich wieder dienstfähig sei, erhielt aber nur die Antwort: „Um so früher, je gewissenhafter Sie meine Vorschriften befolgen."

In diesen Tagen ungeduldigen Harrens war Herrn Freimanns Besuch doppelt erfreulich. Er unterhielt uns auf das Angenehmste, beherrschte um mich zu schonen, seine Lebhaftigkeit und vermied aufregende Gegenstände. Er war bei der Armee vor Paris gewesen und hatte keine Mühe gescheut, um alle ihm und seinen Freunden Nahestehenden zu sehen. Emon, Friedrich und Fräulein Hatfrieds ältesten Bruder, den Arzt, hatte er gesund verlassen. Emon versuchte durch rastlose Thätigkeit die Qualen seines Herzens zu betäuben.

Im Hauptquartier des Königs zu Versailles hatte Herr Freimann Wichtiges erfahren. Dort waren soeben Minister der süddeutschen Staaten zu Verhandlungen über den politischen Anschluß an Norddeutschland eingetroffen. Der Volkswille forderte die Einigung ganz Deutschlands so dringend, daß die bayerische und württembergische Regierung die particularistischen Bestrebungen nicht weiter treiben konnten, um so weniger, als ihre Truppen den Werth der preußischen Waffenbrüderschaft erkannt hatten.

Auch hinsichtlich der Friedensbedingungen wurde die Politik unseres Königs von der öffentlichen Meinung, der Entschlossenheit und Opferwilligkeit des deutschen Volkes unterstützt. Nicht allein die zurückeroberten Theile Elsaß-Lothringens, sondern auch Metz sollten auf jeden Fall dem Reiche gewonnen werden. Die künftige Grenze Deutschlands stand im Allgemeinen fest und Herr Freimann zeichnete ihre Linie westlich von Diedenhofen und Metz, östlich von Nancy und Lüneville und dann in ziemlich gerader Richtung südlich nach Belfort in eine meiner Karten ein. Dabei erzählte er: „Gestern früh kam ich durch Rastatt, als die Kriegsgefangenen aus Straßburg zur Arbeit geführt wurden. Sie sangen, und was? Unser deutsches Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden."

„Ach!" riefen meine Mutter und Frau Sophie.

„Mich rührte es auch," fuhr er fort, „und ich dachte, diese Menschen,

welche unsere Zunge reden und unsere Lieder singen, können nicht französisch gesinnt sein. Dagegen werden die höheren Stände in Elsaß-Lothringen uns lange feindlich bleiben, denn sie sind pariserisch inficirt."

Herr Freimann hatte sich zu einer ruhigen Darstellung liebenswürdig gezwungen; doch ging es nicht ganz ohne einen Ausbruch seiner Heftigkeit ab. Als ich mit ihm um das Schloß wanderte und wir die Kapelle erreicht hatten, in deren Gruft Emons Vater ruht, sagte er: „Wie ist Alles anders geworden, seit ich im vorigen Winter hier war! Emon und seine Mutter in Frankreich und durch feindliche Heere getrennt, und der Caplan zum Teufel oder zu seinem Meister nach Rom!" Die Erinnerung an den Caplan und die Jesuiten brachten sein Blut so in Wallung, daß ich beschwichtigend sagte: „Auf den Triumph des Concils ist die Demüthigung schnell gefolgt." Da beruhigte er sich und sprach zufriedener: „Die Annexion des Kirchenstaates ist ein Ereigniß, welches früher ohne einen Weltkrieg nicht zu denken war, und wie wenig ist jetzt die Rede davon! Unsere Siege haben den Italienern den Weg nach Rom frei gemacht, wie sie ihnen 1866 zur Einigung verhalfen. Ob sie es uns danken werden?— Einerlei, die Menschheit hat gewonnen."

Kurze Zeit nachdem Herr Freimann uns verlassen hatte, traf die freudig begrüßte Nachricht ein, daß Metz capitulirt habe. Die Einschließungstruppen waren zu den Operationen verfügbar. Nun fürchtete ich, daß der Frieden erkämpft sein würde, ehe ich wieder zur kriegerischen Thätigkeit gekommen wäre, und dies steigerte meine Ungeduld in unerträglicher Weise. Dennoch erklärte der Doctor Helder auf das Bestimmteste, daß ich noch lange nicht zu der Armee zurückkehren dürfe. Ich könne aber nach Hause reisen, um mich dort für den Winterfeldzug zu kräftigen, der möglicherweise bevorstehe.

Dieser Vorschlag, welcher meine Mutter mit Freude erfüllte, beglückte und erschreckte mich. Ich sollte nicht nur meinen Vater und die Freunde, ich sollte auch Adele wiedersehen, gegen die ich mich nicht länger zu einem unbefangenen Benehmen zwingen konnte. In meiner Noth sandte ich schnell folgende Zeilen an Alfred: „Der Arzt räth und meine Mutter wünscht, daß ich nach dem Gute fahre. Noch habe ich nicht eingewilligt. Ich scheue mich, Adele so nahe zu sein, weil ich mich nicht länger beherrschen kann. Ich glaube, daß sie meinetwegen hierher gekommen und mit Vater wieder abgereist ist, mag aber nur Dich fragen, ob es so ist. Sage mir, was Du weißt und denkst."

Meinen Kameraden bei der Armee schrieb ich, wie es mit mir stand.

Die nächsten Tage vergingen langsam in qualvoller Erwartung. Keiner drängte, als begreife man das Schwere des Entschlusses, mich so weit von dem Kriegsschauplatze zu entfernen. Meine gute Mutter geduldigte sich.

Da trat eines Morgens Frau Sophie lächelnd ein und sagte fröhlich: „Sie bekommen Besuch," und nach wenigen Augenblicken der Neugier erblickte ich Alfred. O, wie das Tageslicht nach dunkelen, schweren Stunden, so begrüßte ich sein Angesicht, das liebe und unveränderte. Als hätten weder die Jahre, noch die afrikanische Sonne Gewalt über ihn, so unwandelbar erschien er mir, und als läge Nichts zwischen der Nacht vor drei Jahren, in der wir uns trennten, und diesem Morgen, so ruhig entzog er sich meiner Umarmung, so einfach legte er seine Hand in die meinige.

Er brachte die neuesten Nachrichten vom Gute; von dort war er ohne Aufenthalt hergereist. Während er berichtete, hingen meine Augen an seinen Zügen, die, wie ich jetzt wahrnahm, wohl tiefer, aber auch heiterer geworden waren. Ich glaubte, ihn niemals so zufrieden gesehen zu haben. „Ich komme als Bittender," sagte er alsbald, sich an meine Mutter wendend, die, als wisse sie, was er wollte, ihn herzlich und ermunternd ansah. „Machen Sie mich glücklich und geben Sie mir Mathilde."

Die Ueberraschung machte mich stumm. Meine Mutter aber stand auf und küßte ihn auf die Stirn. „Gott Lob und Dank!" sagte sie. „Leben Sie glücklich mit ihr."

„Alfred!" rief ich. „Seid Ihr schon verlobt?"

„Ja, und Dein Vater ist zufrieden damit."

„O, Freund! Du Freudenbringer —"

Er nickte mir zu, als wolle er die Richtigkeit des letzten Wortes bekräftigen. Mein Herz pochte, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, mit ihm allein zu sprechen. Dann fing er ohne Weiteres an: „Als das Telegramm des Grafen von Eschingen die erste Nachricht Deiner Erkrankung nach dem Gute brachte, hat Adelens Leidenschaft für Dich —"

„O, Du sagst zu viel!"

„Hat Adelens Liebe endlich über ihren Stolz gesiegt."

„Alfred!"

„Sie hat an Dein Krankenlager verlangt und mochte doch ihre gebeugten Eltern nicht verlassen. Das Qualvolle dieses Zustandes konnte sie nicht verbergen, und da hat die Baronin das erste Wort gesprochen. Nachdem Adele mit Deinen Eltern hier angekommen war, hast Du ihr Deine Liebe verrathen."

„Ich?"

„Immer hast Du in Deinen Fantasien ihren Namen genannt, von ihr gesprochen.“

„Das hat mir Niemand gesagt.“

Zuerst aus demselben Grunde, der Adele zwang, mit Deinem Vater dieses Lazareth zu verlassen. Der Arzt forderte es. Dein Leben hing an einem dünnen Faden, jede Aufregung mußte vermieden werden. Du konntest Adele entdecken, als Dich noch Nichts an sie erinnern sollte. Später bist Du selbst jeder Anregung, von ihr zu sprechen, ausgewichen.“

„Ich fürchtete mich vor Enttäuschung.“

„Wie lange schon!“

„Du hast es nicht mit erlebt, daß Keiner mit mir von Adele sprechen wollte.“

„Ihr solltet Euch selbst helfen, und nahe genug wart Ihr daran, als der Krieg ausbrach. Da mochte wohl Adele Deine Gedanken nicht von den Pflichten gegen das Vaterland ablenken, und Du wolltest sie nicht binden. Ihr legtet zu großen Werth auf das gesprochene Wort. Oder glaubst Du, daß ich nun ruhig zu Hause bleibe, wenn unsere Armeen vielerlei Hilfe gebrauchen können?“

„Du wirst jetzt heirathen.“

„Noch nicht. Auch mich lockt der dämonische Reiz des Krieges. Und dennoch habe ich mich verlobt.“

„Du machst mich zu dem glücklichsten Menschen —“

Lachend unterbrach er mich: „Weshalb glücklicher als ich?“

„Jetzt hilf mir, daß wir so schnell wie möglich reisen. Sprich hier nicht mehr von Adele. Mein nächstes Wort gehört ihr.“

Die Wandelung, welche mich plötzlich aus einem mißvergnügten zu einem lustigen Menschen machte, wurde mit Freude wahrgenommen, jedoch absichtlich in den Gesprächen nicht berührt. Meine Mutter und ich bereiteten unsere Abreise, und bald schieden wir in Alfreds Begleitung mit dem innigsten Danke von dieser liebevollen Stätte und den unermüdlich treuen Menschen, die uns so wohlgethan hatten.

Am ersten Tage gelangten wir nur bis Frankfurt. Alfred litt nicht, daß wir weiter fuhren.

Auf der Eisenbahn sah man Transporte von Ersatztruppen und Kriegsbedürfnissen, welche den Armeen nachgeschickt wurden. Der Anblick beunruhigte mich; ich wußte nicht, ob ich lieber mit ihnen oder nordwärts führe.

Am zweiten Tage um die Mittagsstunde kamen wir nach Cassel.

Dort oben in Wilhelmshöhe wohnte jetzt wieder ein Napoleon. Wunderbare Fügung! Die schlimmsten Feinde des Gefangenen waren gewiß seine eigenen Gedanken, die Erinnerung an den Eroberer, dessen Namen er trug und der in der Verbannung starb, die Erinnerung an die eigene schwere Schuld. Die blutigen Opfer seines Ehrgeizes erschienen ihm vielleicht im Traum, und er hörte den Ruf des gemordeten Kaisers Max: Ich bin gerächt!

Endlich, am Abend, gelangten wir nach Hamburg, wo mein Vater uns erwartete. Alfred geleitete uns in das Hôtel und fuhr dann nach seiner Wohnung. Die Freude, meinen Vater wieder zu sehen, mischte sich mit meiner Ungeduld und dem drückenden Gefühl, daß ich den geliebten Eltern, die nur um mein Glück sorgten, das Glück meines Herzens verschwieg.

Endlich brach der Morgen an. Alfred holte uns ab. Endlich setzte sich der Zug vor dem Altonaer Bahnhof in Bewegung. Je mehr wir uns der vertrauten Landschaft näherten, um so unruhiger wurde ich. Um die Zeit zu kürzen, führte Vater mit Alfred ein lebhaftes Gespräch. Mutter sah mich oft vergnügt an und lachte mir zu. Nun hatten wir die Station erreicht und schnell den Wagen bestiegen, und unser Kutscher fuhr die letzte Wegstrecke so rasch, als wisse er, daß Eile wohlthat. Im Dorfe grüßten uns die bekannten Gesichter, der Schloßhof aber war leer, und an den Fenstern kein liebes Gesicht zu entdecken.

Alfred lief voran, und eilend folgte ich ihm. Im Flur trat uns der Baron entgegen und ergriff meine Hand. Wir traten zugleich ein. Im Zimmer zunächst stand die Baronin in tiefer Trauer und doch milde lächelnd. An ihr vorbei traf mein Blick Adele, ich hörte ihre Stimme — ein kurzer Augenblick des Zauderns — dann hielt ich sie in meinen Armen.

Die Eltern umgaben uns, der Baron sagte: „Du willst sie glücklich machen," und sie segneten uns.

Dann trat an Alfreds Arm Mathilde, Freudenthränen in den Augen, heran und gab mir die Hand und küßte Adele.

Nach einiger Zeit sagte der Baron: „Jetzt wollen wir den Capitän rufen." Alfred lief hin. Wie da Frau Charlotte über den Hof trippelte und ihr Mann mit dem Stelzfuß hinterdrein! Sie umarmte Adele und mich, weinte und brachte kein Wort heraus. Der Capitän sprach eigentlich auch nicht, auf seinem Gesicht war alles zu lesen und sein Händedruck war fest. Nicht lange jedoch nach der ersten Unruhe trat er dicht

vor mich, betrachtete und befühlte mein Eisernes Kreuz und sagte: „Nun müssen Sie sich die Erste Classe dazu holen."

28.

Das Glück des Herzens und die Ruhe des Gemüths vollendeten meine Herstellung, und am Ende des Monats erklärte mich unser Arzt für felddienstfähig. So schwer die Trennung, so begreiflich war sie für Jeden von uns. Am 1. Dezember reiste ich ab.

In Hamburg sprach ich Alfred. Er hatte die neuesten Nachrichten, daß vor Paris ein großer Ausfall von den Sachsen und Württembergern abgeschlagen sei und der Prinz Friederich Carl nach siegreichen Kämpfen nahe vor Orléans stehe.

Die französische Republik erhob sich gegen die Invasion mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte. Das Gouvernement de la défense nationale in der von der Dritten und Maas-Armee umstellten Hauptstadt, seine Delegirten in den Provinzen suchten die in die deutsche Gefangenschaft gerathenen Armeen durch Massen-Aufgebote zu ersetzen, und überall in Frankreich waren wir von aufgeregten Feinden umgeben. Wir mußten nicht allein Paris, die umfangreichste aller Festungen, eingeschlossen halten, sondern auch Armeetheile von dort entnehmen, um die Ansammlungen der Gegner in den umliegenden Landstrichen zu zerstreuen. Die meiste Gefahr drohte von der Loire. Der bayerische General von der Tann hatte Orléans im Oktober besetzt, aber vor den übermächtig anwachsenden französischen Streitkräften im November geräumt.

In Tours, dem Regierungssitze der delegirten Minister, hatte Gambetta die Gewalt an sich genommen und mit rücksichtsloser Thatkraft neue Heere geschaffen, eines an der Loire, eines im Norden, eines im Westen von Paris, dessen Entsatz ihre Aufgabe war.

Nach der Kapitulation von Metz hatte sich der Prinz Friedrich Carl mit der Zweiten Armee gegen das französische Loire-Heer, der General von Manteuffel mit der Ersten gegen das nördliche Frankreich gewandt. Ihre Corps waren durch vielfach nothwendige Entsendungen sehr geschwächt und mußten Massen besiegen, welche der Zahl nach unverhältnißmäßig überlegen waren.

Meine Reise ging Anfangs schnell wie in Friedenszeiten von Statten. Weiterhin häuften sich die Kriegstransporte: Ersatzmannschaften und Pferde, Kanonen, Fahrzeuge und Waffenmaterial, Bekleidungsgegenstände

und Lebensmittel nach Frankreich hinein, Kranke, Gefangene und eroberte Geschütze von da her.

Die Unterhaltung hörte nicht auf. Das Gespräch in den Coupés handelte beinahe ausschließlich von den deutschen Verhältnissen und dem Kriege. Man war mit der wechselnden Reisegesellschaft bald bekannt, die Meisten theilten mit, was sie wußten, und sagten ihre Meinung ohne Rückhalt. Groß war der Jubel über die Wiederaufrichtung des Reiches Deutscher Nation. Der König von Bayern hatte die Aufforderung ergehen lassen, dem König von Preußen die Kaiserkrone anzutragen. Jetzt sollte der Traum von Jahrhunderten zur Wirklichkeit, nach schmerzlichen Zeiten unseren Opfern der Lohn werden.

Hinsichtlich des Krieges drehte sich Alles um Paris, um die Fragen: Wie lange können seine Lebensmittel reichen, wann beginnt endlich das Bombardement? Die Verhältnisse waren so groß, die Siegesnachrichten so gewöhnlich, daß nicht einmal Schlachten, wie sie am 27. November von der Ersten Armee bei Amiens, am 28. von der Zweiten bei Beaune la Rolande geschlagen waren, Aufsehen erregten und viel besprochen wurden.

Was mir am meisten auffiel, war das einstimmig tadelnde Urtheil über die Franzosen, welches sich, abweichend von unseren ersten Eindrücken, im Laufe der Monate gebildet hatte. Hinter ihren angenehmen Manieren hatte man Eitelkeit und Selbsttäuschung gefunden. Man führte komische Beispiele an von ihrer Geschwätzigkeit, worin sie Unwahrheiten sagen, welche sie dann selbst glauben und die Glauben finden. „Wie Kinder," meinte ein badischer Regierungsbeamter, der von seinem Großherzog nach Karlsruhe geschickt war und sich wieder nach Versailles begab. „Wenige urtheilen unbefangen, die Leidenschaft macht sie blind. Kein anderes Volk belügt sich so." Und ein Herr aus Berlin, der ebenfalls — wir erfuhren nicht, zu welchem Zwecke — nach Versailles reiste, sagte: „Die Franzosen sind noch gerade so wie Shakespeare sie in Heinrich V. geschildert hat. Ganze Stellen passen, als wären sie für heute geschrieben." — „Die Präfecten und Maires machen Alles," äußerte hierauf ein Intendanturbeamter, der seinen Sitz in Reims hatte und in dienstlichen Angelegenheiten nach Deutschland geschickt war, „die Einzelnen wissen sich nicht zu helfen, sind ganz unselbständig." — „Schlimmer als das, untreu und unanständig," rief ein Rentier aus Bremen, welcher schon mehrere Male Liebesgaben nach Frankreich gebracht hatte. „Kaum war Napoleon, dem sie vor Kurzem ihr oui gegeben hatten, gestürzt, so hingen die gräulichsten Karricaturen auf ihn und Eugenie an den Ladenfenstern."

Da nur eine Eisenbahn von der deutschen Grenze nach Paris offen war, so entstand auf ihr von Frouard bei Nancy an eine große Häufung von Transporten, und manche Stockung war deshalb unvermeidlich. Jeder wünschte vorwärts zu kommen und die Meisten mußten sich gedulden. Ich ging in Frouard, die Menschen und Gegenstände betrachtend, langsam durch die auf dem Bahnhofe beschäftigte Menge. Da fiel mir ein Herr auf, der neben einem Eisenbahnzuge stand und mehreren Männern Anweisungen ertheilte. Auf dem linken Aermel seines Pelzrockes sah ich die weiße Binde mit dem rothen Kreuz. Der Vollbart, welcher von dem Gesicht nicht viel frei ließ, und die, unter der Pelzmütze hervorstehenden, Hauptthaare waren grau. Die ganze Erscheinung kam mir bekannt vor. Während ich, mich besinnend, weiter ging, erblickte er mich. Ueberrascht sagte er den Männern noch einige Worte; dann kam er auf mich zu. „Sie erinnern sich meiner wohl nicht?“ fing er an.

In diesem Augenblicke erkannte ich ihn. „Herr von Wahlhausen!“ Er war schnell gealtert.

„Wohin reisen Sie?“

„Nach Paris.“

„Ich nach Deutschland.“

Daß er, den ich als einen Gegner Preußens kannte, sich jetzt dem Vaterlande widmete, milderte die Abneigung, welche sein Verschwinden aus Cassel in mir hervorgebracht hatte. „Ich freue mich, Sie hier zu sehen,“ sagte ich. „Haben Sie auch eine Anstellung bei der Armee?“

„Ich führe einen bayerischen Sanitätszug und fahre seit zwei Monaten immer hin und her.“

„Das ist schön!“ entgegnete ich freundlich. „Wie geht es —“ ich wollte mich nach seiner Mutter erkundigen und änderte, als ich einen Schatten auf seinem Gesichte sah, die Frage — „Ihnen bei dieser Thätigkeit?“

„Sehr gut. Sie zerstreut mich. Ich bin jetzt allein in der Welt. Meine Mutter lebt nicht mehr.“

Nachdem ich hierauf meine Theilnahme mit herzlichen Worten ausgedrückt hatte, sprach er: „Erinnern Sie sich, daß meine Großmutter zu sagen pflegte: Wenn Napoleon kommt, wird Alles gut? Ist es nicht merkwürdig? Als die Nachricht, daß der französische Kaiser Gefangener auf Wilhelmshöhe sei, nach unserem böhmischen Wohnsitze kam, erkrankte meine Mutter und wurde schnell durch einen sanften Tod erlöst.“

Er schwieg, blickte mich schmerzlich an und fuhr, als wolle er sich rechtfertigen, in einem Ton, der halb Wehmuth, halb Bitterkeit ausdrückte,

fort: „Nun brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Meiner Mutter wegen that ich, was der Kurfürst verlangte; jetzt nicht mehr.“ —

Hier brach er ab. „Ich muß nach meinen Kranken sehen. Leben Sie wohl!“ sagte er dann noch, reichte mir die Hand und verließ mich.

Nun ging die Fahrt durch das feindlich erregte Land langsam und mit vielen Unterbrechungen weiter. Man hatte Zeit genug, sich nach den Vorfällen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu erkundigen. Das Gouvernement der französischen Republik hatte den Zeitpunkt einer Vereinigung der Pariser und Loire-Armee für gekommen erachtet; der General Dücrot mehr als 100,000 Mann der besten Truppen der Pariser Besatzung am letzten November über die Marne geführt, um den von den Sachsen und Württembergern besetzten östlichen Theil der Einschließungslinie zu durchbrechen. Nach heftigen Gefechten hatten die Franzosen an jenem Tage nicht viel Terrain gewonnen, sich jedoch auf dem linken Marne-Ufer bei Champigny behauptet. Am 2. December hatten die Deutschen sie angegriffen, und demnächst der General Dücrot den Rückzug hinter die Marne ausgeführt. Die Verluste in dieser Schlacht waren groß, die Deutschen hatten mehr als 5000 Mann mit 250 Officieren verloren. Von meinem Vetter Günther konnte ich Nichts erfahren.

Auch daß vor Orléans die Kämpfe fortdauerten, war bekannt.

Auf dem Bahnhofe von Châlons sah ich meine Berliner Hausgenossen, Herrn und Fräulein Rimpling. Sie hatte sich in Berlin für die Krankenpflege ausbilden lassen und war jetzt nach Frankreich und zwar nach Châlons geschickt, wo man sie gleich weiter nach Epernay sandte. Dort wollte Herr Rimpling sie einführen.

„Was macht Frose, wo ist er?“ fragte ich dann und warf einen Blick auf die Dame, die ruhig lächelte. Ihr Bruder antwortete: „In Berlin. Er wohnt in Ihrer Wohnung und arbeitet etwas in dem Central-Nachweisebüreau.“

„Was ist das?“

„Dort werden Nachrichten über die deutschen und französischen Krieger gesammelt und den Angehörigen übermittelt.“

„Ein dankenswerthes Unternehmen!“

„Außerdem schreibt er mit Frau von Sprosser über den Krieg für ein Journal.“

Ich lachte.

„Frose ist ein guter Mensch,“ fuhr er fort, während seine Schwester schweigend neben mir ging. „Er hätte ein recht nützlicher Mitarbeiter an

den Aufgaben unserer Generation werden können; aber es fehlt ihm die Beharrlichkeit."

„Ja, ja," sagte ich.

„Und er lebt immer in Illusionen. Ich merkte wohl, daß er sich einbildete, meine Schwester wolle ihn heirathen."

„O nein!" rief sie dazwischen.

„Ich habe ihm gesagt, daß er sich irrte, und seitdem sind wir noch bessere Freunde."

Endlich, am 5. December Morgens, traf ich am Endpunkte der Eisenbahn bei dem Dorfe Chelles auf dem rechten Marne-Ufer, eine Meile von den Pariser Ost-Forts, ein. Großes Getümmel war am Bahnhofe und in dessen Umgebung. Verwundete und Kranke sollten fortgeschafft werden, Truppen marschirten nach verschiedenen Richtungen. Ich sah sächsische Regimenter und erfuhr, daß sie von dem letzten, gegenüber liegenden, Schlachtfelde kamen, um heute diese Gegend zu besetzen. Da ich einen Trupp von Günthers Regiment erkannte, eilte ich hin und fragte nach meinem Vetter. „Er hat in der Schlacht das Bataillon geführt," antwortete der Officier; „Alle vor ihm waren außer Gefecht gesetzt. Er hat zwei Streifschüsse und ist immer bei dem Bataillon geblieben. Das wird ihm nicht schaden. Es geht ihm gut, und uns ist es lieb, weil wir Mangel haben."

Erfreut und ziemlich beruhigt ging ich zurück und suchte in dem Gewirre Mittel und Wege, um nach Versailles zu gelangen. Da hörte ich meinen Namen rufen und erblickte jenseits einer Reihe von Krankenwagen Friedrich. Nach der herzlichsten Begrüßung bat er: „Komm' mit." Wir wanden uns zwischen den Fahrzeugen und emsig thätigen Menschen hindurch, er führte mich nach einem Gehöft, wo sein Wagen stand. „Steig' ein. Es ist der einzige Platz, wo wir allein sind." Dann sprach er weiter: „Nun wiederhole ich mündlich, wie sehr ich mich freue, daß Du mein Schwager wirst. Erzähle von den Unserigen!"

Während ich dies that, freute ich mich über die Lebhaftigkeit seiner Empfindung, wie über sein kräftiges und zufriedenes Wesen. Nach Eichborns erkundigte er sich angelegentlich und sagte mehrere Male: „Die arme Bertha!" Von der freiwilligen Krankenpflege sprach er mit Wärme: „Von Monat zu Monat fühle ich mich wohler. Unsere Thätigkeit ist sehr lohnend; denn, leider, haben wir täglich Gelegenheit, zu sehen, wie viele Schmerzen wir lindern. Unsere Organisation ist vervollkommnet und dem gesteigerten Bedürfniß gewachsen. Und welche Freude, die Opferwilligkeit

unserer Nation wahrzunehmen, die Ausdauer und Entsagung unserer Truppen, die Anerbietungen persönlicher Hülfe, die Wohlthätigkeit daheim! Du würdest staunen, wenn Du sähest, über welche Mittel wir verfügen."

Dumpfer Kanonendonner machte mich aufhorchen. Es war der erste, den ich wieder hörte. Er reizte mich, und ich fühlte, wie Alfred sich ausdrückte, die dämonische Gewalt des Krieges. „Der Nebel muß sich verzogen haben," sagte Friedrich, indem er das Eis von den Fensterscheiben des Wagens rieb und hinaus zu sehen versuchte; „dann haben wir diese Musik alle Tage. Wenn die Pariser so viel Lebensmittel, wie Munition haben, so können wir noch lange hier bleiben. Sie vergeuden die Schüsse aus ihren großen Festungskanonen."

Wir sprachen weiter, bis man unser Versteck entdeckte. Friedrich wurde gesucht, und das Fuhrwerk, welches mich und einige andere Personen befördern sollte, stand bereit. Wir mußten uns trennen. Durch die von winterlichem Dunst erfüllte, in besserer Jahreszeit herrliche Landschaft, von dem fernen Kanonenschall der französischen Forts begleitet, legte ich den weiten Weg nach Versailles zurück.

Hier, an dem üppigen Sitz französischer Könige, in Versailles, wo Ludwig XIV. die Raubzüge nach Deutschland befahl, war jetzt die Residenz unseres greisen Kriegsherrn. Hier war vor wenig Tagen dem König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone förmlich angetragen worden. Und eine neue Siegesnachricht steigerte die freudige Stimmung, welche ich vorfand. Der Prinz Friedrich Carl hatte nach fortgesetzten Kämpfen die feindliche Armee über die Loire zurückgedrängt und Orléans wieder eingenommen. Hiermit scheiterte dieses Unternehmen der Franzosen, die Einschließung von Paris zugleich von Innen und Außen zu sprengen, vollständig.

Emon, den ich in Versailles zu finden glaubte, war einige Stunden vor meiner Ankunft nach der Loire abgereist. Wahrscheinlich hatte ihn die Sorge um seine Mutter hierzu veranlaßt. Das Schloß, wo sie lebte, lag bei Tours, und vielleicht brachten weitere Siege unsere Truppen sogar in jenes Land.

Auch meines Bleibens sollte in Versailles nicht sein. An meinen früheren Platz war ein Anderer gekommen. Ich wurde zu der Armee des Prinzen Friedrich Carl commandirt, wo großer Mangel an Officieren war. Anderen Tages ritt ich südwärts auf der Straße nach Orléans.

Sie war angefüllt mit Transporten nach beiden Richtungen. Lange Züge französischer Kriegsgefangener begegneten mir. Die Leute zitterten von der Kälte; sie litten von dem strengen Winter mehr als die Deutschen.

Mein erstes Nachtquartier sollte in einem Städtchen sein, welches ich bei eintretender Abenddämmerung erreichte. Ich drängte mich an einer, vor dem Orte haltenden Proviantcolonne vorbei, und fragte nach der Wohnung des Etappen-Commandanten. „Herr Oberst sind augenblicklich vor der Kirche," antwortete der Soldat, und zeigte mir den Weg. Französische Soldaten der Loire-Armee wurden in die Kirche geführt, wo sie übernachten sollten. Die Einwohner der Stadt, welche sich plappernd herandrängten, wurden von einigen preußischen Infanterieposten abgewiesen. Zwischen letzteren stand der Commandant, den Helm auf dem Kopf, in strammer Haltung, ein sehr alter Herr, gewiß ein Siebenziger, der vor dem Kriege lange schon außer Dienst gewesen sein mußte. Zuweilen hob er den rechten, zuweilen den linken Arm, und dann wich das französische Publikum zurück. Ein Bürger war bei ihm. Ich stieg vom Pferde und machte meine Meldung, welche er in strenger Dienstform annahm. „Warten Sie!" sagte er darauf.

Nun waren alle Gefangenen in der Kirche. Der Oberst zog seine Uhr aus der Tasche, wandte sich an den Bürger neben ihm und sprach, auf eine Stunde zeigend:

„Vous portez vivres."

„C'est impossible, Colonel."

„Vous avez."

„Rien du tout, du tout."

Da drehte der Alte sich nach mir um: „Sagen Sie dem Maire auf französisch, daß ich genau weiß, wo hier noch Vorräthe versteckt sind." Als ich dieser überraschenden Aufforderung entsprochen hatte, entließ er den Maire mit einer Handbewegung, ertheilte einem Officier Befehle und sagte: „Kommen Sie!" Wir schritten durch die Platz machenden Menschen, meine Leute folgten mit den Pferden.

„Sie sprechen gut französisch," erklärte er nun. „Solche Herren nehme ich in mein Haus. Denn es ist eine schwache Seite von mir. Ich konnte es auf meinem pommerschen Gute nicht üben. Jetzt könnte ich es, denn da sind auch Rothhosen. Dauert es noch lange, so ist halb Frankreich in Deutschland. Hier wenigstens sollen die eigenen Landsleute die Verpflegung liefern, sie haben noch genug."

Es war ein nettes Haus mit Stallungen und Garten, in welches er mich führte. „Wenn Sie es sich bequem gemacht haben, kommen Sie zu mir," sagte er.

Jedoch früher, als ich dieser Einladung zu folgen dachte, ließ er mich

zu sich bitten. Er saß in einem Lehnstuhl vor dem Kamin, der Feuerschein spielte auf seinem vollen, schneeweißen Haar. Vor ihm standen klagende Einwohner. Er empfing mich mit der Frage: „Haben Sie schon einen Franzosen gefunden, der deutsch spricht, nur so wenig, wie ich französisch?" Dann gab er seine Entscheidungen, die ich ins Französische übersetzte. Auf weitere Erörterungen ließ er sich nicht ein, und winkte die Leute hinaus.

„Das Volk is mich zuwider, hat der alte Blücher von den Franzosen gesagt," nahm er jetzt das Wort. „Mich auch. Sie halten sich für 'was Großes. Jeder ihrer Generale ist ein Held, bis wir ihn geschlagen haben; dann ist er ein traître. Wir werden wieder zu gut sein, wir ruiniren sie nicht genug, und wenn wir abgezogen sind, haben sie das große Maul wie vorher."

„Mich wundert," bemerkte ich, „unter den Bürgern noch so viele kräftige Männer zu sehen. Ich glaubte, die wären alle bei den neuen Fahnen."

„Im ersten Enthusiasmus wollten Alle dahin, nachgerade wirkt Gambettas Lügen nicht mehr, sie gehen nur gezwungen und sind zufrieden, daß hier Keiner sie zwingen darf. Im Gegentheil, die Anwesenden werden controlirt. Fehlt Einer, so kostet es Strafe. Da bleiben sie lieber."

Abermals wurde die Thür geöffnet. Ohne angeklopft zu haben, schritt ein gut gekleideter Mann, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, auf den Oberst zu: „Mon colonel."

„Hände heraus und chapeau bas!" rief dieser mit einem Ausdruck, daß der Franzose den Hut abnahm, und mit beiden Händen vor sich hielt. „Unverschämter Kerl. — Que voulez vous?" sagte der Oberst.

Hierauf setzte der Mann weitläufig auseinander, daß er unter den Gefangenen einen Verwandten gefunden habe. Diesen möge der Oberst auf parole d'honneur frei lassen. Als Letzterer nun gefragt hatte, ob die Lebensmittel für die Gefangenen nach der Kirche gebracht wären, erhielt er die Antwort, daß für Alle reichlich gesorgt, und der Franzose den Bescheid, daß seine Bitte abgeschlagen sei.

Wir wurden zum Essen gerufen und begaben uns in einen anderen Raum, worin die Besitzer des Hauses, ein altes Ehepaar, uns höflich empfingen. Bei Tisch sagten der Oberst und der Hausherr, die recht gute Freunde zu sein schienen, wenig. Die Dame und ich führten die Unterhaltung. Ihr Mann war Rentier, der in Paris ein kleines Vermögen erworben und sich hier angekauft hatte. Es waren gutherzige Menschen,

ihre Kenntnisse gingen über ihr Bedürfniß nicht hinaus, sie maßten sich kein Urtheil an, klagten über den Krieg, gaben aber Niemand die Schuld.

Nach Tisch setzte ich mich wieder mit dem Oberst an seinen Kamin. Nun fragte er nach meiner militärischen Laufbahn, und ich beobachtete, wie seine Achtung sank, als er erfuhr, daß ich hannoverscher Officier gewesen war, und wie sie stieg, als ich von meiner Friedensstellung in Berlin sprach. So kamen wir auf das neue Deutsche Reich, und ich erzählte, was er noch nicht wußte, daß unser König jetzt Kaiser von Deutschland sei, aber erst so heißen wolle, wenn alle deutschen Staaten die Reichsverfassung angenommen hätten. Diese Mittheilung mißfiel ihm durchaus. „Verfassung angenommen!" murmelte er mit einem unverkennbaren Ausdruck der Mißachtung. „Ich will Ihnen sagen: daß Seine Majestät Allerhöchst sich zum deutschen Kaiser hergiebt, freut mich gar nicht. Wir sind Preußen, als Preußen sind wir groß geworden."

„Die preußischen Vorzüge hören deshalb ja nicht auf," warf ich ein.

„Erst machen die Anderen sie uns nach, und dann wollen sie mitsprechen. Bei uns in Preußen ist Mitsprechen nicht. Seine Majestät befiehlt. Einfach!"

Aergerlich warf er seine Cigarre in's Feuer und stand auf. Da ich mich zurückziehen wollte, sagte er freundlicher: „Sie können Ihr Pferd morgen an der Hand gehen lassen, ich habe Fahrgelegenheit. Drei bayerische Officiere, die am 9. November bei Coulomiers angeschossen sind, gehen wieder zur Armee. Der Wagen kommt hier vorbei."

Ich nahm dieses Anerbieten an und sagte gute Nacht.

Am anderen Morgen, als ich mich bei dem Oberst abgemeldet hatte, kam mir die freundliche alte Wirthin nach und erklärte in meinem Zimmer, daß ich ein guter Mann sei, vielleicht eine junge Frau in meiner Heimath habe und daß wenige Deutsche aus Frankreich heraus kämen. Deshalb möge ich ein kleines Silberstück mit dem Marienbilde, welches sie mir reichte, auf dem Herzen tragen; es werde mich schützen. In ihrer Gegenwart und meinen Dank für die gute Absicht aussprechend, hing ich die Schnur, woran das Amulet hing, um den Hals und steckte Letzteres in den Rock auf meine Brust, was sie sehr freute.

Meine Reisegefährten, ein Hauptmann und zwei Lieutenants von der bayerischen Infanterie, waren gut gelaunt und vertrieben die Zeit mit ergötzlichen Darstellungen ihrer Erlebnisse. Dabei sprachen sie einige Male von dem bösen Urah oder Urach, dem Bösen, so daß ich fragen konnte, wer dies eigentlich sei. Da nannten sie Jobsts Namen, und als ich nun

zu allgemeiner Heiterkeit meine Verwandtschaft mit ihm erklärt hatte, nannten sie ihn den kühnsten Officier ihrer Cavallerie und erzählten von ihm zu meiner Belustigung und Freude. Er hatte immer gescholten, daß die bayerischen Cürassiere nicht genug in's Gefecht kämen und keine Verluste hätten, mit denen sie sich sehen lassen könnten. Deshalb hatten die Kameraden ihn den Bösen genannt. Und nachdem er sich als Patrouillenführer vorzüglich bewährt und mehrmals mit schwacher Mannschaft, aber um so stärkerem, racheburstigen Urrah! den überlegenen Feind verjagt hatte, war der Name Urach dazu gekommen.

Unterwegs hörten wir von Armee-Beamten, welche uns begegneten, daß an der Loire, drei Meilen unterhalb Orléans, die Franzosen wieder mit großen Massen aufträten und unsere Truppen in neue Kämpfe verwickelt wären. Um schneller vorwärts zu kommen, trennte ich mich von meinen Reisegefährten. Nach starken Ritten erreichte ich am folgenden Tage Orléans.

Nach der Schlacht, welche vor dieser Stadt am 3. und 4. December stattgefunden hatte, waren die Franzosen auf beiden Loire-Ufern in verschiedenen Richtungen entwichen, der eine Theil stromauf und südwärts, wo Bourges der nächste Sammelpunkt sein konnte; der andere Theil stromabwärts in der Richtung nach Tours. Mit der Verfolgung des Letzteren nördlich der Loire hatte der Prinz Friedrich Carl die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg beauftragt. Dieselbe stieß schon am 7. bei Meung auf starken Widerstand. Sie hatte eine Armee vor sich, welche unter dem Oberbefehl des Generals Chanzy aus geschlagenen und neuen Corps gebildet, von den Franzosen die Zweite Loire-Armee genannt wurde und viermal so zahlreich war, als die Truppen des Großherzogs, sich jedoch, nachdem sie an den drei folgenden Tagen bei Beaugency bekämpft worden, auf Vendôme zurückzog. Dem Großherzog hatte diese Schlacht abermals fast 4000 Mann gekostet.

Um dem Feinde in den starken Stellungen, die er am Loir, dem Nebenfluß der Loire, bei Vendôme einnehmen konnte, gewachsen zu sein und weil von der Ersten Loire-Armee, welche der General Bourbaki bei Bourges sammelte, augenblicklich keine Gefahr drohte, hatte der Prinz Friedrich Carl das III., IX. und X. Armeecorps zur Unterstützung des Großherzogs bestimmt. Zum Theil aus weiten Entfernungen in Gewaltmärschen kamen sie heran. Unter täglichen Gefechten wurde gegen den Loir vorgedrungen. Die frühe und lange Dunkelheit und das Regenwetter,

welches auf den Frost gefolgt war und den Boden erweichte, vermehrte die Mühseligkeiten.

Von Orléans weiter eilend, fand ich bei jedem Schritt die Spuren des wilden Kampfes und der ungezügelten Flucht. Auf den Straßen Leichen in mannigfacher militärischer und bürgerlicher Kleidung, Trümmer, französische Waffen und Militärfahrzeuge aller Art. Die Ortschaften von den gesunden Einwohnern verlassen, voll hülfloser Verwundeter und Kranker, für welche von deutscher Seite bei den rastlosen Operationen nicht sogleich gesorgt werden konnte. Daß die Republik nach der Niederlage der kaiserlichen Heere unentmuthigt den Krieg fortsetzte, gereicht Frankreich zur Ehre. Daß der Dictator Gambetta ohne Sachkenntniß die Generale nöthigte, ungeschulte Massen, die wohl gut bewaffnet, aber ungenügend ausgestattet waren, nach seinem Ermessen zu gebrauchen, war Frevel.

Unsere braven Truppen zu sehen, machte mir große Freude: Trotzdem sie Monate lang harte Entbehrungen ertragen, jetzt wieder seit Wochen mit dem Feinde gerungen hatten, ihre Kleidung auf das Aeußerste abgenutzt war, ja zum Theil fehlte, und die erstrittenen, eng belegten Quartiere Nichts als höchstens eine harte Schlafstelle boten, besaßen sie kampfesfrohen Unternehmungsgeist, welchen die Führer oft zügeln mußten, niemals zu spornen brauchten.

Am 11. erreichte ich mein Corps. Ich fühlte mich unbeschreiblich wohl. Der Kriegslärm hörte an keinem Tage auf. In der Mitte des Monats hatten wir ernstere Gefechte am Loir und besetzten Vendôme.

Als während eines dieser Zusammenstöße mein General Meldungen erwartete, auf welche er weitere Anordnungen gründen konnte, sahen wir seitswärts der Straße in geringer Entfernung ein Château. „Dort können wir uns so lange wärmen,“ sagte er, und wir ritten dahin. Der Saal zu ebener Erde, in den wir eintraten, hatte bis vor Kurzem französische Officiere beherbergt. In dem Kamin war noch Feuer, und unordentlich herum lagen angefangene Briefe und andere, von den Vertriebenen zurückgelassene Dinge. Als die erwarteten Meldungen eingetroffen waren und wir unsere Pferde bestellt hatten, um wegzureiten, wurde die Saalthür geöffnet, und eine alte Dame von kräftiger Gestalt trat raschen Schrittes auf den General zu, breitete ihre Arme aus und kniete vor ihm nieder, indem sie mit heftig erregter Stimme sprach: „Vous ètes mon ennemi, mais je suis mère.“ — Der General hob sie überrascht auf und geleitete sie nach seinem Sitze. Nun bat sie für ihren Sohn, der bei Chancys Armee sei, um Gnade, falls er in unsere Hände fiele. Und als der

General nach seinem Namen fragte, antwortete sie: „Peyrade, mon général, François de Peyrade.“

Das war Emons Vetter, den ich auf Wilhelmshöhe kennen gelernt hatte. Ich gab diese Bekanntschaft kund, was die alte Dame tröstete, und fragte, ohne Emons Anwesenheit bei unserer Armee zu erwähnen, ob sie etwas von der Gräfin Eschingen wisse, welche sich bei Ausbruch des Krieges nach der Touraine begeben habe. „O gewiß,“ erwiderte sie. „Wir haben uns besucht, als wir noch auf der Eisenbahn fahren konnten. Die Gräfin ist in Villerxedy, zehn Kilometer hinter Tours. Ah, das ist weit. Dahin kommen Sie niemals, niemals.“

Die Entfernung betrug nur acht Meilen; die Französin glaubte an unsere baldige Vernichtung.

Diesmal hatte Gambetta die Lage richtig beurtheilt, denn er verließ mit der Regierung Tours.

Auch der General Chanzy gab den Widerstand vorläufig auf und zog sich westlich nach Le Mans zurück. Ueberall behielten wir Fühlung mit dem Gegner, ohne die Absicht, ihn weiter zu verfolgen. Unsere Truppen sollten einige Ruhe haben. Dieselbe konnte freilich noch nicht allen zu Theil werden, weil jetzt ernstere Zusammenstöße mit den Franzosen südlich und an der Loire oberhalb von Orléans darauf deuteten, daß der General Bourbaki seine Armee auf Paris führen wolle. Deßhalb wurde unser III. und IX. Corps in Eilmärschen nach Orléans zurückgeschickt. Inzwischen hatten sich jene Ereignisse als unwichtige herausgestellt, so daß auch dort den Truppen eine kurze Erholung gewährt werden durfte.

29.

Emon kam nach Vendôme, um bei den Verwundeten und Kranken, welche der Feind in großer Zahl zurück gelassen hatte, seines Amtes zu warten. Sein Gemüth war gedrückt. Zu dem Schmerz über die Leiden Frankreichs traten Besorgnisse um seine Mutter, von welcher er lange ohne Nachricht war. Schon in Versailles hatte er auf Briefe aus Villerxedy gewartet. Bis dahin waren sie durch Vermittelung unserer Gesandtschaft in Bern pünktlich an ihn gelangt. Seine Erkundigungen bei den, in unsere Hände gefallenen Bewohnern der Touraine waren vergeblich gewesen. Jetzt hatte er das Château besucht, worin mein General einkehrte, von seiner Tante jedoch statt guter Nachrichten nur Vorwürfe gehört, daß er den Deutschen diene, obgleich er den Franzosen ebenso viel und wohl noch mehr half.

Am folgenden Tage suchte er mich, eilig und verstört, wieder auf und sprach: „Meine Mutter ist krank, ich muß zu ihr! Ich habe mir von dem General-Commando die Ermächtigung geholt. Unser linker Flügel geht gegen Tours vor. Ich versuche mein Heil!“

„Wer machte Ihnen die betrübende Mittheilung?“

„Ein Nachbar von Villerxedy, der erst kürzlich zur Armee gekommen und gleich tödtlich verwundet ist. Er hat mir seine Habseligkeiten für die Familie anvertraut und fragte zweimal nach Ihrem Freunde Alfred.“

„Nach Alfred? Wie heißt er?“

„Des Gouilles.“

„Den Namen hat Alfred nie genannt.“

„Haben Sie Zeit, so gehen Sie gleich zu ihm. Des Gouillis, Capitän von den Mobilgarden der Loire-Inférieure. Mein Gehülfe Bernard weiß von ihm. Bernard sorgt dafür, daß sein Grab sicher bezeichnet wird. Gott schütze Sie!“

Ich begleitete Emon an seinen Wagen, und mit einem Händedruck schieden wir. Dann begab ich mich zu dem Capitän Des Gouillis. Ein katholischer Geistlicher spendete ihm den letzten Trost der Kirche. Als die heilige Handlung beendet war, ging ich leise an sein Bett und sagte, mich über ihn beugend, daß Alfred, mein liebster Freund, nicht in Frankreich sei.

Er hörte und verstand dies, und seine Züge drückten Freude aus. Er wollte sprechen, ich legte mein Ohr an seinen Mund. „Ein Deutscher, den ich liebe. Vor Jahren hat er mir in Tunis —. Gott segne ihn! — Wenn Sie ihn wiedersehen —“ er machte eine verneinende Bewegung, wobei er den Geistlichen ansah, als müsse dieser ihn verstehen. Dann schloß er die Augen, und ich ging wehmüthig fort.

Zwischen Vendôme und Le Mans verhielt der Feind sich ruhiger, als an der Loire, wo er bedeutende Streitkräfte zeigte. Unser linker Flügel drängte diese zurück, gelangte bis an die Brücke, welche vom rechten Stromufer in die Stadt Tours führt, überschritt dieselbe jedoch nicht, um unseren Truppen unnütze Straßen- und Häuserkämpfe zu ersparen. Deshalb mußte auch die Bitte des Maire von Tours, daß wir die Stadt besetzen und vor dem aufgeregten Volke schützen möchten, abgelehnt werden. Der Maire war über die Brücke zu dem commandirenden preußischen Officier gekommen, bei dem Emon sich befand, und nun war dieser mit Ersterem nach Tours hinein gegangen. Das war für längere Zeit die letzte, mich mit einiger Besorgniß erfüllende Nachricht, welche ich von Emon erhielt.

Die Weihnachtstage kamen heran, und wir hatten Muße, ihrer zu gedenken. Zwar hörten die Scharmützel nicht auf, Gefangene und aufgesammelte Waffen wurden täglich eingebracht. Nicht allein die feindlichen Truppen, alle Einwohner thaten uns Abbruch, wo sie konnten; und Jener waren gar viel. In dem eng bebauten, bergigen und waldigen Lande spürten wir bald neben und zwischen, bald hinter uns Haufen bewaffneten Volkes. Aber die Wachsamkeit war den deutschen Soldaten zur Gewohnheit geworden, und gern überließen sie sich den Erinnerungen an die Festzeit, von welcher die Briefe aus der Heimath schon sprachen. Wie sehnlich wurde die Feldpost erwartet, wie oft hörte man die Frage: „Ist die Post gekommen?“ Sie war so vortrefflich organisirt, daß auf ihr Eintreffen selbst unter den schwierigsten Umständen gerechnet wurde. Wie groß war die Freude, wenn man die erwartete Sendung erhielt!

Ein Freiwilliger, der in unserem Stabe als Schreiber fungirte, schaffte einen Tannenbaum in unser Quartier und schmückte ihn mit Lichtern und allerlei Zierath, die er zu diesem Zwecke, wo er sie erwerben konnte, schon seit Wochen gesammelt hatte. Und Abends, als der General mit seiner Umgebung eingetreten, auch unser französischer Hauswirth herbeigeholt war, zündeten wir die Lichter an, und ein Adjutant, der uns gern mit seiner schönen Stimme erfreute, sang das Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht. — Den Franzosen ergriff diese, ihm unbekannte Feier so, daß er sich die Augen trocknete.

Dann setzten wir uns um einen heißen Punsch, und in fröhlichem Gespräch verliefen die Stunden. Der General wollte uns verlassen, als die Thür sich öffnete und — kaum traute ich meinen Augen — Alfred erschien. Ich sprang auf und eilte zu ihm: „Alfred, Du Guter! Eben dachte ich an Dich und Mathilde.“

„Willst Du mich bekannt machen?“

Ich stellte ihn dem General und den Anderen als den Freund vor, von dem ich schon mehrere Male gesprochen hatte, und er wurde auf das Herzlichste empfangen.

„Was führt Sie her?“ fragte der General.

„Ich bringe eine Hamburger Weihnachtssendung, die leider nicht zum Feste eintrifft. Die Wagen sind zurück. Mir allein gelang es, schneller vorwärts zu kommen.“

„Sie sind uns willkommen, und Ihre Wagen werden es auch sein, denn wir fangen an mager zu werden. Nun erwärmen Sie sich und dann erzählen Sie.“

Noch lange blieben Alle beisammen und hörten, was Alfred aus dem Vaterlande berichtete. Ich aber merkte wohl, daß er unsere Lage für gefährlich hielt und meinetwegen gekommen war.

Während wir so den heiligen Abend unerwartet friedlich und freundlich verlebten, an unsere Lieben daheim dachten und sie um die Tannenbäume versammelt glaubten, befand sich meine Mutter mit Adele und Mathilde unterwegs. Alfreds schnelle Abreise hatte die jungen Mädchen mit Sorge erfüllt, sie hatten uns näher zu sein verlangt und nicht geruht, bis die Eltern ihren Wunsch erfüllten. Da nun Frau Sophie Freimann in dem von ihr geleiteten großen Hauswesen noch mehr weibliche Aufsicht gebrauchen konnte, so hatten sie sich nach Emons Schlosse begeben. Diese Liebesbeweise erfreuten Alfred und mich; auch uns befriedigte die Vorstellung, den Geliebten näher zu sein.

Alfred hatte sich in Vendôme schnell eine dankenswerthe Thätigkeit verschafft. Zuerst durchstreifte er im Unwetter die schneebedeckte Gegend, was mich für den an tropische Hitze gewöhnten Freund fürchten ließ; doch ihm schadete Nichts. Bald war er bekannt, und nun half er den Soldaten mit allerlei kleinen Diensten, gewann ihr Vertrauen und schrieb für sie die Briefe an ihre Angehörigen, für deren Abfassung ihnen Zeit und Gelegenheit fehlte.

Trotz seiner großen Offenherzigkeit konnte er in Bezug auf andere Menschen äußerst verschwiegen sein. Als ich von dem verstorbenen Capitän Des Gouillis sprach, hörte er theilnehmend zu, sagte aber Nichts.

Sylvester verlief nicht so still, wie das Christfest. Vor unserer Front machten sich feindliche Truppenansammlungen fühlbar, die wir, kaum eine Division stark, nicht unbeachtet lassen durften. Während wir am 31. einen Vorstoß gegen sie ausführten, rückten zwei französische Divisionen zum Angriff heran. Unsere vordersten Abtheilungen zogen sich vor der, von Norden nachdringenden, Uebermacht auf Vendôme zurück und setzten sich um Mittag hinter dem Eisenbahndamm fest, welcher im Thale, ein bis zwei Tausend Schritt vor der Stadt, die Sehne des Flußbogens bildet, an welchem, von Bergen umgeben, Vendôme liegt. Eine Seitenabtheilung stand noch eine Meile westlich im Gefecht und mußte herangezogen werden. „Reiten Sie!“ befahl mir der General. „Nehmen Sie einen Zug Ulanen mit.“ Es war aber nur ein halber Zug bei der Hand; mit dem ritt ich fort.

Die erste Hälfte des Weges hatte ich, am rechten Ufer des Loir zwischen Berg und Fluß entlang trabend, glücklich zurückgelegt, als ich

französische Infanterie in nicht unbeträchtlicher Anzahl erblickte, die statt auf uns zu, vor uns her marschirte, aber immerhin in der Lage war, mir durch den einfachsten Widerstand die einzige Straße zu verschließen. Es blieb Nichts übrig, als sie zu durchbrechen. Wir jagten hinter ihr drein. Erst das Geräusch unserer galoppirenden Pferde machte sie aufmerksam, sie drehte um, ein Theil formirte sich und legte auf uns an; ein Officier aber und ihm folgend der andere Theil liefen davon. Wir erhielten Feuer, dann waren wir zwischen ihnen, es gab ein Handgefecht, ich jagte den Fliehenden nach. Der entlaufene Officier kam mir entgegen. „Nous sommes prisonniers", sagte er, theatralisch seinen Degen anbietend. Nun warfen Alle die Waffen weg. Ich blickte ihm in's Gesicht. „Monsieur de Peyrade?" fragte ich, worauf er, mich erkennend und hierdurch ermuthigt, eine pomphafte Rechtfertigung seines Benehmens bei diesem Rencontre begann. Ich ließ die Gefangenen durch einige Ulanen wegführen, mit dem Befehl, Monsieur de Peyrade in meinem Quartier abzuliefern und zu bewachen. Dann ritt ich weiter, vollzog meinen Auftrag und kam wieder nach Vendôme, wo inzwischen der Kampf heftig entbrannt war. Die Franzosen stürmten wiederholt heran, wurden aber jedesmal von unserer Artillerie und der, den Eisenbahndamm haltenden Infanterie vertrieben und brachen nach Dunkelwerden das Gefecht ab. In der Nacht zogen sie sich zurück, am anderen Tage wurden sie von unserer Cavallerie verfolgt und weiter geworfen.

Als ich dem General meldete, daß ich den Peyrade gefangen habe, sagte er: „Unterschreibt er den Revers, sich jeder Feindseligkeit gegen uns zu enthalten, so schicken Sie ihn zur Mutter." Ich ließ Peyrade kommen. Er war sogleich bereit, das Verlangte zu unterschreiben, verstand jedoch mein kaltes Benehmen und sagte zum Abschiede in seiner Verlegenheit: „Kein Deutscher kommt lebendig aus Frankreich heraus. Dann wenden Sie sich an François de Peyrade. Ich werde Ihnen helfen."

Andeutungen von großen Gefahren, die uns drohen sollten, hatten wir schon oft erhalten. Als ich diese letzte dem General mitgetheilt hatte, äußerte er: „Auch in Versailles ist man der Ansicht, daß die Franzosen 'was Großes vorhaben. Manteuffel hat die Nordarmee an der Hallüe geschlagen, Werder behauptet sich an der Saône, nur von Bourbaki wissen wir Nichts. Man glaubt, daß er noch bei Bourges steht und daß beide Loire-Armeen zusammen operiren wollen, um Paris zu entsetzen."

In der That hatte der oberste Kriegsherr dem Prinzen Friedrich Carl jetzt befohlen, dieses feindliche Heer zu schlagen, so lange es noch

getrennt sei. Zu dem Zwecke sollte unsere Zweite Armee die Offensive sogleich gegen den General Chanzy ergreifen, dessen fortgesetzt ergänzte Streitkräfte uns am lästigsten waren. Demgemäß versammelte der Prinz auf der zwölf Meilen langen Linie zwischen Chartres und Blois die verfügbaren Armeetheile zum concentrischen Vormarsch auf Le Mans. Sie betrugen insgesammt nicht mehr als 58,000 Mann; die ununterbrochene kriegerische Thätigkeit hatte unsere Corps auf die Hälfte ihres Sollbestandes herab gebracht. Nun begann mit dem 6. Januar eine Woche des Kampfes, welche an jedem Tage blutige Gefechte und außergewöhnliche Mühseligkeiten brachte und mit der Zertrümmerung der Zweiten Loire-Armee an der Sarthe endete.

Der Schauplatz dieser Ereignisse ist ein Land allerengster Bebauung. Die Wege winden sich von einer Höhe zur anderen, durch steile Schluchten, über tiefe Wasserläufe, zwischen Wäldern und Anpflanzungen auf und ab. Die Schlösser und Fermen sind fest gebaut, die Grundstücke stark eingehegt, seitwärts der Straßen ist kaum ein Fortkommen, und selten findet man einen freien Umblick. Mit solchen Hindernissen verband sich Nebel, Schneefall, abwechselnd Thauwetter und grundloser Boden, Frost und Glatteis, so daß die Reiter zu Fuß gehen mußten und die Märsche für die Artillerie fast unausführbar wurden. Stürzende Pferde, zerbrochene Fahrzeuge hielten in den Engpässen ganze Colonnen auf, und doch konnte der hinter Deckungen unsichtbare Gegner oft nicht anders erreicht werden, als auf den Straßen, welche seine Geschosse bestrichen.

Trotz aller Schwierigkeiten drängten wir die feindlichen Massen vor uns zurück und wehrten die in Flanken und Rücken auftauchenden Haufen ab. Nicht selten griffen die Franzosen mit Ungestüm an oder leisteten hartnäckigen Widerstand; ihr Temperament machte sich aber auch in dem schnellen Nachlassen der Kampflust, ihre mangelhafte Disciplin in ungezügelter Flucht geltend, und immer ließen sie Kriegsmaterial und eine lästige Menge Gefangener in unseren Händen.

Am 10. Januar erreichte unser III. Corps vor Le Mans die Stellung, in welcher der General Chanzy seine Armee vereinigen wollte und welche für die entscheidende Schlacht mit Befestigungsanlagen versehen war. Die im tapfersten Kampfe vorgedrungenen Brandenburger befanden sich, kaum eine Meile von der Sarthe, einer großen Uebermacht allein gegenüber; denn rechts war das IX. Corps und noch weiter der Großherzog von Mecklenburg, links das X. Corps auf ihren längeren Wegen durch Boden-

hemmnisse und feindliche Gegenwehr aufgehalten. Am folgenden Tage lag vor Le Mans die Last des Kampfes ebenfalls zunächst auf dem heldenmüthigen III. Corps.

Zu seiner Hilfe hatte sich unser X. Corps so thatkräftig wie möglich vorwärts Bahn gebrochen und schritt am 11. ohne Erholung bei einbrechender Dunkelheit zu neuen Angriffen. Ein Hinderniß nach dem anderen überwindend, gelangte unsere Spitze vor die Waldhöhe, hinter welcher die Vorstadt von Le Mans beginnt und auf der sich die Hauptmasse des feindlichen rechten Flügels befand. Weiter ging es im Finsteren den Wald hinauf, wo der Kampf und Lärm in der Nacht fortdauerte. Während der Pausen zwischen den, von den Franzosen ins Blinde hinein abgefeuerten Gewehrsalven hörte man aus der Richtung, wo ihre Bivouakfeuer brannten, das Getöse menschlicher Stimmen und fahrender Wagen und Eisenbahnzüge.

Damit unsere Truppen, die hier vorn zwischen dem Feinde waren, am Morgen in ihrer rechten Flanke unterstützt würden, mußte ich dem Seitendetachement, welches nach einer früheren Bestimmung mehr zurück nächtigen sollte, den Befehl überbringen, weiter zu marschiren. Es waren zwei Bataillone, darunter die hannoverschen Jäger, deren heimathlicher Dialect mich erfreute. Ich begleitete sie. Einige Stunden nach Mitternacht trafen wir französische Vorposten, dann erhielten wir Schüsse aus Häusern. Im Anlauf ging es auf das Gehöft, wo ein Ringen entstand, bei dem man kaum wußte, wer Freund, wer Feind war. Während die Häuser genommen wurden, umgab mich draußen ein Haufen französisch sprechender Männer. Sie schossen nach mir, drangen auf mich ein. Ich feuerte mit dem Revolver dazwischen und wehrte mich mit dem Degen, würde aber wohl unterlegen sein, wenn nicht eine bekannte Stimme meinen Namen gerufen, und als ich „hier!“ geantwortet, derbe Stöße, die von plattdeutschen Flüchen begleitet wurden, mich befreit hätten. Alfred und einige hannoversche Jäger waren meine Erretter.

„Bist Du es, Alfred?“ rief ich verwundert, denn ich war ihm seit vielen Tagen nicht begegnet.

„Ja. — Nehmt die Gefangenen mit zu den anderen auf den Hof.“

„Wo mag der Commandeur sein?“

„Im Hause. Er ist verwundet.“

Die Gefechte dieser Winternacht waren beendigt, Vorposten ringsum aufgestellt. Nach den äußersten Anstrengungen ruhten die Truppen, unter den schützenden Dächern eng zusammen liegend. Erst bei dem Eintritt in eines der Häuser sah ich, daß Alfreds Kopf unbedeckt war und blutete.

„Es hat Nichts zu bedeuten," sagte er. „Ich will es abwaschen. Geh' nur hinein."

„Ich will den Arzt suchen."

„Der hat Wichtigeres zu thun. Es ist nur eine Schmarre."

Er wusch das Blut von der Stirn und band ein Tuch darüber. Gleich nachher lag er an meiner Seite in tiefem Schlaf.

Am anderen Morgen kamen wir in ein lebhaftes, aber nur kurzes Gefecht. Ueberall vor unserer Front wurde der Feind geworfen und floh. Die Deutschen drängten nach. Das X. Corps bemächtigte sich nach einem Straßenkampf, der bis zum Abend währte, der Stadt Le Mans vollständig.

Der General Chanzy zog sich nach dem Westen zurück. Von schwachen Abtheilungen unserer zusammengeschmolzenen Armee verfolgt, geriethen seine Truppen in immer größere Auflösung. Nur halb so viel, als womit er uns östlich der Sarthe entgegentrat, waren noch in seiner Hand.

Alfred hatte ich seit dem Morgen des 12. nicht wiedergesehen. Als ich mehrere Tage später von einer Entsendung nach Le Mans zurück kam, fand ich seine Karte, auf die er geschrieben hatte: „Mathildens jüngster Bruder ist vor Mézières verwundet. Ich suche ihn auf. Lebe wohl!" Der unermüdlich Treue! Zur Zeit, da er mich in Gefahr glaubte, die nun vorüber, war er gekommen, und in der Eile hatte ich ihm nicht einmal für die Befreiung aus Feindeshand gedankt.

Wir fanden einige Ruhe in Le Mans. Der General Bourbaki hatte die Erste Loire-Armee ostwärts geführt. Sie sollte mit einer Ueberlegenheit, deren Wirkung die Franzosen für gewiß hielten, den General Werder erdrücken, das belagerte Belfort befreien und jenseits des Rheins so verheerend auftreten, daß wir zum Schutze des eigenen Landes zurück eilen müßten. Und auf dem weiten Wege durch das sich erhebende Frankreich sollten wir vernichtet werden.

Der General von Werder und sein heldenmüthiges XIV. Corps widerstanden aber den Angriffen der dreimal stärkeren Schaaren Bourbakis und dieser mußte sich am 17. Januar nach der dreitägigen Schlacht an der Lisaine zum Rückzuge entschließen.

Das Bombardement von Paris hatte begonnen. Noch einmal versuchten die Belagerten einen Ausfall; noch einmal mußten sie, am 19. bei dem Mont Valérien geschlagen, wieder in die ausgehungerte Stadt einziehen. Und an demselben Tage besiegte der General von Goeben die französische Nordarmee bei St. Quentin.

Am 18. Januar aber, am preußischen Krönungstage, war feierlich im Königsschlosse von Versailles das Deutsche Kaiserthum proclamirt worden.

Mit Dank gegen Gott, mit Begeisterung für unseren sieggekrönten Kaiser, mit Jubel über das glorreiche Werk deutscher Erhebung begrüßten wir die herrliche Botschaft.

Die Franzosen, so tief gekränkt ihr Selbstgefühl war, hatten doch Sinn für das Große, was in ihrem Lande dem Feinde gelang. Bei der Achtung, welche sie dem Erfolge zollen, wunderten sie sich fast, daß wir gegen sie nicht stolzer, sondern gleichmüthig wie vorher auftraten.

Westlich der Sarthe fanden noch immer Zusammenstöße mit wieder vorgeschobenen Theilen von Chanzys Armee statt, und an der Loire fehlte es auch nach Bourbakis Abmarsch nicht an feindlichen Unternehmungen, die mehrere kleine Treffen zur Folge hatten. Indeß beherrschten wir einen weiten Umkreis. Am 19. Januar besetzten unsere Truppen Tours und streiften weit darüber hinaus.

Meine Hoffnung, nunmehr von Emon zu hören, wurde erfüllt. Ich erhielt folgende Zeilen von ihm:

„Villerxedy, 20. Januar 1871.

„Lieber Freund! Ich danke Gott, daß ich hierher gekommen bin und nicht zu spät. Ich habe die letzten Athemzüge meiner Mutter gehört. — Als ich kam, war sie noch bei klarem Bewußtsein und freute sich meiner Anwesenheit. Dann fiel sie in einen langen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwacht ist. Wir haben sie in ihrer Heimath bestattet, welche sie so sehr liebte.

„Da ich mich auch hier nützlich machen kann, bleibe ich bis zum Frieden bei den Verwandten.

„Herr von Born, von den ostpreußischen Ulanen, der mit seinem Detachement hier rastet, will diesen Brief an Sie besorgen. Zu meiner großen Freude wußte er, daß Sie gesund sind. Gott schenke uns ein glückliches Wiedersehen.

„Ihr Emon von Eschingen.“

Den Tod der alten Gräfin, die von dem Sohn und ihren Verwandten umgeben, in ihrem Vaterlande sanft entschlafen war, konnte ich nicht beklagen. Emon mußten die großen Ereignisse, die befriedigende Thätigkeit zerstreuen. Und dann — jetzt war er frei.

Das demagogisch unterwühlte Paris war der Hungersnoth nahe und mußte capituliren. Am 28. Januar wurde, mit Ausnahme des südöstlichen Kriegsschauplatzes, ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Um den unerwarteten Zug des Generals Bourbaki sicherer unschädlich zu machen, hatte die oberste Heeresleitung das II. und VII. Corps dem XIV. zu Hilfe geschickt. Alle diese Truppen waren als „Süd-Armee" dem General von Manteuffel unterstellt worden. Dieser machte mit dem II. und VII. Corps den kühnen Marsch über den Doubs und zwang am Schluß des Monats Januar die Massen, welche von jenem Zuge noch vorhanden waren, zum Uebertritt auf Schweizer Gebiet. Hiermit verschwand wieder eine französische Armee mit einem Schlage von dem französischen Boden.

Belfort wurde von seinen tapferen Vertheidigern geräumt und von den deutschen Belagerungstruppen besetzt.

Nun ruhten vorläufig die Waffen überall. Wie lange, hing von der französischen Nationalversammlung ab, die gewählt werden sollte, um in Bordeaux die deutschen Friedensbedingungen anzunehmen oder zu verwerfen. Die Deutschen wünschten den Frieden, die Franzosen waren zu ihm gezwungen. Ob aber die Nationalversammlung Letzteres schon jetzt einsehen werde, erschien zweifelhaft; denn Gambetta und die Kriegspartei à outrance schreckten vor neuen Handlungen verzweifelter Gegenwehr nicht zurück. Wir richteten uns darauf ein. Die Ausrüstung wurde in Stand gesetzt und die Mannschaft nicht allein ergänzt, sondern auch geübt. Gleich nachdem die Waffenstillstands-Quartiere bezogen waren, betrieben wir den Dienst wie im Frieden. Unsere regelmäßigen Exercitien imponirten den Franzosen ungemein.

Trotz reichlicher Arbeit und des in dem schönen Lande sprießenden Frühlings wurde uns der Monat des Waffenstillstandes sehr lang. Nach der Aufregung des Krieges erschlaffen die Nerven. In der Voraussicht des Friedens sehnte man sich nach Haus.

Endlich waren die Präliminarien in Versailles unterschrieben und am 1. März von der Versammlung in Bordeaux angenommen. Sie wurden sehr verschieden beurtheilt. In dem Café, wo wir uns Abends versammelten, meinte ein Regiments-Commandeur: „Die fünf Milliarden sind zu wenig."

„Oho!" rief ein anderer. „Fünf Milliarden kann kein Volk bezahlen. So viel Geld gibt es überhaupt nicht."

„Eine Milliarde, wie viel ist das?" fragte ein alter Major.

„Frankreich macht die Zahlungen durch Anleihen möglich," sagte unser Johanniter, der in Geldgeschäften bewandert war. „Aber ich wollte, wir hätten ganz Paris besetzt."

„Und lange, nicht bloß so ein Hineingucken für ein paar Stunden," setzte der Regiments-Commandeur hinzu. „Von Paris geht alles Unheil

aus. Jahre lang müßten wir darin bleiben. Denken Sie an mich, wir machen Frankreich nicht klein genug."

Am 15. März verließ der Kaiser Wilhelm den Boden Frankreichs. Von diesem Tage datirt der Armeebefehl, durch welchen der allerhöchste Kriegsherr in warmen und erhebenden Worten dem Heere Lebewohl sagte.

Die deutschen Armeen sollten das Land nach Maßgabe der französischen Zahlungen verlassen, 50,000 Mann aber die an Deutschland grenzenden Departements als Pfand für die letzten drei Milliarden noch länger occupirt halten.

Die Märsche hatten begonnen, als der Aufstand der Pariser Commune diese Räumung in Frage stellte. So lange die Regierungsgewalt in Frankreich nicht gesichert war, konnte Deutschland auf die Erfüllung der Friedensbedingungen nicht rechnen.

Die deutschen Truppen in der nördlichen und östlichen Umgegend von Paris rückten wieder nahe vor die empörte Stadt und wurden Zuschauer des Kampfes der französischen Regierung mit den Aufständischen, der bis zum Schluß des Monats Mai dauerte.

Aus dieser Zeit besitze ich einen langen Brief von Birlach, den er in Conflans-Ste. Honorine am 25. Mai geschrieben hat und aus dem ich hier Folgendes mittheile:

„Dreiviertel Jahr um Paris herum, ist das ein Vergnügen! Ich kenne zwischen Seine und Oise jedes Haus so genau, wie am Breiten Wege in Magdeburg, wohin ich nachgerade sehnlich verlange. Während des Krieges kam ich nicht recht dazu, an die Braut zu denken, aber im Waffenstillstande und bei diesem Rückmarsche vorwärts. Ihnen wird es wohl ebenso gehen.

„Jetzt ist es ganz abscheulich in diesen wüsten Schlössern. Verwüstet fanden wir sie vor, und dann schossen die Franzosen noch alle Tage ihre eisernen Zuckerhüte hinein. So lange sie das thaten, war es wirklich erträglicher. Das Scheußlichste ist der Schlußact, den unsere Feinde unter sich vor unseren Augen aufführen. Salve auf Salve knallt aus Paris. Und bevor Mac Mahon drin war, donnerten die brüderlichen Kanonen gegen einander, wie am lautesten Tage unserer Einschließung die feindlichen. Die Flammen, die unser Bombardement erzeugt, sind Nichts gegen die Gluth, welche die Pariser aus eigener Machtvollkommenheit angezündet haben. Es ist doch ein schreckliches Volk!

„Die Magdeburger bereiten ihrer Garnison einen großartigen Empfang und meine Schwiegereltern die Hochzeit. Wäre nur der Bräutigam erst da!

„Ihr Oberstlieutenant von Krelow, der seit December wieder bei'm Regiment ist, neckte mich mit der Behauptung, wir kämen zur Occupation, und die Kameraden machten es ihm nach, als ich es glaubte. Ei, warum sollte ich nicht? Es war doch möglich und wäre für mich gar hart gewesen.

„Mein Vater hat in den Casseler Lazarethen noch immer viel zu thun. Mutter schreibt, Julia von Ellerbach wäre viel liebenswürdiger geworden und rührend aufmerksam gegen ihren alternden Vater. Am Ende geht unser Trzemonski, mit neuen Lorbeeren geschmückt, nochmals auf sie los. Aber sie nimmt ihn nicht. Er thut Dienst mit einer Binde, worin er die bei Wörth angeschossene Hand trägt."

Während des Kampfes mit der Commune war in Frankfurt a. M. der definitive Friede geschlossen worden. Als der Aufstand in Paris unterdrückt, die französische Regierungsgewalt hergestellt war, nahm der Rückmarsch der deutschen Armeecorps seinen ungestörten Fortgang.

30.

Ueberall in Deutschland wurde den heimkehrenden Truppen ein festlicher Empfang bereitet. In Berlin, die jetzige Reichshauptstadt, sollten Deputationen der ganzen Armee mit dem Garde-Corps am 16. Juni feierlich einziehen.

Nicht viel früher war ich zurückgekommen und von meinen Eltern und Adele empfangen worden. Welch' ein frohes Wiedersehen war dies! Wie stolz blickte mein Vater, wie glücklich meine Mutter mich an, wie selig waren Adele und ich!

Und wie viel hatte Mutter von den Vorbereitungen zu Alfreds und meiner Hochzeit, die gleich nach dem Berliner Einzugsfeste stattfinden sollte, zu erzählen! Von Mathilde und deren Brüdern, die Beide erwartet wurden, denn auch der verwundete war gesund. Daß Onkel Georg und Onkel Wilhelm bei dieser Veranlassung aus ihrer welfischen Abgeschlossenheit heraustreten wollten, ihre Frauen dagegen sich entschuldigt hätten. Daß Cordula und ihr Mann und Marie und Justus kämen und nur Jobst und Günther nicht, weil sie noch auf dem Marsche waren. Alle Hochzeitsgäste nannte sie: Freimanns natürlich und Emon und seine Braut mit ihrer Mutter, und Leinaus. Virlachs waren ja durch die in Magdeburg bevorstehende Hochzeit verhindert. Aber Aurelius, der augenblicklich zum

ersten Deutschen Reichstage in Berlin war, hatte für sich zugesagt, seine kränkelnde Frau scheute die Reise. Wellmeiers, Zettels, die Chefs des Hamburger Hauses waren eingeladen und so weiter.

Als meine gute Mutter und ich allein waren, sprach sie mit besonderem Gefallen von Friedrich, der schon mehrere Monate zu Hause war und nun bei den Eltern bleiben wollte, wobei sie einige zarte Andeutungen, daß er die liebe, beklagenswerthe Bertha gern leiden möge, nicht unterlassen konnte.

Und wie gesprächig war sie, als sie mir die Wohnung zeigte, welche die Baronin für Adele und mich in Berlin eingerichtet hatte. Auch hierbei mischte sich die Trauer in ihre Fröhlichkeit. „Es wurde der Baronin schwer," sagte sie, „Berlin wiederzusehen ohne Christian. — Aber nun werden wir Alle glücklich." Und sie lehnte sich zärtlich an mich.

Freimanns waren froh, wieder im eigenen Hause vereinigt zu sein; Frau Sophie befriedigt von ihrem wohlthätigen Wirken in Emons Schloß, worin noch wenige Kranke verpflegt wurden und welches sie erst kürzlich verlassen hatte; und er so heiter, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er trieb Scherz über Scherz, kein Widerspruch kam aus seinem Munde, in dem Glanze des Vaterlandes erschien ihm Alles vortrefflich.

Es war ein Genuß, mit den Eltern und Adele die öffentlichen Vorbereitungen für den Einzug zu betrachten, deren Großartigkeit sie in Erstaunen setzte und deren Bedeutung sie mit warmen Herzen empfanden. Wir fuhren den weiten Weg vom Kreuzberge bis zum königlichen Schlosse. Haus an Haus wurde geschmückt, und in den Straßen wechselten reiche Ehrenpforten, verzierte Tribünen, hoch ragende Festbäume mit einer Fülle von Fahnen, Kränzen und Blumen. Dazwischen erhoben sich die Werke der Bildhauer und Maler, welche dem wieder erstandenen Deutschen Reiche und seinem Kaiser huldigten, oder Elsaß-Lothringen begrüßten, oder die Hingebung unserer Krieger, die Opferwilligkeit des Volkes priesen. Jeder blickte mit patriotischer Genugthuung auf diese schönen Darstellungen der vollbrachten Thaten und errungenen Herrlichkeit. Dazu die unzählbaren französischen Geschütze, deren Reihen unter den Linden bis zum Denkmal Friedrichs des Großen gewissermaßen Spalier für die Truppen bildeten und jetzt von dem Publikum mit dem lebhaftesten Interesse in Augenschein genommen wurden.

Alles glänzte in hellem Sonnenschein am 16. Juni, und viele hunderttausend Menschen standen Kopf an Kopf auf beiden Seiten der Einzugs-

straße und auf dem Tempelhofer Felde, wo der Kaiser die Fronten abritt und die Truppen begrüßte. Dann setzte der greise Feldherr sich an die Spitze. Ihm folgten der Kronprinz, der Prinz Friedrich Carl und die deutschen Fürsten, der Fürst Bismarck zwischen dem Feldmarschall Grafen Moltke und dem Kriegsminister Grafen Roon, die Generalität mit den zahlreichen Stäben. Und darauf die Truppen, 40,000 Mann.

Die Luft erbrauste von den Freudenrufen der zuschauenden Menge. Aus allen Fenstern blickten zwei, drei Reihen Köpfe, Damen, Herren, Kinder. Bis auf die Dächer war jeder Platz benutzt. Die Tücher wurden geschwenkt, Blumen regneten und Ehrensträuße wurden geworfen. Bald glich die Colonne, mit Kränzen bedeckt, einem wandelnden Hain. Ach, wie ungern ritt ich an den Blumen vorüber, welche Adele über mich schüttete und die von zugreifenden Leuten Anderen gereicht wurden. Aber eine Rose bekam ich. Nach ihr verlangte ich so dringend, daß die Nächsten sie einem Jungen gaben, der nachlaufend sie mir brachte. „Die is wohl von die Liebste?“ sagte der Schlingel.

Auf dem Pariser Platz, dessen weiter, herrlich geschmückter Raum von festlich gekleideten Herren und Damen gefüllt war, standen die Behörden, der Reichstag, viele Corporationen, die Invaliden der Befreiungskriege und blühende Mädchen, welche dem Kaiser die Huldigung der Reichshauptstadt darbrachten. Einen solchen Anblick hatte die Victoria auf dem Brandenburger Thor noch nicht gehabt, obgleich sie ihr Eisernes Kreuz schon länger als ein halbes Jahrhundert trug.

Die Kaiserin, zu welcher die Armee, die ganze Nation dankbar aufblickte, — hatte sie doch die Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger auf das Wirksamste gefördert — sah den Einzug von dem Balkon des Palais. Und ihr gegenüber blickte der Alte Fritz mit Wohlgefallen auf Wilhelm, den Siegreichen, auf „Unseren Fritz“ und den eisernen Friedrich Carl, auf alle Helden, die da defilirten.

Der alte Kaiser hielt unermüdlich hier in der Sonnengluth zu Pferde und wandte keinen Blick von den bei ihm vorbei marschirenden Truppen.

Und ein noch viel älterer Reiter sah zu, der siebenundachtzigjährige Feldmarschall Wrangel, der sich über Alles freute und nur das Eine beklagte, daß er diesmal nicht, wie noch 1866, hatte mit reiten können in den Krieg.

Das Publicum rief den Garde-Regimentern seine Grüße zu, jauchzte in freudigem Stolz, als die französischen Adler und Fahnen vorbei ge-

tragen wurden, und brachte begeisterte Hochs der Deutschen Armee, als es deren Deputationen erblickte. Diese bestanden aus Officieren und Mannschaften, welche durch persönliche Auszeichnung berufen waren, ihr Corps zu vertreten. Unter ihnen befand sich auch Norgart.

Den Schluß der erhebenden Feier bildete die Enthüllung des großen Monuments, welches dem König Friedrich Wilhelm III. vor dem Schlosse in Berlin errichtet worden war. Alle, welche das in solcher Zeit vollendete Werk betrachteten, mußten die glückliche Wendung im Schicksale unserer Nation dankbar empfinden. Mit welchen Gefühlen mag der Kaiser an seinen Vater gedacht haben! Was Diesem nach unsäglichen Leiden trotz der Opfer und Siege seines Volkes nicht gelang: Deutschland einig und stark zu machen, das hatte der glücklichere, der heldenmüthige Sohn vollbracht.

Doch auch nach schweren Kämpfen und beklagenswerthen Verlusten. Mit der Freude dieses unvergeßlich schönen Tages mischte sich tiefe Wehmuth. Denn Viele wurden in den siegesfroh einher marschirenden Reihen vermißt. Tausende ruhten in der Erde der Schlachtfelder und viele Tausende waren verstümmelt und krank.

Norgart sprach ich seit seines Schwagers Tode zum ersten Mal, nur einen Augenblick. Er wollte gleich weiter nach Ellerbachs Gut, wo seine Frau war.

Dort fehlte nur ein theures Haupt. Anderen Häusern hatte der Krieg alle Söhne geraubt. Es gab Familien, die 1864 und wieder 1866 und abermals jetzt in Trauer waren.

Aber die Schmerzensthränen wurden im Verborgenen geweint. Konnten die glorreichen Thaten das persönliche Leid nicht bannen, ein Trost waren sie auch den Traurigsten. Und Keiner mochte sich kleinmüthig zeigen in so großer Zeit.

Vielleicht hat dieser Heroismus, so wenig er äußerlich hervortreten mochte, die Ausländer in der von Furcht und Eifersucht eingeflößten Meinung bestärkt, die Kriegslust lasse das mächtige Deutschland nicht ruhen; jetzt bedrohe es andere Staaten.

Wer den Gesprächen unserer sieghaften Soldaten gelauscht hat, der weiß, daß wir nicht kriegslustig sind. Wer die Schrecken des Krieges muthig durchlebt hat, der kennt die stählende Kraft, der bewahrt den Stolz des mannhaften Kampfes und ist bereit, Alles für das Vaterland hinzugeben; aber was er wünscht, das ist die Erhaltung des Friedens.

Es war keine Ueberhebung in der Armee. Die Truppen des kaiserlichen Frankreich hatten uns ihre ausgezeichneten Eigenschaften, der Wider-

stand der Republik die Vaterlandsliebe unserer Feinde in Achtung gebietender Weise gezeigt. Wir mußten nach dem Erfolge die unvergleichliche Organisation unserer Wehrkraft, die entscheidende Bedeutung unausgesetzter Friedensarbeit um so höher schätzen. Und das erhabene Vorbild unseres herrlichen, frommen Kaisers wies darauf hin, die Siegesgewißheit auch ferner durch treue Pflichterfüllung zu erstreben.

So wenig wie das Heer verlangte die Nation nach weiterer Vergrößerung. Wir hatten erkämpft, was wir zu unserer Sicherheit gebrauchten, und vollauf zu thun, unser äußerlich fertiges Haus im Inneren auszubauen und seine Grenzen zu schützen.

Solche Betrachtungen stellten sich bei dem Begrüßungsfeste der heimkehrenden Krieger von selbst ein und gaben ihm die rechte Weihe. Daß Adele daran ebenso verständnißvoll, wie begeistert theilnahm, erhöhte mein Glück.

Wenige Tage, nachdem sie mit meinen Eltern Berlin verlassen hatte, fuhr ich zu der eigenen und des Freundes Hochzeit nach dem holsteinischen Gute.

Der alte Capitän hatte gebeten, daß wir Beiden zusammen kämen. Ich traf Alfred auf dem Bahnhof in Altona. Er hatte schräg über der Stirn eine Narbe als bleibende Erinnerung an jenes Nachtgefecht bei Le Mans, wo er mich befreite.

An der Gutsstation wurden wir von dem Capitän und dem Inspector mit einem bekränzten Wagen erwartet, und Jener hielt eine Art von feierlicher Begrüßungsrede. Im Dorfe war eine Ehrenpforte errichtet, auf welcher das Eiserne Kreuz von deutschen Fahnen umgeben prangte und bei der uns der Cantor und die Schuljugend mit der „Wacht am Rhein" feierten. „Wir wollten auch ein Einzugsfest haben," sagte der Capitän, als wir uns bedankten. Seine Augen glänzten in großer Fröhlichkeit.

Von der Ehrenpforte bis zur Kirche standen die Dorfbewohner, riefen Hoch! und schwenkten die Mützen und Tücher.

An der Pfarre hieß uns der Pastor willkommen. Die Pastorin, Frau Charlotte und Mathildens Brüder hatten sich zu ihm gesellt.

Dann fuhren wir in die Allee, deren Bäume durch Guirlanden verbunden waren, nach dem Schloßhofe, wo Friedrich uns mit seiner lebhaften Empfindung umarmte.

Im Schlosse hatte sich die Familie mit Eichborns versammelt. Das Wiedersehen war nicht allein herzlich, sondern, was mir sehr wohlthat, auch heiter. Adelens Eltern wollten der Freude wieder zugänglich sein, und Bertha überwand ihren Schmerz in der Theilnahme an unserem Glücke.

Für die zahlreichen Gäste war Alles bereit. Mathildens Brüder hatte Frau Charlotte aufgenommen; für die Angehörigen unserer Familie, für Aurelius und Emon war in unserem Hause Platz. Alle Anderen sollten im Schlosse wohnen.

Die Verwandten kamen am Abend, Onkel Georg und Wilhelm hierher zum ersten Mal. Seit meinem Eintritt in den preußischen Dienst hatten sie ihre Schwester nicht gesehen. Erst waren sie aus Welfenprincip, später auch aus Verlegenheit und Bequemlichkeit fern geblieben, was den Wünschen ihrer noch welfischeren Frauen entsprach. Die Verbindung, welche unsere Familie mit der des Barons zu schließen im Begriff stand, glaubten sie durch ihre Anwesenheit ehren zu müssen, und da sie unbefangen und herzlich empfangen waren, so durchbrach allmählich die Freude der Wiedervereinigung ihr anfangs zurückhaltendes Wesen. Cordula und Marie waren sehr natürlich geblieben und sehr stark geworden, Justus kräftig, Cordulas Mann, der ehemalige Dragonermajor, wenig verändert. Er knüpfte bald ein eifriges Gespräch über den letzten Krieg an, den er genau verfolgt hatte, so daß er von einzelnen Gefechten Ortsnamen, Datum und Truppentheile richtig angeben konnte, wogegen Onkel Wilhelm Nichts davon zu wissen und kaum die Schlacht bei Mars la Tour zu kennen schien, obgleich sein Sohn Justus an den Ehren Theil hatte, welche die Garde-Dragoner dort erwarben.

Für meine Onkel existirte die Weltgeschichte seit 1866 nicht. Die Begeisterung, welche durch das deutsche Volk ging, war ihnen unverständlich. Sie wußten, daß wir jetzt einen Kaiser hatten, und das war ihnen ganz recht; ich glaube, weil sie sich hierdurch besser mit der Stellung ihrer Söhne im Heere abfanden. Als ihren König erkannten sie den Kaiser nicht an. Sie sprachen viel von Seiner und Ihrer Majestät, womit sie den König Georg und die Königin Marie meinten.

Ebenso unverändert war ihr und meiner Cousinen hannoverscher Adelsdünkel, den ihr Benehmen gegen unsere Hausgenossin erkennen ließ. Das bürgerliche, mit ihnen nicht verwandte Mädchen wollten sie unbeachtet lassen. Mathildens geistige Ueberlegenheit machte sich ihnen jedoch alsbald mit glücklicher Laune und schnellem Witz fühlbar.

So verstrichen diese späten Abendstunden wenigstens ohne die Störungen, welche meine Mutter befürchtet hatte.

Der andere Vormittag war mit Besuchen und dem Empfang der nach und nach eintreffenden Gäste reichlich gefüllt. Zuerst kamen Freimanns.

Sie interessirte es, den alten Capitän persönlich kennen zu lernen und Schloß und Park zu besehen. Der Capitän gefiel Herrn Freimann so, daß er ihn fast allein in Anspruch nahm.

Dann kamen mit demselben Eisenbahnzuge Emon und die Freunde aus Cassel und Hannover.

Herr von Leinau, Wellmeiers und Zettels waren alt geworden, Frau von Leinau noch schön und sehr anmuthig. Die Thränen traten ihr in die Augen, als sie mich wieder sah. Daß der Senator gebeugt ging, Herr von Leinau grau geworden war, entsprach der gewöhnlichen Wirkung der Zeit; aber Dieser und auch der viel jüngere Zettel stellten sich so dar, daß man auch die Wirkung des engen Kreises bemerkte, in welchem sie stehen geblieben waren.

Emon theilte mir wehmüthig und glücklich mit, daß er sein Trauerjahr vorüber gehen lassen, dann heirathen wolle und darauf mit seiner Frau, bis er sie in das erneuerte Schloß führen könne, zu reisen gedenke.

Es war gut, daß er und Aurelius unser Haus zugleich betraten; denn Letzterem waren meine Onkel natürlich abgeneigt, der Graf von Eschingen dagegen interessirte sie und hatte die Gefälligkeit, sie mit allerlei unverfänglichem Gespräch angenehm zu unterhalten.

Am späten Nachmittage trafen die Chefs des Handlungshauses und andere Freunde Alfreds aus Hamburg ein. Jene waren alte Herren von vornehmer Haltung, deren Ausdruck sowohl des Gesichts, wie der Rede ihre große Erfahrung und weltmännische Bildung sofort kundgab.

In dieser Gesellschaft, wozu noch Pastors und einige Gutsnachbaren kamen, wurde im Schlosse der Polterabend so erfreulich verlebt, wie die Erinnerung an die Fehlenden zuließ.

Wie schön war am Hochzeitstage die Welt! Keine Wolke am blauen Himmel. Die glitzernden Wellen des Sees plätscherten und die tanzenden Blätter am Waldsaum raschelten, als hätten sie sich das Lustigste zu erzählen.

Aus der, in einen Blumenhain verwandelten Halle des Schlosses ging der lange Hochzeitszug, in der Allee unter den Kranzgewinden von der festlich geputzten Dorfschaar freudig begrüßt, nach der Kirche, vor derem Altar Adele mir, Mathilde Alfred angetraut wurde.

Glückselig wie in dieser Stunde sind wir, Gott sei dafür gedankt, mit einander bis heute geblieben.

Ich will aber meine Erzählung nicht schließen, ohne die Trinksprüche an der Hochzeitstafel zu verzeichnen. Nachdem der Pastor noch einmal der

jungen Ehepaare gedacht hatte, erhob sich Onkel Georg. Er brachte in einer Form, die verbindlich sein sollte, aber etwas steif war, die Gesundheit meiner Schwiegereltern aus. Dann sprach Aurelius in ergreifenden Worten von meinem Vater, dem verdienten Manne, von meiner Mutter, die jetzt so große Freude erlebte. Mein Schwiegervater dankte seinen Gästen für ihre Theilnahme an diesem Feste, und mein Vater brachte der hannoverschen Heimath ein Hoch.

Jetzt ließ Onkel Wilhelm sein Glas klingen und hielt folgende Rede: „Old Hanover for ever! Hannover hat viel Gutes geliefert, zum Beispiel den Herrn Capitän hier am Tische, den tapferen Invaliden von 1848. Schade, daß zwischen den Düppeler Knicks unsere Cavallerie Nichts machen konnte. Sie war die beste der Welt. Seine Majestät hat allerhöchstselbst mir einmal gesagt: Meine Cavallerie ist die beste der Welt. Cordula, Dein Mann war dabei. Ich erinnere an Garzia-Hernandes. —“

„Was ist das?“ fragte Emon. Onkel Wilhelm, etwas aus dem Text gebracht, fuhr in seinen hannoverschen Erinnerungen fort: „Das Motto unserer Kürassiere —“

Wir mußten an Wichard denken und sahen, wie schmerzlich betroffen meine Schwiegermutter war.

„Pardon!“ entschuldigte er sich. „Ich wollte von Langensalza nicht sprechen. Ich bitte, ein Glas auf das Wohl des Herrn Capitäns zu leeren.“

Die Zustimmung, welche dieser Vorschlag fand, verwischte den Eindruck von Onkel Wilhelms speech, und hierzu halfen auch die warmen Worte über Schleswig-Holstein, welche wir nun von dem Senator Wellmeier hörten.

Noch einmal erhoben sich meine beiden Väter, Adelens Vater, um denen, welche die Leiden des Krieges gemildert, und besonders Emon und Freimanns für das Gute, was sie uns gethan, zu danken; und mein Vater, um Hamburg und Alfreds Chefs zu feiern. Hierauf erwidernd, sprach Einer von diesen große Lobsprüche für Alfred aus und Herr Freimann pries in zierlichen Versen zu allgemeiner Freude Emon und seine Braut.

Am Schluß stand der alte Capitän auf, stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch, hielt in der rechten das Glas und redete in gemessen feierlicher Weise: „Der letzte Trinkspruch war so heiter, wie eine glückliche Jugend. Der meinige soll allen Jungen an dieser Festtafel gelten, der deutschen Jugend überhaupt. Sie hat sich bewährt und wird einst des jungen

Reiches Stärke sein. Von den Brüdern der jungen Frau Mathilde hat einer für das Vaterland geblutet, der andere Wunden geheilt. Der junge Garde-Dragoner, der Sohn des geehrten Herrn, welcher die Freundlichkeit hatte, meine Gesundheit auszubringen, ist in einem der größten Reiterkämpfe der Kriegsgeschichte mitgeritten. Meine Freunde Ernst und Alfred haben jeder zwei Ehrenzeichen heimgebracht. Ernst zwei Eiserne Kreuze und Alfred eines und eine Narbe. Und der Bruder der jungen Frau Adele, der ein Kind von vier Jahren war, als ich hierher kam, Friedrich ist jetzt ein standhafter Mann, der seine Treue an Deutschland bewiesen, den Dank von Hunderten erworben hat und die Liebe Aller verdient.

„Mein Hoch gilt der Jugend. Möge sie den Ruhm der Nation, welcher den Lebensabend der Alten verschönt, hüten und mehren!“